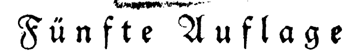
Leopold von Ranke

Weltgeschichte

Dritter Band





Fünfte Auflage

*

1922

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhaltsverzeichnis
zum dritten Bande.

I. Das altrömische Kaisertum.

I.

Das altrömische Kaisertum.

Das menschliche Geschlecht hatte, insoweit es an der geschichtlichen Entwickelung teilnahm, gleichsam einen Mittelpunkt gefunden. Die Gemeinwesen der älteren Welt, die sich politischer und religiöser Unabhängigkeit erfreuten und darüber miteinander zerfielen, waren alle unter die Herrschaft des mächtigsten von ihnen, der römischen Republik, geraten. In dieser selbst war dann eine einheitliche Macht zur höchsten Autorität gelangt: das Prinzipat war gebildet worden. Das eigentümlichste der neuen Gewalt lag darin, daß sie Rom beherrschte; an Rom aber knüpfte sich die Herrschaft über die Welt. Das Prinzipat konnte sich nicht von den republikanischen Formen losreißen: Senat und Volk blieben immer mit gewissen Rechten bekleidet; in ihrem Namen wurde die Autorität in den Provinzen ausgeübt. Als eine reine oder auch ursprünglich zu diesem Zweck errichtete Civilgewalt jedoch war das Prinzipat nicht emporgekommen; es beruhte auf den Waffen; der Princeps war zugleich der Imperator aller Legionen, so daß die Provinzen von noch nicht völlig gesichertem Besitz seiner unmittelbaren Verwaltung anvertraut waren, während auch die übrigen zu den für die Erhaltung der Militärmacht erforderlichen Aufwendungen herbeigezogen wurden. Auf dem Übergewicht der Militärmacht beruhte aber wieder der Gehorsam, welchen das Prinzipat in Rom fand. In die Unterordnung unter den Princeps mußte die Hauptstadt sich fügen, weil sonst ihre Stellung gefährdet worden wäre; hätte Rom, wie ein Autor des Jahrhunderts sagt, den Gehorsam verweigert, so würde es seiner Weltherrschaft verlustig gegangen sein. So war diese Gewalt entstanden; sie war nicht ein Resultat des Nachdenkens, sondern der Begebenheiten. Das Prinzipat in der Stadt, das Imperium über die benachbarte Welt fallen in der Idee zusammen. Die Provinzen waren einer Übermacht erlegen, die auf eine centrale geographische Position begründet und durch eine lange Reihe ununterbrochener Siege befestigt, ihnen keine Hoffnung übrig ließ, sich derselben jemals entschlagen zu können. Die einzige Möglichkeit dazu hätte in einer inneren Entzweiung der römischen Gewalten in sich selbst gelegen. Aber die letzten Ereignisse hatten gezeigt, daß ein daraus

entsprungener Krieg, weit entfernt, die Unabhängigkeit der einzelnen Landschaften zu befördern, vielmehr dazu diente, sie in noch strengerer Unterwürfigkeit gefesselt zu halten. Das Bestehen einer einheitlichen Autorität zugleich über Rom und über die demselben unterworfenen Völker war eine Notwendigkeit geworden. Man sah darin ein Geschick, welches über die Menschen erhaben ist; mit der Verehrung der Roma, welche die Hauptstadt symbolisierte, vereinigte sich die Verehrung des Augustus, der in dieser selbst die oberste Autorität in den Händen hatte. Beiden zugleich wurden in den Provinzen Tempel und Altäre errichtet.

Denn noch lebte alles in diesen Vorstellungen über das Verhältnis von Gottheit und Menschen.

Die einheitliche Gewalt, die nun zustande kam, war, wie bemerkt, weder eine Abart des orientalischen Despotismus, noch auch eine naturwüchsige Monarchie. Sie war das eigenste Produkt der Zustände, die auf den Eroberungen beruhten, und durch Kriegsentscheidungen hervorgerufen. Das Kaisertum trug seinen Namen von Julius Cäsar, der die Grundlage geschaffen, aber in dem Augenblicke, als er weitergreifen wollte oder doch zu wollen schien, den Untergang über sich hereingezogen hatte. Eine vollkommen definierte Staatsgewalt war es noch nicht geworden; aus der Art und Weise, wie es entstand, ging doch auch wieder eine thatsächliche Beschränkung hervor. Denn wenn die Formen der Republik gewahrt wurden, so hatte das die Folge, daß auch der republikanische Geist sich erhielt und fortwährend regte. Und nicht zu absoluter Unterwürfigkeit waren die bezwungenen Völker gebracht worden. Sie hatten die Souveränität verloren, die sie einst besaßen, aber andere Bestandteile ihres nationalen Lebens bewahrt; eine gewisse innere Autonomie war den grichischen Städten, die den Orient bedeckten, immer geblieben. Die Anbetung der einheimischen Götter wurde nicht etwa von der römischen Religion verdrängt; die Römer selbst widmeten ihnen an Ort und Stelle ihre Verehrung. Diesen alten Unabhängigkeiten gegenüber bildete das Kaisertum keine eigentliche Monarchie; es war eine Art von Hegemonie, deren Machtbefugnis hinreichte, um jedes Widerstreben zu unterdrücken, und welche die Idee der Gesamtheit repräsentierte.

Eine solche Autorität aber war nicht allein für die damaligen Zustände unentbehrlich; ich fürchte nicht, die Grenze der Historie zu überschreiten, wenn ich ausspreche: sie war die Bedingung für die Fortentwickelung der Welt. Das Kaisertum hatte eine universalhistorische Aufgabe von weitestem Umfang. Diese bestand in der Vereinigung der ursprünglich voneinander sehr verschiedenen Nationalitäten, wie sie sich um das Mittelmeer her entwickelt hatten, zu einer homogenen Gesamtheit. Ein langes, stetiges Ineinandergreifen der friedlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräko-römische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte. Das aber bedingte wieder die Bildung

einer konsistenten Kulturwelt, deren Bestehen für das menschliche Geschlecht von unendlicher Bedeutung gewesen ist. Sie mußte stark genug sein, um den entgegengesetzten Weltkräften Widerstand zu leisten und zugleich im Inneren noch weiteren Entwickelungen Raum zu geben. Wie die Republik und das Kaisertum selbst durch die Waffen gegründet worden, so mußten sie durch die Waffen behauptet werden. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß hieraus für das innere Gedeihen die größten Schwierigkeiten erwuchsen.

Eine unaufhörliche Wechselwirkung zwischen den äußeren Kriegen und der Autorität der Imperatoren in den inneren Angelegenheiten lag in der Natur der Sache. Wo aber ließen sich die Männer finden, die im Besitz der Gewalt des unbedingten Gehorsams im Kriegslager gewohnt, doch die Mäßigung zu beobachten gewußt hätten, welche das Wesen der menschlichen Gesellschaft erfordert, oder solche, welche geeignet für die Geschäfte des Friedens, auch die Waffen zu führen imstande gewesen wären? Erschütterungen und durchgreifende Krisen konnten nicht ausbleiben. Nicht allein aber auf die Verteidigung der unterworfenen Gebiete wollte man sich beschränken: die Imperatoren meinten, von Eroberung zu Eroberung fortschreitend, den ganzen Erdkreis, wie sie ihn sich dachten, zu umfassen und alle Völker dem römischen Scepter zu unterwerfen. So falsch ihre Vorstellung von dem Erdkreis auch immer war, so übte doch ihr Vorhaben einen unermeßlichen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten aus. Indem sich ein neuer, weiterer Horizont eröffnete, so erhoben sich zugleich Gegensätze von allgemeiner, noch über das, was man sah und erlebte, weit hinausreichender Bedeutung. Unmöglich konnte es das Ziel der universalhistorischen Bewegung sein, daß alle Völker in den Heiligtümern der Stadt Roma und des Augustus anbeten sollten, woraus eine geistige und religiöse Knechtschaft hätte entstehen müssen. Die Religion des menschlichen Geschlechtes konnte nicht an eine Autorität geknüpft werden, die in Mitte von Ereignissen entsprungen war, welche die Unterwerfung der anderen Nationalitäten herbeigeführt hatten. Die Menschheit mußte vielmehr aufatmen von diesem Zwang. Da geschah es nun, daß die Römer bei einer von dem Mittelpunkt ihrer Herrschaft nicht weit entfernten Nation einen Widerstand fanden, der ihnen Grenzen anwies, vielleicht zum Nutzen der unter Rom vereinigten Provinzen, die um so mehr in den Fall kamen, durch ihr inneres Zusammenwirken sich zur centralen Kulturwelt für immer auszubilden, gewiß aber zur Rettung der noch unbezwungenen Völkerelemente, zunächst des europäischen Nordens. In und mit dem Widerstand zeitigte die Nation, die ihn leistete, eine innere Kraft, durch welche ihr noch ein ganz anderes Schicksal vorherbestimmt wurde, als das, eine römische Provinz zu sein. Und zugleich entsprang in dem Innern des Reiches eine Religion, welche das Menschengeschlecht als ein zusammengehöriges Ganzes begriff und demselben eine unmittelbare Beziehung zu der Gottheit und den göttlichen Dingen vindizierte, — die nicht mehr in den Kreis lokaler Anschauung gebannt war.

Der Fortgang der Welteroberung und der Widerstand, auf den sie stieß, die Entwickelung der Alleinherschaft inmitten der inneren Schwierigkeiten und mannigfach widerstrebenden Elemente, endlich der Gegensatz der partikularen Religionen, welche das Reich beherrschten und der Idee der allgemeinen Religion, die innerhalb desselben emporkam, bilden den Inhalt, ich sage nicht der folgenden Erzählung, die doch nur unvollkommen sein kann, sondern des in der welthistorischen Bewegung sich kundgebenden und vollziehenden Lebens. Denn darin könnte man den idealen Kern der Geschichte des menschlichen Geschlechtes überhaupt sehen, daß in den Kämpfen, die sich in den gegenseitigen Interessen der Staaten und Völker vollziehen, doch immer höhere Potenzen emporkommen, die das allgemeine demgemäß umgestalten und ihr wieder einen anderen Charakter verleihen. Hier haben wir das nicht näher zu erörtern, sondern nur von den Völkerkämpfen und den Lebenselementen, die dabei zur Erscheinung kommen, zu handeln. Zuerst von dem Fortschritt der Welteroberung und dem Widerstand der Germanen, wie er denn auch allem anderen der Zeit nach voranging, mag hier die Rede sein.

Erstes Kapitel.

Invasion der Römer in Germanien.

Glorreich und prächtig ist die Schilderung, die Augustus in dem Monumentum Ancyranum von dem Erfolge seiner Kriegsthaten entwirft. Cäsar hatte den Römern das Atlantische Meer eröffnet; Augustus rühmt, daß er die Küsten des Atlantischen Meeres in ihrer ganzen Ausdehnung beherrscht und in Ruhe erhalten habe — von Gades bis an die Elbe. Der erste Blick zeigt, welch ein Fortschritt des nach der Weltherrschaft trachtenden Ehrgeizes der Römer darin liegt, daß sie die westliche See beherrschten. Aus Britannien waren Einladungen an Augustus ergangen, die von Cäsar daselbst begonnenen Unternehmungen wieder zu erneuern. Der Niederlage des Crassus zum Trotz hatte er auch den entfernten Orient nicht aus den Augen verloren. Von Indien, rühmt er, seien Gesandte nach Rom gekommen: von den Parthern ihm die Spolien des Crassus ausgeliefert worden; von Ägypten seine Macht nach Äthiopien und Arabien vorgedrungen.

In der Mitte zwischen diesen entfernten Marken vollzog sich die Bewegung des römischen Reiches über das westliche Europa.

Augustus gedenkt der Überwältigung der Alpenvölker; — und was könnte historisch wichtiger sein, als daß er die schneebedeckte Scheidewand

vollends durchbrach, welche den Kontinent von der apenninischen Halbinsel schied? Was Hannibal und einige germanisch-celtische Völker von der entgegengesetzten Seite her versucht hatten, um Rom zu stürzen, das vollführten die Römer von ihrer Seite, um die Welt zu unterwerfen. Noch behaupteten die Salasser, die Nachbarn der Tauriner, eine unabhängige Stellung. Um den Durchgang durch ihre Alpenpässe, für den sie sich wohl einmal einen Tribut haben zahlen lassen, zu sichern und ihren Gewaltthätigkeiten überhaupt ein Ziel zu setzen, war die Kolonie Eporedia angelegt worden. Diese aber wurde von ihnen überfallen und vernichtet. Hierauf hat sie Terentius Varro Murena von verschiedenen Seiten her angegriffen und vollkommen überwältigt; ihre kriegstüchtige Mannschaft wurde in die Sklaverei verkauft; Augustus schickte dreitausend Römer in ihr Gebiet, die dann Augusta Prätoria daselbst anlegten. Die Südabhänge der rhätischen Alpen vereinigte Augustus mit Italien. Nur das Innere des Gebirgslandes blieb noch unzugänglich. Im Jahre 15 vor unserer Ära (739 d. St.) drangen die beiden Stiefsöhne des Augustus in das Gebirge ein: der eine von Italien längs der Etsch in die Tridentiner Alpen: es ist der jüngere, Drusus; er ging über den Brenner und rückte in das untere Innthal vor. Die Straße, die er eröffnete, ist dieselbe, die seitdem immer im Gebrauch geblieben ist. Indessen gelangte der andere, Tiberius Nero, von Gallien her an den Bodensee, besiegte die Vindelicier, die sich ihm an der Insel Reichenau entgegenstellten, und drang ebenfalls in die Alpen ein. So viel Thäler, so viel unabhängige Stämme — die vereinten Römer suchten sie jetzt hier auf und bezwangen sie, nicht ohne auf die tapferste Gegenwehr zu stoßen. Um nicht immer aufs neue mit ihnen kämpfen zu müssen, wurden viele von ihnen nach anderen Wohnsitzen weggeführt. Bald sehen wir an der Nordseite der Alpen Augusta Vindelicorum gegründet.

In den norischen Alpen sind wir den Römern schon in dem Kampfe mit den Cimbern begegnet. Seitdem waren diese Gebirge hauptsächlich durch Augustus und Agrippa den illyrisch-celtischen Stämmen entrissen worden. In dem oberen Pannonien eroberte Augustus Segestica, die Hauptstadt der Skordisker, welches dann der Mittelpunkt aller weiteren militärischen Unternehmungen gegen Pannonien wurde. Die ursprünglich celtischen Bevölkerungen nahmen römische Sprache und Sitte nicht viel weniger leicht an, als die gallischen.

Wollte man das Verdienst des cäsarischen Hauses um das römische Reich im allgemeinen bezeichnen, so würde es darin zu setzen sein, daß es die celtischen Bewegungen, die bisher die Grenzlande der Kultur durch unaufhörliche Angriffe in Atem gehalten hatten, allenthalben überwältigte. Alles greift ineinander: die Eroberung Galliens durch Cäsar, die Organisation dieser großen Gebiete durch Augustus, die Bezwingung der celtischen Völkerstämme, denen einst Alexander der Große begegnet war, die Besitznahme der Alpenpässe. Überall wurden die Celten romanisiert.

Da stießen nun aber die Römer nochmals mit den Germanen zusammen, deren Sonderung von den Celten in diesen Zeiten zwar nicht geschehen, aber zuerst historisch erkennbar ist.

In der Epoche der Oberherrschaft der Celten über Mitteleuropa haben sich auch Germanen nicht selten ihren Kriegszügen angeschlossen. Das hörte aber auf, seitdem die Römer den celtischen Völkern siegreich entgegentraten. Eine Zeitlang war es zweifelhaft, ob die Römer oder die Germanen das Übergewicht erlangen würden; unwiderruflich war es jetzt an die Römer übergegangen, denen nun die Germanen in ihrer Besonderheit gegenüberstanden.

Die Kämpfe der Römer mit den Germanen, die dann erfolgten, knüpfen unmittelbar an die Unternehmungen Cäsars an. Nach wie vor war den Römern das meiste daran gelegen, den Einwirkungen der Germanen auf Gallien ein Ende zu machen. Mit der Überwältigung gallischer Renitenten beschäftigt, hielt es der Gehülfe des Augustus, Vipsanius Agrippa, für notwendig, noch einmal über den Rhein zu gehen; er war der zweite der römischen Feldherren, der Germanien betrat. Wenn er es ratsam fand, diejenigen den Römern befreundeten Ubier, welche noch auf dem rechten Rheinufer wohnten, auf das diesseitige Gebiet zu verpflanzen, so veranlaßte er dadurch wieder, daß die Sueven, deren Feinde von jeher, um so mächtiger wurden, so daß sie den Rhein überschritten; sie mußten mehr als einmal zurückgewiesen werden. Aber der kleine Krieg dauerte immer fort. Nach einigen Jahren regte sich die alte Feindseligkeit der Sigambern und der von ihnen aufgenommenen Stämme der Usipeter und Tenchterer aufs neue: sie schlugen einige Römer, deren sie habhaft wurden, ans Kreuz, gleich als wäre es ihnen noch darum zu thun gewesen, die erlittene Unbill an den Römern zu rächen. Sie gingen dann über den Rhein, überfielen die römische Reiterei, der sie einen Hinterhalt gelegt hatten, und drangen bis zu dem eigentlichen Lager der Römer, welches Marcus Lollius befehligte, vor; sie erfochten auch hier wider Erwarten den Sieg. Unter diesem Eindrucke einer fortdauernden Kriegsgefahr von seiten der Germanen, die mit den unbotmäßigen Galliern im Verständnis waren, haben die Römer den Gedanken gefaßt, die Nation, die sich ihnen bei ihrem Vorhaben der Welteroberung in den Weg stellte, mit Gewalt zu bezwingen und ihrem Imperium einzuverleiben.

Das linke Rheinufer ward durch eine Anzahl von Fortifikationen an den bedrohten Stellen vor jedem unerwarteten Angriff gesichert; dann wurden, wahrscheinlich unter Benutzung des Bettes der Yssel Kanalbauten ausgeführt, die eine sichere Kommunikation mit der Nordsee eröffneten. Das wohlgelegene Borkum eroberte Drusus durch Belagerung und schickte sich nun an, die Küste des nördlichen Germaniens auf die eine oder die andere Weise zu unterwerfen. Er fuhr mit seiner Flotte die Mündung der Ems herein und warf den Widerstand der Brukterer, die zwischen Lippe und Ems saßen, durch die Überlegenheit seiner Fahrzeuge mit Hülfe der Friesen nieder. Zur See haben

die Römer an den Küsten der Chaucen durch die ihnen unerwartet eintretende Ebbe eine schwere Gefahr bestanden und sind nur durch den Beistand der Friesen aus derselben gerettet worden. Eine sehr bestimmt auftretende Überlieferung meldet, Drusus habe an der Weser und Elbe militärische Stationen errichtet. Augustus versichert, die römische Schiffahrt sei noch weiter vorgedrungen, in Regionen, die noch niemand vor ihm befahren habe.

Man nimmt das ideale Ziel der Welteroberung wahr, welches aus einem ungeheuren geographischen Irrtum entsprang. Man meinte nach Osten weiter schiffend in das Kaspische Meer gelangen zu können, das einen Busen des indischen Weltmeeres bilde, welches die Erde umkreise. Mit diesem auf ein Unerreichbares gerichteten Ehrgeiz, welcher die Phantasie erfüllte, trat nun ein anderer in Verbindung, der durch die dringendsten militärischen Erwägungen hervorgerufen wurde. Man wollte nicht allein die Küsten beherrschen, sondern das innere Germanien erobern.

Drusus richtete seine Waffen zunächst gegen die Sigambern, die im Einverständnis mit den Bewohnern des linken Rheinufers wieder einen Übergang über den Fluß versucht hatten. Es kam ihm zu statten, daß zwischen den Sigambern und ihren Nachbarn ein innerer Krieg ausgebrochen war. Die Sigambern lagen gegen die Chatten zu Felde, als Drusus abermals in ihr Gebiet einbrach. Er durchzog es in Abwesenheit der streitbaren Mannschaft und gelangte bis an die Weser.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich darin eine Kombination des Angriffes auf das innere Germanien mit dem maritimen Unternehmen erkenne. Beide zielten dahin, durch die Eroberung Germaniens das Weltreich zu vollenden. Was würde daraus erfolgt sein, wenn es den Römern gelungen wäre, eine feste Stellung an der Weser zu nehmen und dabei zugleich der Nordsee Meister zu bleiben! Dazu aber waren die Dinge noch nicht vorbereitet.

Als Drusus an der Weser anlangte, sah er sich von den nötigen Lebensmitteln entblößt und mußte sich entschließen, den Rückmarsch nach dem Rhein einzuschlagen. Aber indes war in den entzweiten germanischen Stämmen eine Vereinigung zustande gekommen; es war doch wohl zum erstenmal, daß die fremde Invasion eine solche hervorrief. Cherusker, Sigambern und Sueven setzten sich gegen die Römer in Bewegung. Man erzählt, zwanzig Centurionen seien in ihre Hände gefallen und von ihnen gleichsam als ein ihren Bund bekräftigendes Opfer ans Kreuz geschlagen worden. Gar nicht in Zweifel darüber, daß sie die Legionen überwältigen würden, hatten sie schon im voraus untereinander das Abkommen getroffen, daß von der sicher zu erwartenden Beute den Sueven, welche die entferntesten waren, Gold und Silber, den Cheruskern die Pferde, den Sigambern die zu Sklaven gemachten Gefangenen zu teil werden sollten. Aber eben in der Verteidigung ihrer Stellungen waren die Römer am stärksten. Der mit Hast und ohne Ordnung unternommene Angriff der Germanen wurde abgeschlagen; sie selbst, ihre Pferde und ihre kostbaren Halsketten wurden nun unter die Römer verteilt.

Dabei blieb es jedoch auch dann, daß die Römer von ihrer Invasion abstanden. Sie begnügten sich, an dem Zusammenfluß der Lippe und Liese, an einer Stelle, welche topographisch und militärisch große Vorteile darbot, ein Kastell zu errichten, Aliso, welches für spätere Unternehmungen einen Stützpunkt zu bilden imstande war. Ein anderes Kastell wurde im Gebiete der Chatten aufgerichtet; man meint es in Kastel oder vielleicht in der Saalburg wiederzufinden. Von da aus sind die Feldzüge noch einige Jahre bis zum Tode des Drusus fortgesetzt worden. Dessen Bruder Tiberius Nero, der nach ihm die Heerführung übernahm, vermied den offenen Krieg. Wir erfahren da wieder eine Handlung des cäsarischen Hauses, wie die gegen die Usipeter ausgeübte.

Die germanischen Gesandten, die zu Augustus kamen, wurden beschieden, daß man mit ihnen ohne die Teilnahme der Sigambern nichts verhandeln könne. Als endlich deren Botschafter anlangten, ließ Augustus sie sämtlich, die ersten und die letzten, festhalten und nach verschiedenen Municipien verteilen, wo sie in Verzweiflung sich selbst umgebracht haben.

Hierauf konnten sich die Sigambern nicht mehr mit demselben Nachdruck verteidigen, wie früher: Tiberius war imstande, den größten Teil von ihnen auf das linke Rheinufer hinüberzuführen, wo sie zur Seite der Ubier angesiedelt wurden. Auch in den folgenden Jahren ist freilich der Friede durch mancherlei Feindseligkeiten unterbrochen worden; und Tiberius, der neunmal in Germanien gewesen ist, hatte mancherlei ernste Verwickelungen zu bestehen. Von großen Siegen, die er erfochten hätte, weiß weder sein Bewunderer Vellejus, der ihn begleitete, viel zu erzählen, noch auch ein späterer. Man erfährt nur, daß er die streitbarsten Völkerschaften, namentlich die Cherusker, für sich gewann und Germanien vom Rhein bis an die Elbe durchzog, wo ihm dann die Flotte von der Mündung hereinschiffend, begegnete. Er hatte auch die Chaucen, in deren Gewässern Drusus jenen Unfall erlitten, pacifiziert. Nicht allein deren Führer, sondern die gesamte Landesjugend, deren hoher Wuchs den Römern auffiel, erschienen vor ihm in seinem Lager. Sie hatten ihre Waffen niedergelegt, während die Römer in ihrem prächtigen kriegsmännischen Schmuck sie umgaben. Die römische Flotte fand nirgends in der Nordsee Widerstand; ihre Vereinigung mit dem Landheer machte den tiefsten Eindruck auf die Germanen, die vor Waffenglück und Majestät eine eingeborene Ehrfurcht hegten. Man weiß, daß einer der Ältesten und Vornehmsten einer Völkerschaft, welche das rechte Ufer der Elbe bewohnte, auf einem Nachen bis in die Mitte des Flusses heranruderte, sich erst versicherte, daß er freundliche Aufnahme finden werde, und dann, als er vor Tiberius kam, den Tag glücklich pries, wo er die Götter, von denen er bisher nur gehört, mit Augen gesehen habe. Die Religion der Waffen, welche die Römer zusammenhielt, übte auch auf die Germanen einen überwältigenden Einfluß aus. Germanien bot in diesen Jahren fast den Anblick einer unterworfenen Provinz dar.

Wie aber, wird man fragen, konnte es soweit kommen? Tiberius selbst hat gesagt, er habe mehr durch Klugheit ausgerichtet, als durch Krieg. Aber welcher Mittel konnte sich seine Klugheit bedienen? Ich finde ein durchgreifendes Moment, welches die Situation erklärt und beherrscht. Es ist das folgende. Aus jenen suevischen Gauen, welche Cäsar, als sie sich zu gemeinschaftlichem Widerstand rüsteten, nicht angriff, hatte sich ein kleines Reich erhoben unter der Führerschaft der Markomannen, die schon bei Cäsar als ein Bestandteil der Sueven bezeichnet werden; an ihrer Spitze stand ein unternehmendes Oberhaupt, Maraboduus, der in Böhmen — das heißt doch wohl den weiten Bezirken des Böhmerwaldes, von wo er die Bojer verjagte — seinen Sitz nahm und, von einem Heere umgeben, das auf 70000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter geschätzt wird, eine nach allen Seiten hin Furcht erweckende Stellung einnahm. Er bedrohte die Römer, deren Herrschaft in Noricum und Pannonien keineswegs befestigt war, nicht minder aber auch die Germanen selbst, gegen die er, wie die alten Sueven, deren zusammengeraubte Spolien und Schätze auf ihn übergegangen waren, unaufhörlich kämpfte, um sie an sich zu ziehen oder vielmehr zu unterwerfen.

In ihm erscheint der erste wirkliche Fürst der Germanen. Er brachte in die Mannigfaltigkeit ihrer auseinandergehenden Kriegsunternehmungen von bloß lokaler Bedeutung die Einheit Eines Willens. Den Römern trat er zuweilen als unterwürfig und gehorsam zur Seite, bald nachher aber wieder als ebenbürtig und in feindlicher Haltung gegenüber. Auch ohne ein ausdrückliches Zeugnis darüber zu haben, wird man annehmen dürfen, daß die kriegdrohende Stellung des Marbod das vornehmste politische Moment war, durch welches die Völker des mittleren Germaniens, namentlich der um die Weser her liegenden Gebirgslandschaften, bewogen wurden, mit Tiberius in Verständnis zu treten und das römische Heer innerhalb ihrer Marken zu dulden. Sie sahen in Tiberius einen eventuellen Verbündeten gegen Marbod.

Werfen wir den Blick auf die politisch-militärische Lage dieser Regionen, so nehmen wir vier verschiedene Mächte wahr: die Pannonier, schon großenteils unterworfen, aber noch immer den Krieg zu erneuern fähig und bereit; die Germanen, keineswegs bezwungen, aber doch zu einer Art von Anerkennung der römischen Autorität gebracht; die Römer selbst mit bedeutenden Streitkräften in Germanien und Pannonien unter der Leitung des umsichtigen und entschlossenen Tiberius; in ihrer Mitte das neue, aus den Konflikten der Germanen untereinander und mit den Römern hervorgegangene suevisch-markomannische Königtum des Marbod, der ein zum Teil in römischer Art und Weise ausgebildetes Kriegsheer aufstellte und von Böhmen aus nach allen Seiten hin überzugreifen Miene machte. Im inneren Deutschland waren besonders die Cherusker, deren Verbindung mit den Sueven zu jenem Angriff auf Drusus nur eine vorübergehende gewesen sein kann, von Marbod gefährdet. Für Tiberius selbst war die Freundschaft der Germanen in dem Verhältnis gegen Marbod nicht allein erwünscht, sondern unentbehrlich.

Endlich im Jahre 6 unserer Ära kam es so weit, daß Tiberius ein großes Unternehmen gegen Marbod nicht länger aufschieben mochte. Er wollte Marbod von Carnuntum her angreifen, während das römische Heer aus Germanien unter seinem Legaten Sentius Saturninus durch das Gebiet der Chatten gegen die Markomannen vorrücken sollte, was ohne ein friedliches Verhältnis mit den deutschen Stämmen unmöglich gewesen wäre. Er hatte bereits ein Lager an der Donau aufgeschlagen; Saturninus war im vollen Marsch, um ihm entgegen zu kommen. Sie waren nur wenige Tagereisen von einander entfernt.

Aber in diesem Moment brach ein allgemeiner Aufruhr in Pannonien aus. Vielleicht eben daher mag derselbe entsprungen sein, daß Tiberius in offenen Krieg gegen Marbod geriet, so daß die römischen Legionen anderwärts beschäftigt, den Pannoniern weniger furchtbar erschienen. Höchst gefährlich aber wäre es gewesen, den Krieg gegen Marbod fortzusetzen und Pannonien sich selbst zu überlassen: Italien und Rom würden von da einen unmittelbaren Angriff zu erwarten gehabt haben. Eine Bewegung schien sich anzubahnen, wie sie in späteren Jahrhunderten wirklich stattgefunden hat. Ein Heer von ein paar hunderttausend Mann zu Fuß und eine zahlreiche Reiterei sollte nach Italien vordringen; ein anderes warf sich auf Macedonien. Pannonien selbst wurde in stand gesetzt, sich gegen die Römer zu verteidigen, nachdem man die dort schon weit vorgeschrittene Kolonisation vertilgt, die Angesiedelten und Handeltreibenden großenteils umgebracht und sogar einige Truppenabteilungen vernichtet hatte. Man sieht, wie umfassend die Verwickelung der kontinentalen Angelegenheiten in diesem Augenblick war. Die Römer, die sich des rechten Donauufers bemächtigt hatten und so gut wie Meister in dem Rheingebiete waren, verrieten die Absicht, sich an der Elbe zu befestigen und die Herrschaft über die Nordsee vollkommen in Besitz zu nehmen. Es hätte ihnen gelingen können, wenn sie Marbod niedergeworfen hätten. Allein der Aufruhr in Pannonien, der das Donaugebiet mit Einem Schlage entfrembete, machte alles zweifelhaft und bedrohte selbst den Sitz der Macht. Kaiser Augustus hat im Senat ausgerufen: binnen zehn Tagen könne der Feind vor Rom stehen.

Da ließ sich nun die Unternehmung gegen Marbod nicht mehr ins Werk setzen: die Gefahr würde sich verdoppelt haben, wenn derselbe den Aufstand unterstützt hätte. Marbod selbst hat gesagt: er sei von zwölf Legionen angegriffen worden, habe aber die alte Unabhängigkeit unverletzt behauptet. Die Verflechtung der Dinge ließ es zu keinem neuen Angriff gegen ihn kommen — wie es bei Vellejus heißt: Tiberius mußte das Notwendige dem Rühmlichen vorziehen; auch in Rom erwartete man die Rettung ausschließlich von seiner Führung.

Es ist ein Moment in der Gründung des römischen Weltreiches, daß Tiberius den Empörten mit überlegener Vorsicht und Geschicklichkeit begegnete. Die andringenden Massen mußte er durch teilweise Angriffe auseinander zu

halten und die ihm besonders entgegengesetzten Heerhaufen in unwirtbare Gebirge zu drängen. Wo es zu wirklichem Schlagen kam, behielten die römischen Truppen die Oberhand. Einmal sind die Römer doch in große Bedrängnis geraten. Es waren fünf neue Legionen zur See herübergekommen, denen dann nochmals Hülfstruppen unter einem thracischen König zur Seite standen; aber den beiden Konsularen, die sie befehligten, fehlte es an der Vorsicht des Tiberius: sie stießen mit dem Feinde zusammen, ehe sie von dessen Nähe unterrichtet waren. Die Reiterei wurde geschlagen; die Kohorten wandten den Rücken; bei den Feldzeichen der Legionen zeigte sich Zaudern und Ratlosigkeit. In diesen selbst aber regte sich die altgewohnte Entschlossenheit; sie empörten sich gegen die Führer, die sich untauglich erwiesen. In dieser Aufwallung haben sie den Feind nicht allein abgewehrt, sondern niedergeworfen.

Tiberius hätte nun ein sehr zahlreiches Heer zur Wiederunterwerfung Pannoniens verwenden können; er beschied sich jedoch, von den Truppen, die zwar den Sieg erfochten hatten, aber eigenmächtig und unbotmäßig, nur diejenigen zu behalten, von denen er unbedingten Gehorsam erwarten durfte; sein Winterquartier war das feste Segestica. Seine Legaten nahmen ebenfalls gute Winterquartiere; sie wirkten mit ihm im besten Verständnis zusammen. Und so weit kam es hierdurch in der That, daß in dem nächsten Jahr die Empörung ihre Energie verlor; von den vornehmsten Führern der Pannonier gerieten die einen in Gefangenschaft, die anderen überlieferten sich selbst. Im Sommer des Jahres 8 unserer Ära war die Herrschaft der Römer in Pannonien so gut wie hergestellt. Der Aufruhr wütete noch in Dalmatien; aber auch hier wurde er im folgenden Jahre durch Marcus Ämilius Lepidus, dem Tiberius die Führung anvertraut hatte, niedergeschlagen. Dalmatien und Pannonien waren den Römern unterworfen. Und da sich auch Marbod infolge des Friedens ruhig verhielt, und einige unbesiegte Legionen in Germanien standen, so lag es gleichsam in der Sache, wenn die Unterwerfung Germaniens und damit die Erweiterung des Reiches wieder aufgenommen wurde.

Da aber ist eine Erhebung im inneren Deutschland zum Ausbruch gekommen, welche dessen Unabhängigkeit rettete und damit zugleich dem Fortgang der römischen Welteroberung Einhalt that.

Die Legionen in Germanien waren einem Manne von politisch-militärischem Rufe, der zur Pacifikation eines Landes von zweifelhaftem Gehorsam besonders geeignet erschien, anvertraut worden. Es war Publius Quintilius Varus, dessen Vater zu den Republikanern gehört hatte, der aber selbst durch seine Gemahlin Claudia Pulchra mit der Familie des Augustus in verwandtschaftliche Verbindung getreten war. Als Präses von Syrien hatte er dem kaiserlichen Hause in den Verwickelungen mit Judäa, die zugleich volkstümliche und religiöse waren, die besten Dienste geleistet und die Herrschaft Roms im Osten wesentlich befestigt. Seine Stärke bestand in der Verbindung der jurisdiktionellen Autorität mit dem Übergewicht der Waffen. In Germanien

sollte Varus nicht eigentlich Krieg führen, sondern das friedliche Verhältnis ausbilden, das Tiberius angebahnt hatte. Er war von einer Körperbeschaffenheit und Gemütsart, die ihm die stolze Ruhe des Lagers erwünscht machten. Nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat man den Silberfund von Hildesheim von der Haushaltung, die Varus in seinem Lager eingerichtet hatte, hergeleitet: das prächtige Gerät entspräche seinem Rang und seiner Art und Weise zu leben.

Die Überlieferung ist, Varus habe gemeint, die Germanen durch die Rutenbündel des Liktors und den Ruf des Herolds an die Unterordnung unter die Römer zu gewöhnen; er habe sogar Landesversammlungen abgehalten und Ladungen vor seinen Richterstuhl ergehen lassen. In seinem Lager übte er eine Gerichtsbarkeit aus, die wenigstens nicht allen Germanen unangenehm zu sein schien; denn daß die Streitsachen durch wohlerwogenen Spruch, nicht durch Zufall und Gewalt, etwa durch den Ausschlag eines Zweikampfes, entschieden wurden, war vielen ganz recht. Die meisten jedoch nahmen Anstoß daran: Rede und Gegenrede bei dem Verfahren waren ihnen nicht verständlich; das Leben des Germanen schien davon abzuhängen, ob der Prokonsul in zorniger Aufwallung oder in milder Stimmung sei.

Und wie hätte es der streitbaren Jugend des Landes nicht mißfallen sollen, einem Römer zu gehorchen, der nicht einmal Kriegsruhm besaß? In dem vornehmsten Stamme des Wesergebirges, den Cheruskern, der nach dem Fall der Sigambern der nächste war, auf den sich die römischen Herrschaftsbestrebungen erstreckten, regte sich, ohne daß ein besonderer Anlaß gemeldet würde, das eingeborene Selbstgefühl. Der Grund lag ohne Zweifel darin, daß sie dazu beigetragen hatten, den Römern Pannonien zu unterwerfen; in dem dadurch erweckten Bewußtsein ihrer Kraft wollten sie nicht den Römern selbst unterworfen werden, wie die Pannonier.

Unter ihnen lebte ein junger Mann, der diese Feldzüge mitgemacht und römische Ehren erworben hatte, nach dem germanischen Kriegsgott Arminius genannt. Der zeitgenössische Geschichtschreiber, der eben auch in Pannonien gedient hat und den deutschen Helden persönlich gekannt haben wird, sagt von ihm: er sei von edler Herkunft, starkem Arm, rascher Auffassung und einer bei den Barbaren ungewöhnlichen geistigen Entschlossenheit gewesen; aus seinen Augen habe das Feuer seiner Seele hervorgeleuchtet. Recht eine Ausgeburt und ein Ausdruck der germanischen Natur: heldenmütig, sorglos, feurig und rasch. Aber das nicht allein; mit diesen Eigenschaften wird man in großen Verwickelungen nicht ausreichen: zugleich leidenschaftlich angeregt und in der Tiefe planvoll.

Das Verhältnis zu den Römern hatte, wie angedeutet, Zwietracht unter den Cheruskern selbst hervorgebracht. Die beiden Parteien, von denen die eine sich fügen wollte, die andere nicht, verfolgten einander mit dem bittersten Haß. Wir vernehmen, daß manche Römischgesinnte von den Gegnern niedergemacht worden sind. Man kann nicht zweifeln, zu welcher Partei Arminius gehörte.

Der erwähnte Geschichtschreiber, der den Begebenheiten sehr nahe stand, berichtet: Arminius habe die unsichere Lage der Römer erkannt und nach und nach auch andere überzeugt, man könne sie überwältigen, wenn man sie in ihrer vermeintlichen Sicherheit angreife. Zur Ausführung eines solchen Gedankens aber gehörte, daß man ihn in undurchdringliches Dunkel verhüllte. Wohl wurde Varus gewarnt von den Vornehmsten der Cherusker selbst, einmal oder zweimal. Die ersten, unter denen Segestes genannt wird, sollen dem Prokonsul den Vorschlag gemacht haben, die Führer der beiden Parteien verhaften zu lassen und eine Untersuchung anzustellen, wem er am meisten vertrauen dürfe. Aber Varus achtete nicht darauf; er sah, wie es scheint, in dem Hader der Stammeshäupter nur einen persönlichen Zwist; er bildete sich ein, die, die bei ihm verklagt wurden, oftmals seine Tischgenossen, auf immer an seine Person gefesselt zu haben. Immer weiter griff der nationale Widerwille um sich. Die Anwesenheit der Legionen in einem festen Lager, das den Mittelpunkt aller weiteren Fortschritte der Römer bildete, schien der Jugend des Landes, welche Verlangen danach trug, in der bisherigen Ungebundenheit, die dem alten Herkommen entsprach, zu leben, unerträglich.

Man faßte den Entschluß, den verhaßten Feind anzugreifen, aus dem Lande zu treiben oder zu Grunde zu richten.

In dem ausführlichen Bericht, den Dio Cassius aufbewahrt hat, lesen wir: Varus habe von seinem Lager aus eine Anzahl fester Positionen eingenommen, mit denen er die feindseligen Regungen niederzuhalten meinte, und dann sich verleiten lassen, zur Unterdrückung eines Aufruhrs, dessen Ausbruch ihm gemeldet wurde, tiefer in das Land vorzurücken. Indem die Römer auf einem Zuge durch eine Landschaft, die noch keine Straßen darbot, in Verlegenheit gerieten, schritten die einverstandenen Stammeshäupter dazu, den in der Stille vorbereiteten Angriff ins Werk zu setzen. Die Natur des Landes kam den Germanen zu Hülfe. Es ist der Nachteil, in den eine militärisch disciplinierte Armee bei ihrem Vorrücken durch eine im primitiven Zustand befindliche Waldregion gerät, welchen uns die weitere Erzählung darbietet. Die vielfach durchschnittenen Anhöhen, die Thalgründe, die man überbrücken mußte, anhaltende Regengüsse, die den Weg noch schwieriger machten, ein hinzutretender Sturm, in welchem die Äste und Wipfel der mächtigen Bäume herabstürzten, — alles dies wirkte zusammen, um die Römer an dem Aufschlagen einer regelmäßigen Lagerbefestigung zu verhindern; ihre in der Eile aufgeworfene Verschanzung wurde von den herandringenden Germanen angegriffen und erobert. Man wird dabei, wenn es erlaubt ist, so fernabliegende Ereignisse zu vergleichen, an die Tage von Saratoga erinnert, welche die Freiheit von Amerika begründet haben: auch in dem Angriff der Germanen lag doch eigentlich Verteidigung.

Die Erzählung hat einen großartigen Charakter; man wird sie nicht aufgeben dürfen. Zu bedauern ist nur, daß sie mit einem Umstand schließt, dessen Unrichtigkeit außer Zweifel steht. Wie Varus, sollen sich alle Befehls-

haber seines Heeres selbst getötet haben — ein Ereignis, das, wenn es in diesem oder auch nur annäherndem Umfang sich zugetragen hätte, von den der Zeit nahestehenden Autoren, von welchen uns kürzere Berichte erhalten sind, mit großer Emphase wiederholt worden wäre. Aber diese geben überhaupt einen ganz anderen Bericht von der Varusschlacht.

Ihnen zufolge ist das römische Lager in seinem ruhigen Bestand in einem Augenblicke angegriffen worden, in welchem Varus auf seinem Tribunal zu Gericht saß; die militärischen Vorkehrungen hatte er so sehr vernachlässigt, daß die eindringenden Germanen keinen Widerstand fanden, die Truppen, die sich zu widersetzen versuchten, niedermachten und dann einen vollkommenen Sieg errangen. Nur die Reiterkohorten konnten entkommen.

Die beiden Berichte sind grundverschieden, und ich wage keinen Versuch, sie zu einem Ganzen zu gestalten. Darf ich eine Meinung über die Differenz aussprechen, so würde sie dahin gehen, daß der letzterwähnte Bericht in der Hauptsache wahrheitsgetreu ist. Es ist wahrscheinlich derselbe, welcher an Tiberius erstattet wurde und hiebei zur Kunde des Vellejus kam. Im allgemeinen stimmt er auch mit der Schilderung überein, welche Tacitus von dem Wiederauffinden des Lagers in etwas späterer Zeit gegeben hat; man glaubte damals, dieses selbst in seiner ursprünglichen Gestalt und in den Vorkehrungen, die zu weiterer Verteidigung getroffen wurden, zu erkennen. Von dem Bericht Dios sollte ich meinen, daß er ein partielles Ereignis, welches bei dem Durchzug einer Abteilung römischer Truppen durch die germanischen Urwälder vorkam, richtig geschildert — nur insofern irrig, als er die Anwesenheit des Varus bei demselben voraussetzt und die partielle Niederlage für eine allgemeine erklärt. Sollte sich Varus wirklich, um einen Aufruhr in einer entfernten Landschaft zu bekämpfen, mit seinem ganzen Heere in Bewegung gesetzt haben, und zwar mit dem ungeheuren Troß, der ihm zugeschrieben wird? Man würde ihn nicht der Saumseligkeit anklagen, wie es geschieht, sondern der äußersten Verwegenheit. In dem älteren Bericht tritt mehr die Tapferkeit und Keckheit der Germanen, die ein römisches Lager anzugreifen wagen und es überwältigen, ins Licht; in dem jüngeren sind es die Naturverhältnisse, denen der Sieg zugeschrieben wird. Ohne Zweifel haben die beiden Momente zusammengewirkt. Die Germanen bedienten sich der Vorteile, welche die Beschaffenheit des Landes ihnen darbot; aber sie legten zugleich nicht nur Tapferkeit, sondern Fühlung des Momentes, Planmäßigkeit und Gemütserhebung an den Tag. Es wird ihren Eifer nicht allein nicht geschwächt, sondern eher verdoppelt haben, daß sie die große Sache im Widerspruch mit einheimischen Gegnern, die sich den Römern fügen wollten, unternommen haben. Daß auch ihre einheimischen Gegner dadurch zurückgedrängt wurden, versteht sich von selbst; aber der Erfolg, dessen die Geschichte zu gedenken hat, war ein universaler, in dem Verhältnis zwischen Römern und Germanen entscheidender.

Der Vater des Varus hatte das Unglück des Brutus nicht überleben

wollen; durch den unerwarteten Unfall mitten im Glück in seiner Seele gebrochen, tötete sich Publius Quintilius Varus, nachdem er für die Sache des Augustus im Kampfe unterlegen war. Einer der Unterbefehlshaber, Cejonius, hat es, dem älteren Berichte zufolge, über sich gewonnen, als er den größten Teil der Römer vernichtet sah, sich gefangen zu geben, wurde aber von den Siegern umgebracht: denn Erbarmen kannten diese nicht. Die Anwälte in den Gerichtssitzungen, die ihnen in die Hände fielen, haben die Germanen getötet, gleich als würde damit nur eine zischende Natter aus der Welt geschafft.

Viele Römer von vornehmster Herkunft, die sich bei Varus befanden, weniger um den Krieg zu lernen, als durch den Kriegsdienst sich den Weg zu senatorischem Range zu bahnen, sind dabei in Gefangenschaft geraten und mußten fortan als Hirten oder Hauswächter dienen.

Die gleichzeitigen Römer gaben das Unglück der Verblendung des Varus, der Feigheit der anderen Führer, noch mehr aber dem dunklen Walten des Geschickes Schuld. Und auch die Geschichte muß bestätigen, daß dem Ereignis eine allgemeine und auf immer nachwirkende Bedeutung zukommt. Augustus, erzählt man, habe in heftiger Erregung von dem Schatten des Varus die ihm anvertrauten Legionen zurückgefordert. Er soll selbst eine Bewegung in Rom gefürchtet und Vorkehrungen gegen eine solche getroffen haben; denn sein Thron beruhte auf der Meinung von der Unbezwinglichkeit seiner Kriegsheere.

Aber die Germanen hatten es bloß auf Abwehr, nicht auf eigene Angriffe abgesehen. Lucius Asprenas, der Neffe und Legat des Varus, hütete mit ein paar anderen Legionen den Rhein und sorgte dafür, daß das rechtsrheinische Gebiet nicht völlig verloren ging.

So hat Augustus selbst noch erleben müssen, daß, wie im Osten durch die Parther, so im Westen durch die Germanen dem römischen Reiche Grenzen gesetzt wurden. Eben das gehört zur Signatur der Zeit, daß die innere Konsolidation und die äußere Begrenzung, wenigstens die kontinentale, in dem Leben des Augustus zusammentreffen.

Nach seinem Tode trat nun vor allem das Werk der Konsolidation des Reiches hervor, das wir sogleich berühren werden. Nachdem das Prinzipat einen Fortsetzer in Tiberius gefunden hatte, wurde der Krieg gegen Germanien, der aber nicht, wie früher, auf Landeseroberung zielte, sondern nur darauf, die Ehre der römischen Waffen herzustellen, wieder aufgenommen.

Mit seinen nach einigem Schwanken zu vollem Gehorsam zurückgeführten Legionen drang der Neffe des Tiberius, Sohn des Drusus, der bereits den Beinamen Germanicus getragen hatte, unter dem wir seinen Sohn allein kennen, in Deutschland ein, um die Germanen wieder des Sieges zu entwöhnen, die erlittene Niederlage an ihnen zu rächen.

Im Jahre 15 hatte er die Überreste der in der Varusschlacht gefallenen Römer begraben; doch hatte der Anblick des Schlachtfeldes einen solchen Eindruck auf die Gemüter gemacht, daß bei dem Rückzug, welcher, sowie Armin

sich erhob, angetreten werden mußte, der Schatten des Varus schreckend vor dem Anführer Cäcina aufstieg.

Im Jahre 16 machte Germanicus den Versuch, den empörten Volksstämmen von einer anderen Seite her beizukommen. Er hat da zweimal einen Vorteil erfochten, das erste Mal bei jenem Walkürenfelde Idistaviso, das zweite Mal bei dem sogenannten Steinhuder Meer, wo er sich ein blutiges Andenken stiftete. Dadurch war die Niederlage erst gerächt; die beiden in die Hände der Germanen gefallenen Adler waren auf die eine oder die andere Weise wieder herbeigebracht worden. Aber an Unterwerfung war nicht zu denken. Ein Sturm, welcher die Flotte traf, verleidete den Römern vollends jeden Gedanken an eine Erneuerung des Kampfes. Die Erinnerung an Varus, der Schrecken des Meeres wirkten zusammen.

Entscheidend war aber die Entschließung des Tiberius selbst. Dieser hielt dafür, wie er an Germanicus schrieb, daß man nun genug gekämpft und genug Unfälle erlitten habe; für die Niederlage des Varus sei Rache genommen und in Germanien nichts mehr durch offene Waffen zu erreichen: man müsse die Germanen ihren inneren Entzweiungen überlassen.

Tiberius bekräftigte dies mit dem eigenen, von ihm gegebenen Beispiel. Noch einen anderen allgemeinen politischen Grund könnte man nicht in Abrede stellen. Denn welches auch der Ausgang der Kriege in Deutschland sein mochte, so berührte derselbe die höchste Gewalt in Rom zu nahe, um leichthin versucht zu werden. Wenn sie unglücklich verliefen, so wurden die Zustände in Gallien und Italien selbst bedrohlich. Aber auch ein glücklicher Erfolg war gefährlich, da ein solcher dem Cäsar in Rom leicht einen Nebenbuhler verschaffen konnte. Aus allen diesen Gründen hat Tiberius den Germanicus abberufen und den ferneren Angriffen auf Deutschland Einhalt gethan — eigentlich eine Entschließung, welcher in der Verflechtung der geschichtlichen Ereignisse eine hohe Bedeutung zukommt: die beiden Welten, die germanische und romanische, wurden dadurch fürs erste von einander geschieden.

Die Germanen wurden, wie Tiberius mit Recht bemerkte, für die römische Welt durch ihre inneren Entzweiungen unschädlich. Schon bei den Rachezügen des Germanicus war das zu Tage gekommen.

Arminius hatte sich mit der Tochter jenes Segestes vermählt, der ihn einst bei Varus angeklagt hatte. Von der durch den Sieg zur Herrschaft gelangten Partei bedrängt, rief Segestes gleich bei dem ersten Zuge des Germanicus die Römer zu Hülfe und diese befreiten ihn aus der Burg, in welcher er belagert wurde. Die Gemahlin des Arminius selbst fiel in ihre Hände. Anschaulich und schön wird sie von Tacitus geschildert: sie vergoß keine Thränen, sie ließ keine Bitten vernehmen; sie hielt die Hände an dem Busen zusammen und schaute auf ihren schwangeren Schoß. Sie teilte die Gesinnung ihres Gemahls, nicht die ihres Vaters; ihr Schicksal lag darin, daß sie im Streite zwischen beiden in die Hände der Feinde geraten war; sie ist die erste deutsche Frau, welche in der Historie erscheint; auf dem größten

und berühmtesten aller geschnittenen Steine des Altertums, der die Apotheose des Augustus, den Triumph des Germanicus darstellt, glaubt man ihr Abbild zu entdecken. So ist auch Armin eigentlich die erste greifbare, verständliche Gestalt der deutschen Urzeit. Keine Sage hat ihn durch populäre Ausschmückung der Geschichte entrückt; sie würde ihn den Blicken wieder verhüllt haben.

Mit doppelter Kriegsleidenschaft erfüllte es Armin, daß seine Gemahlin samt seinem Kinde in die Hände der Römer gefallen war. Dann aber forderte noch eine ältere Feindseligkeit seine Thatkraft heraus. Es war die einen Augenblick beschwichtigte, dann wieder ausgebrochene Zwietracht zwischen Cheruskern und Sueven, von welcher das gegenseitige Verhältnis der germanischen Stämme untereinander eine Zeit lang beherrscht wurde. Marbod war während des Kampfes zwischen Cheruskern und Römern, der so höchst unerwartet ausbrach, ruhig geblieben. Nun aber rief die emporkommende Macht der Cherusker die alte Eifersucht wieder wach. Semnonen und Langobarden fielen von Marbod ab und traten dem Kriegshelden bei; aber auch Marbod hatte, und zwar unter den Cheruskern selbst, Bundesgenossen, was die volle Entwickelung der Macht dieses Stammes unter Arminius überhaupt verhinderte. Zwischen Marbod und Arminius ist es zu einer großen Feldschlacht gekommen, die jedoch zu keiner definitiven Entscheidung führte. Marbod rief die Hülfe der Römer an; diese aber sahen der Feindseligkeit der Germanen untereinander mit selbstsüchtiger Ruhe zu. Marbod erschien ihnen allezeit sehr gefährlich. Tiberius hatte dessen Verhältnis zu Rom mit dem verglichen, in welchem einst Philipp von Macedonien zu Griechenland, Pyrrhus zu den Römern gestanden, — nicht mit Unrecht, wie ja die vornehmsten der späteren Angriffe gegen Rom eben von Stämmen vollzogen wurden, die dem Reiche des Marbod angehörten. Auch die Gotonen werden unter diesen genannt. Ein vornehmer Gotone aber war es, der, von Marbod verjagt, in der gefährdeten Lage desselben den Mut faßte, in dessen Gebiet mit einer starken Mannschaft einzubrechen; es gelang ihm, unterstützt von einigen Großen, die Burg des Reiches einzunehmen, in welcher die einst von den Sueven zusammengeraubten Schätze aufbewahrt wurden. Marbod verzweifelte, sich zu behaupten, und nahm die Einladung des Tiberius, nach Italien zu kommen, an (im Jahre 19 unserer Ära). Eine lange Reihe von Jahren hat er noch in Ravenna, wohin auch einer der pannonischen Häuptlinge gebracht worden war, gelebt: seine Anwesenheit diente dazu, die Feindseligkeiten der Völkerschaften, über die er geboten hatte, im Zaum zu halten.

Auf der anderen Seite geriet auch Armin in Verdacht, nach einer allgemeinen Oberherrschaft zu trachten. Von seinen eigenen Verwandten ist er umgebracht worden.

Von weiteren Vorgängen in dem inneren Germanien erfahren wir lange Zeit wenig; die Germanen blieben auf sich selbst angewiesen. Aber eben dies ist die Zeit, aus der wir einen Bericht über ihre Zustände von Meisterhand

besitzen, der uns einen Blick in die älteste occidentale Welt und zugleich in die deutsche Vergangenheit eröffnet.

Die Griechen sind auf ihre Heldensagen und deren poetische Darstellung, die Römer auf eine mannigfaltig ausgearbeitete, aber doch ebenfalls mit Dichtung erfüllte Tradition verwiesen; die Urzeit der Germanen wird von einem Historiker ersten Ranges geschildert, der sie gekannt hat; es ist Cornelius Tacitus.

Schon ein Menschenalter vorher hatte der Philosoph Seneca den moralischen Wert und die hohe Bestimmung der Germanen hervorgehoben. Wo finde man, sagt er, eine Nation, die mutvoller, waffenbegieriger, zu jeder Unternehmung bereitwilliger sei, als die Germanen? „In den Waffen werden sie geboren und erzogen, auf nichts anderes wenden sie Sorgfalt. Gegen die Härte ihres Himmels sind sie wenig geschützt. Sie wissen nichts von verweichlichendem Luxus oder von Reichtum. Wenn sie vernünftige Ausbildung und strenge Zucht erhalten, so wird es auch für Rom notwendig werden, auf die echt römischen Sitten zurückzukommen". In diesem Sinne nun sah sie Tacitus an.

Auffallend vor allem ist bei ihm, wie weit er den Begriff Germanien ausdehnt. Er betont den germanischen Ursprung der Nervier und Trevirer auf das stärkste und schildert dann das linke Rheinufer, obwohl den Römern unterworfen, doch als ein im Grunde germanisches Land; in Wahrheit ist den Germanen die Hut der Grenzen und des Flusses selber anvertraut. Denn nicht dazu sind sie aufgenommen worden, um bewacht zu werden, sondern um zu bewachen. Die oberrheinischen und niederrheinischen Stämme des linken Ufers sind noch alle Germanen, nur mit dem Unterschied, daß jene ihre volle Freiheit bewahren, diese dem römischen Imperium angehören.

Leicht geht Tacitus über das Decumatenland weg, das von Galliern bevölkert ist; berichtet aber dann über deren vorliegende Grenznachbarn, die Chatten, deren Gesinnung er in den Worten schildert, daß sie nicht sowohl die Schlachten lieben, als den Krieg. Mit Vorliebe erwähnt er die Mattiaker — sie saßen damals am Taunus —, welche die römische Autorität am meisten anerkennen, ferner die Usipeter und Tenchterer den Ubiern gegenüber. An Stelle der Brukterer, mit denen Drusus geschlagen hatte, finden wir bei Tacitus die Chamaver und Angrivarier, von denen die Brukterer niedergeworfen, wenn auch nicht vernichtet worden waren; Tacitus preist die Gunst der Götter, die den Römern vergönnt habe, die Germanen sich untereinander zu Grunde richten zu sehen. Eigentlich nur bis zu den Friesen reicht seine Kunde. Die Seefahrten waren aufgegeben; von der Elbe hörte man kaum mehr; man sprach auch hier von den Säulen des Herkules. Genauere Kenntnis legt Tacitus erst wieder an den Tag, wo er der germanischen Völker am linken Ufer der Donau gedenkt. Er erwähnt die Hermunduren in ihrem friedlichen Verkehr mit den Römern und die Beziehungen der Markomannen und Quaden zu denselben, die noch Könige aus einheimischem Stamme haben,

jedoch nicht ohne Einwirkungen von Rom zu erfahren. Das Verhältnis der Germanen zu Rom bildet den vornehmsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Und was hätte für Rom wichtiger sein können, als die Nachbarschaft einer großen Nation, die das Rheingebiet zu beiden Seiten des Flusses inne hatte und an der oberen Donau mächtig vordrang? Von dem inneren Germanien hat Tacitus keinen deutlichen Begriff.

Und auch in dem, was er über die volkstümlichen Institutionen mitteilt, ist er nicht selten vieldeutig uud dunkel. Aber dabei sind doch die Nachrichten, die er giebt, unschätzbar. Wir dürfen von dem Moment nicht scheiden, ohne das eine und das andere, was bezeichnend ist, hervorzuheben. Vor dem Inhalt seines Berichts über die Religion der alten Germanen treten die Kombinationen mit anderweiten Mythologien, die er selbst andeutet und die man sonst daran geknüpft hat, zurück: so eigenartig und charakteristisch erscheint sie. Wie Tacitus die Germanen als ein unverfälschtes Urvolk betrachtet, so hat auch die religiose Stammessage, die er mitteilt, ein autochthonisches Gepräge. Von dem Gotte, der selbst wieder aus der Erde geboren ist, stammt der Urvater des Volkes, von dessen drei Söhnen die Stämme, welche die Nation bilden, ihren Ursprung herleiteten: Ingävonen, Istävonen, Herminonen, deren Namen wieder in späteren Götternamen auftauchen. Es ist ein vergebliches Bemühen, die verschiedenen Völkerschaften, welche in der Geschichte auftreten, auf diese Stämme zurückzuführen. Die Sage hat mehr einen religiösen Inhalt: man nimmt darin die Idee der Gemeinschaft der Nation wahr, die jedoch nur in dunklem Bewußtsein festgehalten wurde.

Die Germanen verehrten die Gottheit nicht in Tempeln; die dichtesten Haine waren ihre Tempel: dahin bringt man die eroberten Adler; von da entnimmt man die Zeichen, unter denen man ausrückt. Das Wiehern der in den heiligen Hainen aufgezogenen Rosse gilt bei ihnen als eine bessere Vorbedeutung der Zukunft, als Vogelflug oder Schau der Eingeweide.

Die Semnonen, welche nach der Zeit Marbods als die mächtigsten unter den Sueven erscheinen und sich für die ältesten und vornehmsten von allen halten, schicken ihre Abgeordneten an die Stätte uralter und unvordenklicher Anbetung, von welcher sie ihren Ursprung herleiten: da wohne der Gott, der die Welt beherrsche: alles andere müsse ihm unterworfen sein. Der Dienst des Gottes beginnt mit dem Opfer eines Menschen: niemand wagt den Hain anders als gebunden zu betreten, zum Zeichen wahrscheinlich doch der vollen Abhängigkeit der Lebenden von der Gottheit. Sie feiern gleichsam das Geheimnis ihres Ursprunges und ihrer Macht.

Nirgends tritt diese Idee großartiger hervor als in der Verehrung der Mutter Erde, welche Langobarden, Angeln, Variner und andere Völker vereinigte. Man verehrt in ihr nicht allein die allgemeine Mutter, sondern die lebendige Göttin, welche ihre Völker besucht und sich um sie bekümmert. Auf einer Insel des Oceans ist ein von dem Unheiligen rein gehaltener Hain, in welchem sie erscheint. Nur Einem Priester ist es erlaubt, in einem Aller-

heiligsten ihre Gegenwart wahrzunehmen und zu verkündigen. Auf einem bereit gehaltenen bedeckten Wagen, den nur dieser Priester zu berühren die Erlaubnis hat, wird sie dann unter dessen Vortritt einhergefahren. Es ist eine Art von Gottesfriede, den sie verkündigt. Die Nationen, welche sie verehren, sind von verschiedenen Stämmen; während der Anwesenheit der Göttin aber ruhen die Waffen, bis die Göttin, befriedigt durch den Anblick der Ihren, zurückgefahren und in den See des Haines gebadet, verschwindet. Die Sklaven, welche bei ihrer Umfahrt Dienste geleistet haben, werden in demselben See ertränkt: ohne Schrecken ist das Göttliche nicht.

Unverkennbar ist, wie nahe sich diese Ceremonien mit der Stammessage berühren. Die Mutter Erde und der Gott, welcher der Stammvater der Nation ist, erscheinen nebeneinander, der eine und die andere an ihrer besonderen Stätte; in der Idee gehören sie ohne Zweifel zusammen.

Von einem beherrschenden priesterlichen Einfluß, wie ihn die Druiden in Gallien ausübten, ist bei den Germanen nicht die Rede. Auch halten sie nicht klanartig an einem geborenen Stammesoberhaupt zusammen. Die Stammesverfassungen beruhen, wie wir sie kennen lernen, auf dem Begriff individueller Freiheit. Der Priester, der überhaupt nicht als Gebieter, sondern als Vollzieher uralter Satzungen auftritt, hat bei den Landesversammlungen, in welchen die großen Landesangelegenheiten beraten werden, eine gewisse Befugnis, die aber nicht weiter geht, als auf die Erhaltung der allgemeinen Ordnung; in die Beratung greift er nicht ein; diese hängt von den freien Männern ab, die aus ihren Wohnsitzen dazu herbeigekommen sind, nicht gerade auf den festgesetzten Tag: denn zu ihrer Freiheit gehört es, auch hierin nicht vollkommen gebunden zu sein.

In dieser politisch-militärischen Verfassung hatte seit Cäsar schon eine gewisse Veränderung stattgefunden.

Bei Cäsar tritt die Idee des Stammes noch überwiegend hervor: an dem hohen Rat der Vornehmsten und Stammeshäupter nimmt auch die Menge teil. Hier werden kleinere Unternehmungen beschlossen; dem, der sie vorschlägt, gesellt sich eine freiwillige Jugend bei. Wenn der ganze Stamm in Krieg gerät, wird ein Anführer ernannt, dem das Recht über Leben und Tod zusteht. Anderthalb Jahrhunderte später, in den Zeiten, in welchen Tacitus schrieb, tritt das Moment, daß kleinere Unternehmungen unter einem Führer, dem sich ein freiwilliges Gefolge anschließt, ausgeführt werden, in den Vordergrund. Diese freien Gefolgschaften, welche sich zu Kriegszügen vereinigen, die doch von der allgemeinen Landesversammlung nicht beschlossen sind, finden sich nirgends in der Welt wieder. Sie entsprechen dem natürlichen Trieb zu einer freien Kriegsübung, welche doch nicht ohne eine innere Ordnung sein kann.

Fürsten, zuweilen auch Könige, stehen an der Spitze. Was bedeuten aber diese Namen? Gab es einen Uradel der Nation, aus welchem sie hervorgingen, oder sind sie ein Erzeugnis der Umstände und der damit zusam-

menhängenden Unternehmungen überhaupt? Daß dabei auch eine Wahl vorkommt, ist unzweifelhaft, ebenso aber, daß auf Herkunft und Verdienst der Ahnherren Rücksicht genommen wird. In den Gefolgschaften giebt es verschiedene Grade, gleichsam eine Rangordnung. Der Führer und das Gefolge hängen aber wieder durch das Gefühl gegenseitiger Verpflichtungen zusammen: der Führer sorgt für das Gefolge; das Gefolge ist verpflichtet, den Führer bis aufs äußerste zu verteidigen.

Doch genug hievon für meinen Zweck, der nur dahin geht, die Grundzüge der alten Zustände in Erinnerung zu bringen. Die Germanen besaßen religiöse Institutionen von einem gewissen Tiefsinn, obwohl ohne Doktrin, politische und militärische Einrichtungen, welche für die Zukunft maßgebend werden, und eingeborene Elemente der Kultur, welche später reifen sollten.

An eine allgemeine Einheit war nicht zu denken; aber durch männliche Tugend, strenge Sitte und persönliches Verdienst wird doch alles zusammengehalten. Welch ein Mißbrauch des Wortes wäre es, sie als Barbaren zu bezeichnen! Und so stark war das alte Germanien trotz seiner Entzweiungen, daß es dem Fortschritt der römischen Eroberung Einhalt that und noch auf einige Jahrhunderte eine Welt für sich blieb.

Zweites Kapitel.

Kaiser Tiberius.

Von der germanischen Freiheit wendet sich der Blick auf das römische Reich und das in demselben zur höchsten Gewalt gelangte Herrscherhaus zurück.

Augustus verdankte die Stellung, die er besaß, seinen Waffen und seiner Politik. Der Grund, auf den er baute, war jedoch immer seine Adoption durch Cäsar, als dessen Erbe und Nachfolger er auftrat. Aber in seiner Familie bestanden Verhältnisse, welche die weitere Vererbung dieser Ansprüche und die Succession überhaupt zweifelhaft machten.

Augustus, selbst ohne Sohn, war mit dem Geschlecht der Claudier in die engste Verbindung getreten. Das claudische Geschlecht hatte von jenem Atta Clausus an, der von den Sabinern zu den Römern überging, immer an der Spitze der Patricier, eine Reihe von Männern hervorgebracht, die sich durch Standhaftigkeit und Energie einen großen Namen verschafften; achtundzwanzigmal hatten sie das Konsulat, fünfmal die Diktatur bekleidet. Der letzte derselben, Tiberius Claudius Nero, hatte sich an jenen Lucius Antonius, der die Republik noch nicht völlig aufgab, angeschlossen, dann an

Sextus Pompejus gewandt, hierauf wieder an Marcus Antonius, und endlich seinen Frieden mit Cäsar Octavian gemacht. Gleichsam der Preis dieses Friedens war, daß er ihm auf eine auch in Rom unerhörte Weise seine junge Gemahlin Livia abtrat. Die beiden Ehescheidungen, die dazu notwendig waren, Octavians von Scribonia und des Tiberius von Livia, wurden mit den gewohnten Feierlichkeiten vollzogen. Livia Drusilla entstammte auch ihrerseits einem Zweige der Claudier, der durch Adoption in das Haus der Livier aufgenommen war. Ihr Vater hatte sich zur Partei der Optimaten und zwar der entschlossensten Fraktion derselben, den Republikanern, gehalten; nach der Schlacht von Philippi tötete er sich selbst.

Alle diese Erinnerungen an die feindseligen Tendenzen der Bürgerkriege verschwanden nun aber, als Livia sich mit dem Nachfolger des Cäsar vermählte, welchem die allgemeine Herrschaft zufiel. Gewiß bildet es ein Moment für die Befestigung der Herrschaft, daß Augustus mit den vornehmsten Familien Roms in enge Verbindung trat. Livia trug viel dazu bei, daß ihr Gemahl zur Versöhnung mit seinen Feinden gern die Hand bot, wie unter anderen Cinna ihr die Verzeihung verdankte, die Augustus ihm angedeihen ließ.

Daß sie zwei Söhne in das Haus des Augustus brachte, die dieser dann adoptierte, war für ihn auch deshalb ein Vorteil, weil er denselben die Heere, die ihm Pannonien, die Alpen und einen Teil von Germanien unterwarfen, unbesorgt anvertrauen durfte. Daß er nun aber einem von ihnen die Nachfolge zuerkennen würde, davon konnte fürs erste nicht die Rede sein. Denn Augustus hatte noch eine andere Familie, die aus seinen Leibeserben entsprungen war, der ein näheres Recht auf seine Succession zustand.

Von Scribonia war ihm eben an dem Tage, an dem er die Ehe mit ihr auflöste, eine Tochter geboren worden, des Namens Julia. Er vermählte sie mit dem Genossen seiner Feldzüge und seiner Erfolge, Marcus Vipsanius Agrippa (21 vor unserer Ära). Aus dieser Ehe waren ihm Enkel und Enkelinnen entsprungen. Julia und ihre Kinder waren von dem Selbstgefühl des julischen Namens erfüllt; ihre Rechte bekamen durch die Urgeschichte des Hauses und die vermeinte Divinität Cäsars, die auf Augustus übergegangen, selbst eine Art religiöser Sanktion.

Zwischen diesen beiden Zweigen der kaiserlichen Familie bestand ein natürlicher Gegensatz, den Augustus dadurch zu heben dachte, daß er nach Agrippas Tod die verwitwete Julia mit dem älteren Sohne der Livia, Tiberius Nero, vermählte: eine unglückliche eheliche Verbindung von vornherein. Tiberius hatte bereits einen Sohn aus einer früheren Ehe, die er nur ungern auflöste. Schon in seiner Jugend hat man ihm den Namen des „Alten“ gegeben; er war von tiefen Gedanken, unaufhörlich mit militärischen Unternehmungen beschäftigt, die ihm triumphale Ehren und hohe Würden eintrugen. Aber indessen ergab sich Julia dem Genußleben römischer Frauen; sie war keineswegs ein Muster ehelicher Treue. Was aber nicht weniger und vielleicht noch mehr ins Gewicht fiel, war ihre Meinung, sie sei von vor-

nehmerer Herkunft ale Tiberius; sie gab ihm eine gewisse Geringschätzung zu erkennen. Zwischen der Tochter, die sich eines höheren Ranges rühmte, und der Schwiegermutter Livia konnte es kein gutes Verhältnis geben. Die Söhne Julias von Agrippa, nicht etwa unbedeutende Männer, betrachteten sich als die geborenen Erben des Reiches.

In der Lage, in der sich Tiberius befand, schon selbst verdient und hochstrebend, von häuslichen Unordnungen heimgesucht, von der ersten Stelle zurückgedrängt, von dem genealogischen Vorrecht der Söhne Julias, die zugleich seine Stiefsöhne waren, verdunkelt, mochte er in Rom nicht länger verweilen. Er begab sich nach Rhodus (748 der Stadt = 6 vor unserer Ära), wo er den Studien lebte in einer so völligen Zurückgezogenheit, daß er fast mehr wie ein Eingeborener, als wie ein Römer erschien. Und wohl möglich, daß er in diesem Verhältnis weiter hätte leben müssen, wäre nicht am Hofe zu Rom eine durchschlagende Veränderung eingetreten.

Der Kaiser hatte die Scheidung seiner Tochter von Tiberius ausgesprochen; aber ihr schamloses Leben machte es ihm zuletzt selbst zur Pflicht, so schwer es ihm wurde, sie aus Rom nach einer unbewohnten kleinen Insel zu verbannen und allen Verkehr mit ihr zu untersagen (im Sommer 752 der Stadt = 2 vor unserer Ära). Auf das Schicksal der Familie konnte das jedoch noch keinen entscheidenden Einfluß ausüben, da die beiden älteren Söhne der Julia von Agrippa, Cajus und Lucius, den Anspruch derselben auf die Nachfolge aufrecht erhielten. Aber beide gingen bald nacheinander mit Tode ab: der eine, Lucius, der eben sich anschickte, einige widerstrebende Bergvölker in den Pyrenäen zu bekämpfen, erlag in Massilia, wohin er sich begeben hatte, einer Krankheit, und der andere starb an den Folgen einer Verwundung, die er in einem Feldzug in Armenien erhalten hatte.

Kurz vorher war Tiberius nach Rom zurückgekommen. Der Tod der älteren Söhne Agrippas eröffnete ihm eine neue große Laufbahn, wie er sich denn sogleich wieder in den germanischen Krieg warf. Vollkommen frei war aber sein Weg auch dann noch nicht. Noch lebte einer von den Söhnen Agrippas, der nachgeborene — Postumus —, der eben emporwuchs, aber die Eigenschaften nicht zu besitzen schien, die zu der Regierung erforderlich waren: er zog Beweise seiner Körperstärke den Studien vor, die ihn geistig hätten fördern können, während Tiberius die Bildung seiner Zeit in vollem Umfang besaß, Germanien politisch beherrschte, Marbod beruhigte, Pannonien niederhielt. Wir gedachten soeben der Ereignisse in Pannonien und des Verdienstes, welches er sich dadurch, daß er dasselbe bezwang, um Italien und Rom selbst verschaffte. Man besitzt Bruchstücke aus den Briefen des Augustus an ihn, in denen ihm dieser Hochachtung, Zuneigung und zugleich die Überzeugung von seiner großen Bedeutung für die Republik zu erkennen giebt.

Wenn nun die Zukunft des Reiches durch Bestimmung eines Nachfolgers gesichert werden sollte, so konnte kein Zweifel obwalten, daß Tiberius, der

bereits gleichsam der erste Mann im Staate war, den Vorzug vor einem jungen Menschen, der wenig Hoffnungen gab, verdiente. Augustus entschloß sich jetzt, Tiberius zu adoptieren: wie er ausdrücklich sagte, aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Allein er wollte doch auch Postumus nicht enterben; an dem gleichen Tage mit Tiberius adoptierte er auch ihn, der sich dann Agrippa nannte. Aber das größte Gewicht fiel doch auf Tiberius. Denn in dem damaligen Zustand des Reiches kam alles auf persönliche Handlungen und persönliche Eigenschaften an. Unmöglich konnte ein Mann an die erste Stelle des im Kampfe gegründeten Imperiums treten, der nicht selbst Kriege geführt, Ruhm erworben hatte. Ein solcher aber war der Stiefsohn des Augustus, der im Occident Thaten vollbracht hatte, die an die Erfolge Cäsars mahnten.

Ein sehr außerordentlicher Schritt war es doch, daß Augustus den Stiefsohn adoptierte, der zu der julischen Familie in keiner genealogischen Beziehung stand, und den Enkel, der ein unzweifelhaftes Erbrecht besaß, in den Hintergrund drängte. Auch abgesehen von dem Rechte des Agrippa aber gab es noch ein anderes Verhältnis, das die unmittelbare Nachfolge des Tiberius in Frage stellen konnte.

Immer auf die Vereinigung des neuen Geschlechtes mit dem älteren bedacht, hatte Augustus den jüngeren Sohn der Livia, Drusus, mit Antonia, einer Tochter seiner Schwester Octavia, vermählt. Diese Ehe aber war glücklicher gewesen, als die andere; ein Sohn von großer Begabung war aus ihr hervorgegangen, jener Germanicus, der, schon damals durch Kriegsthaten ausgezeichnet, sich bald darauf in Germanien einen ruhmvollen Namen erwerben sollte. Man darf nicht vergessen, daß dieser in einem näheren Verhältnis zur augusteischen Familie stand, als sein Oheim Tiberius selbst. Insofern von Erbfolge die Rede sein konnte, hätte der Neffe größere Ansprüche gehabt, als der Oheim. Als die politisch wichtigste und folgenreichste Handlung der Livia kann man es betrachten, daß sie ihren Gemahl bewog, auf diese genealogische Beziehung zu seinem Hause keine Rücksicht zu nehmen, sondern ihren älteren Sohn den Söhnen des jüngeren, die ihm doch näher verwandt waren, vorzuziehen. Die Adoption des Tiberius wurde dadurch befestigt und doch auch wieder beschränkt, daß dieser selbst den Germanicus adoptierte, so daß eine regelmäßige Nachfolge für längere Zeit festgestellt zu sein schien.

Käme es bloß auf Handlungen und Erfolge des persönlichen Ehrgeizes an, so würde es sich kaum der Mühe verlohnen, diese Verhältnisse zu erörtern. In dem inneren Widerstreit in der Familie kommt aber ein Gegensatz der Prinzipien zu Tage. Wenn Augustus durch das Zusammengreifen der Waffen und des Erbrechts zur Macht gelangt war, so gehörte auch eine Verbindung dieser beiden Elemente dazu, um die höchste Gewalt der folgenden Generation zu überliefern. Eine solche Verbindung im vollen Umfang wurde aber durch den Tod der älteren Söhne des Agrippa und die Unfähigkeit des jüngsten unthunlich. Im Streite zwischen dem einen und dem anderen: der Fähigkeit,

das Reich zu erhalten, und dem Erbrecht, gab nun Augustus dem ersten, und zwar mit vollem Bewußtsein, den Vorzug.

Augustus ist am 19. August des Jahres 767 der Stadt, 14 unserer Ära, im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens gestorben. Er würde aus seiner Rolle gefallen sein, wenn er über die Succession seiner politischen Gewalt, die ja nicht einmal einen Namen hatte, verfügt hätte. Aber Tiberius wurde doch zugleich mit seiner Mutter zum Haupterben der bürgerlichen Verlassenschaft ernannt, und das Testament mit seinen Nebenbestimmungen würde niemals ausführbar gewesen sein, wenn das Prinzipat nicht auf ihn übergegangen wäre.

Die Inauguration der neuen Regierung geschah jedoch nicht ohne ein schreckliches Ereignis. Agrippa, der seine Unzufriedenheit nicht verhehlt, Livia stiefmütterlicher Gesinnung, den Kaiser selbst der Schmälerung seines väterlichen Vermögens bezichtigt hatte, war nach einer kleinen Insel, Planasia (Pianosa bei Elba), verbannt worden. Aber es gab eine Partei, die an ihm festhielt und bereits Vorkehrungen getroffen hatte, um sich der neuen Ordnung der Dinge zu widersetzen. In diesem Augenblick ist Agrippa in Planasia ermordet worden; man behauptet, infolge einer Anordnung des Augustus selbst, die sofort nach seinem Tode vollstreckt werden sollte. Tiberius versäumte nichts, was dazu dienen konnte, die Bewegung, die sich bald darauf unter der Führung eines falschen Agrippa erhob, zu ersticken; eine Untersuchung darüber ließ er nicht vornehmen: er hätte das Resultat der Enthüllungen wahrscheinlich selber fürchten müssen. Genug: das Erbrecht, auf das sich Agrippa stützen konnte, wurde durch einen politischen Mord nicht auf immer vernichtet, aber doch zunächst beseitigt.

Auf diese Weise ist Tiberius Claudius Nero der Nachfolger des Augustus geworden. Die einheitliche Gewalt, die Augustus infolge großer Siege mit einer Gewandtheit und Umsicht, die an Genialität grenzt, gegründet hatte, war auf ihn übergegangen. Es hat einen Anflug von Schmeichelei, wenn Vellejus erzählt, ein Streit zwischen Senat und Volk einerseits und Tiberius andererseits sei dadurch entstanden, daß von diesem die Absicht, als Privatmann zu leben, von jenen aber der Wunsch kundgegeben worden sei, daß er die Stellung, welche Augustus inne gehabt, einnehmen möge. Aber die thatsächlich vorliegende Frage wird dadurch bezeichnet; sie lag darin, ob und wie die Stellung des Augustus ausgefüllt werden solle. Eine definitiv bestimmte Autorität mit festgesetzten und limitierten Gerechtsamen hat er, wie wir wissen, eigentlich nicht besessen; nur eben eine im Laufe der Ereignisse ihm persönlich erwachsene Machtbefugnis, auf der aber der Zustand des Reiches beruhte. Vellejus nun sagt: jedermann habe bei dem Abgang des Augustus neue Unruhen und vielleicht den Umsturz des soeben Gegründeten erwartet, allein Tiberius habe soviel Rücksicht auf vernünftige Gründe genommen, daß er einwilligte, die Stellung seines Adoptivvaters einzunehmen. Es ist, wie der Autor, der ein Mitgefühl für diese Umstände hatte, sich ausdrückt: die Statio

des Augustus, die auf Tiberius überging, oder das Prinzipat wie es jetzt bestand. Diese Macht hatte unter Augustus den Umständen gemäß eine Umbildung erfahren, durch welche sie haltbar wurde und das Reich umfaßte. So wie sie unter ihm geworden war, sollte sie nun behauptet werden.

Es entspricht der Sache, wenn der Name Cäsar sich fortsetzte, nicht minder aber, wenn der des Augustus demselben zur Seite trat. Wie Cäsar, so wurde auch dem Augustus eine göttliche Verehrung zu teil. Dem einen, wie dem anderen schrieb man die Grundlegung der Autorität zu, welche mit dem Namen selbst auf die Nachfolger überging, zunächst auf Tiberius.

Aber innerhalb des Kreises, welcher die Summe der Gewalt bildete, stellte sich ihm doch ein unerwartetes Hindernis in den Weg. Unter den Legionen, den pannonischen sowohl wie den germanischen, regte sich der Gedanke, dem Nachfolger des Augustus gleichsam Bedingungen vorzuschreiben, namentlich die Gewährung besseren Soldes und geringerer Dienstzeit. Wohin aber hätte das führen können, welches Ende war davon abzusehen? Tiberius mußte diese Unbotmäßigkeit zurückdrängen, wie einst Cäsar selbst.

Nach Pannonien schickte er seinen eigenen Sohn, dem es denn auch gelang, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Bemerkenswert ist das Motiv, das dabei entscheidend gewesen ist: die Legionen zogen in Betracht, sie würden genötigt sein, dem Stifter des Aufruhrs nach Rom zu folgen und von der regierenden Familie geradezu abzufallen. Noch stärker war das Selbstgefühl in den Legionen an den Grenzen Germaniens, die überzeugt waren, daß das Gemeinwesen und die römische Herrschaft von ihnen abhänge. Auch sie machten ähnliche Forderungen geltend, und erboten sich, ihrem Heerführer, dem jungen Germanicus, die höchste Gewalt zu verschaffen, wenn er an ihre Spitze treten wolle. Dabei wirkte es mit, daß Germanicus mit einer Tochter der Julia, Agrippina, vermählt war, was denn wohl Tendenzen der Selbständigkeit in diesem Paare hätte hervorrufen können. Aber Germanicus ließ sich von ihnen nicht fortreißen, selbst nicht dadurch, daß er dabei einmal in Lebensgefahr geriet: denn in ihrer Aufregung schienen die Legionen keinen Gehorsam mehr zu kennen; sie sind sogar den Senatoren, die zu ihnen gesandt waren, mit stürmischem Ungestüm begegnet. Germanicus hielt es doch für gut, ihnen einige Zugeständnisse zu machen. Dann aber that er mit größtem Nachdruck ihrem aufrührerischen Beginnen Einhalt. Er erinnerte sie daran, wie Cäsar sowohl als Augustus den Eigenmächtigkeiten der Legionen auf das schärfste entgegengetreten seien, und brachte das besonders enge verwandtschaftliche Verhältnis, in welchem er zu dem augusteischen Hause stand, zur Sprache, wobei seine Gemahlin, ihrer Herkunft eingedenk, ihn hochherzig und mannhaft unterstützte. Alle Formen der Religion der Waffen, welche den Gehorsam und die Mannszucht in sich schlossen, rief er auf und bewirkte dadurch eine Umstimmung, der die Gegner, plötzlich überrascht, unterlagen. Viele von ihnen büßten mit dem Tode.

Dann aber wandte das Heer, in seinem Gehorsam gegen Rom und die

Cäsaren durch den Gang der Bewegung bestärkt, seine Waffen mit verdoppelter Heftigkeit gegen die Germanen. Man sagt: sie hätten mit um so größerem Kriegsfeuer gekämpft, um die Manen der von ihnen in ihren Zelten erschlagenen Kameraden zu rächen. Jene Züge nach Idistaviso und dem Steinhuder Meer erfolgten, deren wir gedachten.

Diese große Wendung der Dinge, in welcher sich die definitive Besitznahme der Macht, die in den Händen der Legionen war, aussprach, war selbst nicht ohne eine gewisse Einwirkung des Erbrechts, die sich in Agrippina repräsentierte, gelungen. Allein das verschwand doch hinter dem großen Gesichtspunkt, der aus der allgemeinen Lage der Dinge entsprang. Dem Kaiser hatte man es anfangs verargt, daß er nicht selbst zu den Legionen gegangen war; aber er wollte sich aus dem Mittelpunkte des Reiches, der noch alles beherrschte, nicht entfernen. Der Erfolg trug dann zur Befestigung des allgemeinen Gehorsams bei. Alles hatte zu schwanken geschienen; alles befestigte sich, als ein kräftiger Mann die Zügel der Regierung ergriff. Die Ordnung der Dinge, wie sie unter Augustus bestanden, blieb auch unter Tiberius aufrecht erhalten.

In den Provinzen, in denen man nichts mehr fürchtete, als einen Wiederausbruch bürgerlicher Unruhen, war man sehr zufrieden damit und wünschte das Scepter, welches den Frieden erhielt, unter dem das Reich sich wohl befand, in festen Händen zu sehen, wie das der Geograph Strabo einmal ausführt. Er berührt die Unterstützungen, welche Kleinasien bei einem Erdbeben von Tiberius empfangen hatte, und zugleich die Vorteile, welche dem gesamten Italien aus diesem Verhältnis erwachsen seien. Der kommerzielle Verkehr der Provinzen unter einander und mit der Hauptstadt bekam nach und nach eine alles umfassende Bedeutung für das tägliche Leben.

Dieser Betrachtung fügte in späterer Zeit Plutarch noch eine andere hinzu, die auf einer allgemeinen historischen Wahrnehmung beruht. Er bezeichnet die Schöpfung der römischen Macht als das schönste aller menschlichen Werke; denn zuvor seien die Völker und Königreiche in steter Verwirrung gewesen, weil niemand herrschte, alle aber herrschen wollten —, solange, bis Rom stark genug wurde, Italien und die über dem Meer liegenden Gebiete mit sich zu vereinigen. Er meint: durch die seltenste Verbindung von zwei einander an sich widerstrebenden Motiven, Tugend und Glück, sei es soweit gekommen. Damit aber habe die Welt Sicherheit und Bestand gewonnen. Es sei für die Menschen ein segensreicher Herd gegründet worden, ein Ankerplatz im wilden Treiben der Flut. Die Herrschaft von Rom war für die umwohnenden Nationen, die Alleinherrschaft eines einzelnen in Rom für die Hauptstadt selbst eine Notwendigkeit geworden.

Der neue Herrscher, der dieselbe in Besitz nahm, hatte nun die Aufgabe, deren Lösung eigentlich die Welt umfaßte, diese Macht zu behaupten. Erst dadurch konnte sie als festbegründet erscheinen, wenn der Gründer einen Nachfolger fand, der, des Nimbus der Urheberschaft entbehrend, das Wesen der einmal eingerichteten neuen Verfassung aufrecht zu halten wußte.

Wie Tiberius seine Aufgabe verstand, erkennt man aus einer seiner Reden im Senat, in der er es als den Gipfel seiner Wünsche bezeichnet, die höchste Stelle, die er inne habe, so auszufüllen, daß ihn die Nachwelt für seiner Altvordern würdig erkläre. Er bitte die Götter, ihm bis ans Lebensende einen leidenschaftslosen Geist voll Verständnis für menschliches und göttliches Recht zu verleihen, sorgsam im voraus, unerschrocken in Gefahr und nicht davor zurückscheuend, um des allgemeinen Besten willen Anstoß zu geben.

Und wie oft hat er auch sonst wiederholt, daß ihm das Vorbild des Augustus beständig vor Augen schwebe!

Man weiß, daß Augustus einige Ratschläge für die Regierung hinterlassen hat, sowohl für die äußeren wie für die inneren Verhältnisse.

Zu den ersten gehört es, daß man die Grenzen nicht weiter ausdehnen solle: und wir berührten schon, daß Tiberius diesen Grundsatz in Germanien befolgte; er vermied alle Kriege an den Grenzen, weil sich die Rückwirkung auf das Innere nicht absehen ließ. Für die Administration hat Augustus durch eine Berechnung der Hülfsquellen, ein Rationarium Imperii, vorgesorgt. Tiberius ließ sich nichts mehr angelegen sein, als die Ordnung der Finanzen, auf welcher der Gehorsam und die öffentliche Wohlfahrt beruhten, aufrecht zu erhalten; er hat sogar einen Schatz gesammelt. Einer der Ratschläge des Augustus war, die Prärogative der römischen Bürger zu behaupten, ihre Zahl nicht viel zu vermehren, noch auch die Bewohner der Provinzen ihnen gleichzustellen. Es sollte also dabei bleiben, daß die Herrschaft in Rom konzentriert und in dieser Form ausgeübt würde. Darüber hielt nun auch Tiberius, obwohl er im einzelnen von seinem Vorgänger abwich.

Er gab seinem Regiment einen noch stärker ausgeprägten aristokratischen Charakter, als dieser. Den aus den früheren Zeiten übrig gebliebenen Agitationen der Plebs auf dem Forum bei der Besetzung der Magistraturen machte er vollkommen ein Ende, indem er dem Volke das Wahlrecht für die vornehmsten Ämter entzog. Die Senatoren waren sehr zufrieden, daß sie nicht länger auf dem Forum zu bitten und Geldgeschenke zu machen brauchten, um von einer Würde in die andere zu gelangen. Die alte Bezeichnung der Komitien wurde beibehalten; aber der Princeps hatte den Vorschlag — wenn er wollte, geradezu die Ernennung. Man kennt die satirischen Ausrufungen, die Juvenal dem Volke in den Mund legt: es verkaufe seine Stimme nicht mehr; einst habe es Imperium, Legionen und Fasces vergeben; jetzt sei es der Sorgen dieser Art entledigt und verlange nur nach Brot und Spielen.

So wahr das auch ist, so darf man doch nicht vergessen, daß die tribunizische Gewalt, die auf das Prinzipat übergegangen war, diesem die wichtigsten Rechte übertrug, die einst den Tribunen zugestanden hatten. Die Plebs sah in dem Princeps gleichsam den Repräsentanten ihrer Rechte. Der Nerv der Regierung und ihrer Bewegung lag in dem Senat, der jedoch keinerlei selbständige Initiative besaß — woher hätte ihm eine solche nach alledem, was geschehen war, zustehen sollen? —, sondern nur, mit hoher Würde bekleidet,

die Befugnis hatte, dem Willen des Princeps, dem er sich allezeit gefügig erwies, eine legale Form zu verleihen. Was schon unter Augustus begonnen, daß Senatuskonsulte an die Stelle der Gesetze traten, wurde unter Tiberius die Regel, vor der allmählich der alte Gebrauch verschwand.

Augustus hatte seine Reden im Senat gelesen; Tiberius zog es vor, frei zu sprechen. Man hielt dafür, er spreche um so besser, je weniger er sich vorbereitet habe. Und von anderen Zeitgenossen unterschied er sich dadurch, daß er fremde Worte sorgfältig vermied; alles sollte römisch sein.

Die Verhandlungen im Senat wurden in der Regel durch eine Oratio eingeleitet, in der der Princeps seine Absicht kund that; hierauf referierte der Konsul, beschloß der Senat. Aber schon die Oratio, welche den zu fassenden Beschluß und seine Motive erörterte, war maßgebend. Tiberius wußte wohl, daß sich kein Widerstand gegen seine Intentionen finden werde. Er nahm häufig eine Haltung an, bei der die senatorische Autorität hervorgehoben wurde und die eigene zurückzutreten schien. Den Senatoren hat er einmal gesagt, er danke ihnen für die ausgedehnte Autorität, die ihm zugestanden werde, wogegen er dann verpflichtet sei, dem Senat und den Bürgern zu dienen, — ein Wort, wobei man daran erinnert wird, daß ein großer Fürst späterer Zeit sich als den ersten Diener des Staates bezeichnet hat. Von der rein monarchischen Idee, die sich in diesen Worten ausspricht, konnte bei Tiberius nicht die Rede sein. Was er hervorhebt, ist seine Verpflichtung, die ihm zugefallene höchste Gewalt zum Besten des römischen Gemeinwesens, durch das sie ihm anvertraut worden sei, zu gebrauchen.

Die römische Tradition berichtete von einigen alten Claudiern, die sich in ihren hohen Ämtern eine dominierende Gewalt verschafft hatten: der Decemvir Appius Claudius hatte mit seinen Genossen den Entschluß gefaßt, eine weder von Senatuskonsulten noch von Plebisciten abhängige, also auf sich selbst gegründete Autorität in der Republik zu errichten. Von dem Censor Appius Claudius Cäcus war es besonders im Gedächtnis geblieben, daß er Gelder aus dem Staatsschatz nahm, um großen Bedürfnissen des Gemeinwesens zu genügen, namentlich zur Erbauung der appischen Straße. Mit dem Standeshochmut, den sie nicht verhehlten, verband sich in den Claudiern das Bewußtsein, den allgemeinen Angelegenheiten des Staates ohne alle andere Rücksicht dienen zu können. Eine ähnliche Stellung hatte jetzt der neue Augustus inne; aber wie weit war er seinen Altvordern überlegen! Nur einige Formen mußte er wahren, übrigens war die höchste Gewalt wesentlich in seiner Hand. Die Senatuskonsulte selbst hingen von ihm ab; durch die Rücksicht, die er dem Senat bewies, bewirkte er, daß sein Wille um so mehr der einzig maßgebende blieb.

Der Beistimmung desselben konnte er auch aus einem in seiner persönlichen Lage beruhenden Grunde nicht entbehren.

Denn so heilsam sich auch die faktische Alleinherrschaft für das Ganze erweisen mochte, so erweckte sie doch, wie es ja in der alten Republik nicht

anders sein konnte, einen tiefen Widerwillen, der dann und wann hervorbrach und ihr wieder gefährlich zu werden drohte. Tiberius scheute sich nicht, ein System der Repression einzuführen, welches ihm um so schlechteren Ruf gemacht hat, als er dabei die an die alte Freiheit erinnernden Ausdrücke und Formeln beibehielt und betonte. Nicht in Handlungen der Willkür erschien diese Repression; sie hatte immer den Anschein eines legalen Verfahrens.

Unter Tiberius gewannen die Majestätsprozesse eine furchtbare Ausdehnung.

Man wird dem Prinzipat wohl nicht ganz gerecht, wenn man es für eine Magistratur erklärt; es war eine Gewalt jenseit aller Magistraturen. Die Majestät des römischen Volkes, ein Gedanke, der im Tribunat entsprungen ist, war auf den Inhaber der höchsten Gewalt übergegangen.

So hatte sie schon Sulla betrachtet; jede Verletzung der Majestät des römischen Volkes wurde als Verletzung des obersten Machthabers aufgefaßt, in dem sich dieselbe vereinige. In dieser Weise hatte sie auch Augustus verstanden und, nicht ohne Schärfe, behauptet. Ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich ausspreche, daß das eine gewisse Wahrheit hat. Denn das Wesen der monarchischen Gewalt ist es, daß sie das Ansehen der Gesamtheit in sich repräsentiere. Das den Vorstellungen der alten Welt gemäß in der Alleinherrschaft, d. h. dem durch die Ereignisse begründeten Bestand der höchsten Macht, liegende göttliche Element war in dem religiösen Kultus des Augustus zur Erscheinung gekommen. Tiberius lehnte es ab, eine ähnliche Verehrung für sich selbst zu gestatten. Sein Standpunkt war der menschliche, — wenn der Ausdruck erlaubt ist, staatliche: Tiberius wollte nichts als ein Sterblicher sein; aber alle Rechte, die ihm aus dem Begriff der Majestät entsprangen, machte er schonungslos geltend. Und hiebei leistete ihm nun der Senat als entscheidender Gerichtshof die größten Dienste.

Es ist wohl der Mühe wert, wenn auch nur flüchtig, dieser Prozesse, welche die Regierung des Tiberius charakterisieren, zu gedenken. Sie werfen zugleich ein Licht auf die gesellschaftlichen Zustände des damaligen Rom in den höchsten Kreisen. Der erste, dessen in den Annalen ausführlich gedacht wird, ist der gegen Marcus Scribonius Drusus Libo. Was ihm Schuld gegeben wurde, waren Vorbereitungen zu Anschlägen gegen das regierende Haus.

Libo hatte sich durch abergläubische Vorstellungen zu der Meinung verleiten lassen, daß ihm selbst die höchste Gewalt zu Teil werden könne. Er hatte Chaldäer und Traumdeuter berufen und selbst Geisterbeschwörungen veranlaßt. Was bei den Annalisten nur angedeutet wird, erscheint in einem Kalendarium der Zeit auf das bestimmteste. Nach demselben wird der Tag als ein Feiertag begangen, an welchem Libo verräterischer Absichten gegen Tiberius, dessen Kinder, angesehene Senatoren und das Gemeinwesen überhaupt überwiesen worden war. Libo stand in nächstem verwandtschaftlichen

Verhältnisse zu Scribonia, von der sich Augustus trennte, als er sich mit Livia, der Mutter des Tiberius vermählte. Auf dies Verhältnis stützte sich wahrscheinlich sein Vorhaben. Aber von eben denen wurde er verraten, denen er sich anvertraut hatte. Als er sich entdeckt sah, tötete er sich. Tiberius sagte: er würde Libo verziehen haben, wenn sich dieser nicht selbst umgebracht hätte, — was ihm freilich niemand glauben wollte. Auch Apuleja Varilla, die eines Majestätsverbrechens geziehen wurde, war eine nahe Verwandte des kaiserlichen Hauses, Enkelin einer Schwester des Augustus. Sie soll gegen Tiberius und Livia beleidigende Beschwerden ausgestoßen haben. Tiberius genehmigte, daß ihre Äußerungen gegen Augustus geahndet würden, nicht aber die gegen ihn selbst oder seine Mutter, die darum befragt worden war. Apuleja wurde wenigstens um dieser Vergehungen willen nicht verurteilt. So stand Asinius Gallus, Sohn des wegen seiner militärischen und litterarischen Verdienste berühmt gewordenen Asinius Pollio, insofern in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem kaiserlichen Hause, als er sich mit der ersten Gemahlin des Tiberius, nachdem sie von demselben verstoßen war, verheiratet hatte; er war von hochstrebendem Ehrgeiz erfüllt, der sich aber in Worten erschöpfte. Er ließ Äußerungen vernehmen, durch die er nur Freimütigkeit an den Tag zu legen glaubte, Tiberius aber sich vielleicht betroffen, auf jeden Fall beleidigt fühlte. Asinius wurde nicht hingerichtet, nicht einmal verbannt; aber er mußte fortan im Gewahrsam des jedesmaligen Konsuls oder eines anderen der höchsten Beamten bleiben, was ihn endlich zur Verzweiflung brachte.

Wenn die Prozesse, wie man sieht, besonders gegen Persönlichkeiten gerichtet waren, die dem kaiserlichen Hause verwandtschaftlich nahe standen, aber Ansprüche gegen dasselbe erhoben, so erkennt man auch, wie wichtig es für den Princeps war, daß der Senat sich seiner Rechte annahm. Er selbst und seine Familie wurden als unantastbar betrachtet, um so mehr, da diese anderen ursprünglich nahe stand und nun erst durch unbedingte Verehrung über sie gehoben werden sollte.

Ein Dichter, welcher Tragödien verfaßte und eigentlich in Gnaden war, wurde beschuldigt, in einer Versammlung angesehener Männer und Frauen ein poetisches Werk vorgelesen zu haben, in welchem dem kaiserlichen Hause zu nahe getreten sei. In dem Senat machte man darauf aufmerksam, daß das doch bloß Worte, keine Thaten seien, Thorheiten, kein Verbrechen. Tiberius selbst scheint dieser Meinung gewesen zu sein. Wenigstens hat er es dem Senate verwiesen, als dieser das Todesurteil aussprach und vollstrecken ließ, ohne bei ihm angefragt zu haben. Zuweilen betrafen die Anklagen die höchsten allgemeinen Interessen. Ein Geschichtschreiber ist verurteilt worden, weil er von Brutus und Cassius mit Ehrerbietung gesprochen und Cassius den letzten Römer genannt hatte. Man sah darin einen Beweis republikanischer Gesinnungen, die man nicht wieder zu Worte kommen lassen wollte. Meistenteils aber bewegten sie sich in persönlichen Beziehungen zu dem Herrscher und seinem Hause. Man hat Männer angeklagt, weil sie bei

dem Verkauf eines Grundstücks die Bildnisse des Augustus mitverkauft hatten. Man ist darin so weit als möglich gegangen: Worte, welche in trunkenem Mute gesprochen worden waren, unschuldige Scherze wurden Verbrechen. Es kamen Anklagen vor, über welche Tiberius selbst erstaunte, z. B. gegen den Senator Cnäus Cornelius Lentulus, dem Schuld gegeben wurde, sich durch Äußerungen gegen Tiberius vergangen zu haben. Lentulus lachte auf; Tiberius rief aus: er wolle nicht leben, wenn Männer wie dieser gegen ihn wären.

Mit der Gehässigkeit der Repression verband sich das Unwesen der Delatoren. Was kann überhaupt einer Regierung schlimmeres begegnen, als wenn sie die doch immer vorhandenen menschlichen Schlechtigkeiten zu ihrer Unterstützung aufruft? Die, welche anklagten, erhielten als Belohnung einen Anteil an den konfiscierten Gütern der Verurteilten. Mit der Eifersucht des Fürsten verband sich die Gewissenlosigkeit gewinnsüchtiger Angeber und die Unfähigkeit des Gerichtshofes, Widerstand zu leisten. Die Senatoren selbst hätten in Gefahr zu geraten gefürchtet, wenn sie bei einem Verfahren dieser Art ihre Mitwirkung versagt hätten. Die durch die einheitliche Macht herbeigeführte allgemeine Sicherheit wurde durch die erschreckende Unsicherheit einzelner, die sich mißfällig erwiesen, durchbrochen. Das Geheimnis des Privatlebens wurde in die Öffentlichkeit gezogen. Sklaven verrieten ihre Herren.

Bei diesem Werk der Repression und dem verderblichen Unwesen der Delatoren wurde Tiberius hauptsächlich durch den Präfectus Prätorio Älius Sejanus unterstützt, einen Mann, der die tiefste Unterwürfigkeit mit unermüdlicher Thätigkeit verband. Ein Zeitgenosse rühmt ihn, er sei eben dadurch emporgestiegen, daß er sich nicht höher stellte, als andere, und bei aller Strenge der Amtsführung eine vergnügliche Heiterkeit bewahrte. In Sejan ist der Gedanke entsprungen, die Prätorianer, die in die Stadt eingeführt, doch in derselben zerstreut waren, in Ein Lager zusammenzuziehen, um sie von jedem Einfluß der städtischen Bevölkerung loszureißen und ganz und gar an das Prinzipat zu knüpfen.

Selbst der Sohn eines früheren Präfectus Prätorio, war er hier gleichsam zu Hause; er setzte Centurionen und Tribunen selbst ein, und da er zugleich angesehene Senatoren dadurch gewann, daß er ihnen gute Stellungen im öffentlichen Dienste verschaffte, so ward er, dem Kaiser zur Seite, allmächtig. Sejan, obwohl nur eben römischer Ritter, wurde doch gleichsam der Mittelpunkt des Staates; er war nicht allein der Minister, sondern auch der Vertraute des Tiberius; er galt als der Depositär und Interpret der kaiserlichen Gedanken.

Wir erfahren, daß die vornehmsten und einflußreichsten Männer sich bei Sejan einfanden, um die wahren Absichten des Herrschers bei ihm zu erfragen. Man hat damals gezweifelt, ob die Gewaltsamkeiten, welche unaufhörlich vorkamen, mehr auf Betrieb des Sejanus oder auf Befehl des Cäsar

erfolgt seien. Wer könnte das in einer Lage, wie diese, überhaupt unterscheiden? Besonders in den Irrungen, die zwischen Tiberius und, wenn nicht Germanicus selbst, doch der Gemahlin desselben allmählich erwuchsen, stand Sejan dem Tiberius nur allzu dienstbeflissen zur Seite.

Als Germanicus auf den Ruf des Tiberius nach Rom zurückkam, wurde ihm ein Triumph bewilligt, der am 26. Mai 17 u. Ära (770 der Stadt) stattgefunden hat. Ihn begleitete seine Gemahlin Agrippina, von einer Anzahl blühender Kinder umgeben. Noch einmal war die Familie, wie es schien, einträchtig beisammen. Als die Mutter des Hauses wurde Livia verehrt. Sie genoß unter ihrem Sohne nicht viel weniger Ansehen, als unter ihrem Gemahl. Für Germanicus wurde dann eine neue, an sich höchst ehrenvolle Stellung im Orient bestimmt. Dort waren mancherlei Unzuständigkeiten zu beseitigen. Die Fürsten von Commagene, Cappadocien und Cilicien waren gestorben, und da die Bevölkerungen zwischen der Anhänglichkeit an das angestammte Fürstentum und dem Verhältnis zu Rom schwankten, so erschien es ratsam, ein Mitglied des augusteischen Hauses zur Beruhigung derselben nach dem Orient zu senden. So hatte Tiberius damals seinen eigenen Sohn nach Illyrien geschickt; der Neffe und der Sohn schienen die sichersten Stützen seines Thrones zu bilden. Die Mission des Germanicus nahm aber einen sehr unglücklichen Verlauf. Er geriet mit dem ihm beigegebenen Legaten Cnäus Calpurnius Piso in eine Feindseligkeit, die zu den gehässigsten Beschuldigungen Anlaß gegeben hat. Daß der Legat, welcher die regelmäßige Autorität repräsentierte — ein Mann von altaristokratischer Gesinnung —, und ein Mitglied der kaiserlichen Familie, dem eine außerordentliche Gewalt anvertraut war, leicht in Konflikt geraten konnten, liegt in der Natur menschlicher Verhältnisse. Piso war hochfahrender Aristokrat; Germanicus liebenswürdig von Natur, aber er fühlte sich als den Träger der monarchischen Gewalt. Ein Zusammenwirken des einen mit dem andern war nicht lange möglich. Ihre offene Entzweiung trat bei folgender Gelegenheit ein.

In den unaufhörlich zwischen Krieg und Frieden schwankenden Verhältnissen der Römer zu den Parthern bildete es ein Moment, daß ein Arsacide, des Namens Vonones, der lange in Rom gelebt hatte, unter dem Schutze des Augustus von den Parthern zurückberufen und auf ihren Thron gesetzt worden war. Aber die römisch-griechische Art zu leben, die der neue Fürst einschlug, veranlaßte den Abfall der Parther. Artabanus III., der Begründer einer neuen Dynastie im Lande, verjagte Vonones, der nun in Syrien bei den Römern, die ihn auch fortan als König behandelten, Schutz suchte und fand. Auch Cnäus Piso nahm sich seiner an; dessen Gemahlin Plancina wurde durch reiche Geschenke von ihm gewonnen. In der Pacifikation dieser Grenzländer begriffen, fand es nun Germanicus ratsam, sich mit Artaban zu verständigen, der ihm Friede und Freundschaft anbot, wenn Vonones aus Syrien, wo er ihm gefährlich werden konnte, entfernt würde. Gegen das Verfahren des Germanicus ließ sich einwenden, daß doch damit das römische Interesse in

Parthien aufgegeben wurde. In die größte Aufregung aber gerieten Piso und dessen Gemahlin, als ihr Schützling nun wirklich nach Cilicien entfernt, kurz darauf aber bei einem Fluchtversuche eingeholt und getötet wurde.

Während Germanicus eine Reise nach Ägypten unternahm, blieb die Provinz Syrien in den Händen des Legaten, der sie dann nicht in dem Sinne des Germanicus verwaltet, so daß sich bei dessen Rückkehr ihr Hader mit verdoppelter Gehässigkeit erneuerte. Als Germanicus bald darauf in eine gefährliche Krankheit verfiel, faßten seine Freunde den Verdacht, sie sei von Piso durch Gift herbeigeführt worden. Man wollte allerlei magische Vorkehrungen erkennen, durch welche ein lebendiger Mensch den Göttern der Unterwelt überliefert werde.

Wer aber sich des einen Mittels bedient, wird schwerlich auch zu dem anderen greifen. Auch hat man Piso später nur eben der Vergiftung des Germanicus angeklagt — allein mit welchen Beweisen? Man hat dafür angeführt, daß das Herz bei der Leichenverbrennung unverletzt gefunden worden sei, was eben bei Menschen, denen das Leben durch Gift genommen worden, geschehe. Überhaupt beruht die Anklage Pisos, den Tod des Germanicus veranlaßt zu haben, auf einer Vermischung abergläubischer Vorstellungen mit abenteuerlichen Gerüchten. Piso hat dieselbe später zurückgewiesen; sie ist, wie Tacitus sagt, in nichts zerstoben. Alles betrachtet, wird man annehmen dürfen, daß Germanicus, der von den Feldzügen an der Nordsee nach dem Orient gegangen war und sich dort eben, wie in Ägypten, wo er als Grieche zu erscheinen liebte, den Einwirkungen des veränderten Klimas ausgesetzt hatte, frühzeitig eines natürlichen Todes gestorben ist. Wenn nun aber an dieser Vergiftungsgeschichte so wenig ist, wie an vielen anderen: welchen Sinn hat es vollends, daß man dem Kaiser Tiberius eine Schuld daran beimessen will? Ein Mißverständnis zwischen Tiberius und Germanicus ist allerdings dadurch entsprungen, daß dieser die Reise nach Ägypten unternommen hatte, ohne erst in Rom angefragt zu haben. Es war aber eine von Augustus selbst aufgestellte Regierungsmaxime, daß Ägypten von jedem anderweiten Einfluß frei erhalten werden müsse, weil ein solcher leicht auf die Zufuhr der Lebensmittel für die Hauptstadt einwirken konnte, für die der Kaiser sorgen mußte, wenn er sie beherrschen wollte. Tiberius tadelte die Reise des Germanicus in milden Worten, nur in diesem letzten Punkte schärfer. Möglich, daß Tiberius Vorkehrungen getroffen hat, um nicht Germanicus sich über den Kopf wachsen oder ihn eine unbotmäßige Stellung im Orient einnehmen zu lassen. Aber wie weit ist das von der Absicht entfernt, die man dem Kaiser zuschreibt, seinem Neffen durch Vermittelung Pisos den Untergang zu bereiten. Daß er eine solche gefaßt haben sollte, ist vielmehr undenkbar. Denn es konnte ihm nicht entgehen, daß der Tod des Germanicus die Rechte der Kinder desselben, die andere waren, als die vom Vater auf sie vererbten, wenn nicht zur Geltung, doch in lebendige Erinnerung bringen werde. Was das auf sich habe, kam unverzüglich zu Tage.

Als Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, mit dessen Asche nach Italien zurückkehrte, wurde sie mit einer Teilnahme der Bevölkerung empfangen, welche noch mehr andeutete als Beileid für den Verstorbenen. Damit tritt ein neues Moment in dem Leben des Tiberius ein, das verhängnisvoll für sein Verfahren und sein Andenken geworden ist. Die Augen richteten sich auf die Anrechte des julischen Hauses, die, bisher zurückgedrängt, in Agrippina und ihren Kindern nach dem Tode des Germanicus selbständig auftraten. Fürwahr, Tiberius müßte vollkommen verblendet gewesen sein, wenn er die Ermordung seines Neffen veranlaßt hätte. Germanicus war, wie berührt, dem augusteischen Hause näher verwandt, als Tiberius; er hatte sich aber in seine Unterordnung gefügt. Mit seinem Tode jedoch traten nun die Ansprüche seiner Söhne hervor, die noch bei weitem stärker waren, als die seinen. Genealogisch betrachtet, standen sie dem Stifter der Macht, dessen Urenkel sie waren, näher als Tiberius. Die Witwe des Germanicus erschien als die Repräsentantin einer Succession, die auf einem anderen Prinzip als die des Tiberius selbst beruhte. Schon immer waren dem Tiberius aus der Art und Weise, wie er zur Regierung gekommen war, feindselige Machinationen erwachsen. Diese fanden jetzt einen festen Rückhalt. Agrippina nahm eine oppositionelle Haltung an, die dem Kaiser auch im gesellschaftlichen Leben nicht selten beschwerlich fiel.

Eines Tages ist sie, durch die Verurteilung einer ihrer nächsten Freundinnen, die zugleich eine Verwandte des Hauses war, aufgeregt in die Gemächer des Tiberius eingedrungen, den sie mit einem Opfer am Altar des Augustus beschäftigt fand. Sie rief ihm zu, es stehe ihm schlecht an, dem Toten zu opfern, während er die lebenden Nachkommen desselben vertilge. „Meine Tochter," versetzte Tiberius, „Du bist mißvergnügt, weil Du nicht selbst herrschest." Agrippina ließ sich sogar einreden, daß sie bei einem Gastmahl bei ihrem Adoptivschwiegervater vergiftet werden solle; sie rührte keine Speise an und lehnte selbst Früchte ab, die ihr Tiberius reichte. Zu seiner Mutter gewendet, sagte der Cäsar: man könne ihm nicht verargen, wenn er nicht allzuglimpflich gegen eine Frau verfahre, die ihn für fähig halte, sie mit Gift zu töten; denn auf Livia nahm Tiberius immer Rücksicht. Diese aber hielt noch ihre Hand über Agrippina; sie war die Gemahlin ihres Enkels, die Kinder derselben ihre Urenkel. Und auch mit seiner Mutter war Tiberius nicht durchweg einverstanden; Livia hielt einen eigenen Hof, an welchem man die Handlungen der Regierung einer scharfen Kritik unterwarf.

Vielleicht darf man annehmen, daß dies Verhältnis zwischen den beiden Frauen, von denen die eine sich eines eingeborenen Ansehens erfreute, die andere eine große Zukunft in Anspruch nahm, die eine herrschsüchtig, die andere unbotmäßig, zu den vornehmsten Motiven gehörte, welche Tiberius bewogen haben, Rom zu verlassen. Er fühlte sich unbehaglich zwischen Verdacht und Haß; der Aufenthalt in der Hauptstadt schien ihm selbst nicht ohne Gefahr zu sein.

Im Jahre 26 unserer Ära, dem zwölften seiner Regierung, hat er sich aus Rom entfernt und ist dann niemals wieder dahin zurückgekommen; er ging nach dem Felseneiland Capreä, welches Augustus, der es von der Stadt Neapel für sein Haus erwarb, und mit einem Anbau versah, wie man sagte, zu seinem eigenen Ruhesitz, wo er minder belästigt zu werden hoffte, ausersehen hatte.

In diese Zurückgezogenheit begab sich Tiberius, jedoch nicht, um von den Geschäften frei zu sein. Er hatte vielmehr außer einigen Gelehrten, die ihn unterhalten sollten, auch einen der ersten Rechtskundigen der Zeit in seiner Begleitung.

Es giebt eine Art von Regierung, in welcher sich das Bedürfnis des persönlichen Lebens mit der Pflicht für das Allgemeine gleichsam ausgleicht, wenn der Herr, fern von dem Getümmel einer Hauptstadt, nur das entscheidende Wort in den Geschäften ausspricht, den übrigen Teil des Tages aber seinen Studien oder den Vergnügungen des Landlebens oder einer ausgesuchten Gesellschaft zu widmen imstande bleibt. Capreä, von einer wundervollen Natur umgeben, liegt so recht in der Mitte des gräco-romanischen Reiches, das dem Kaiser gehorchte. Die leichte Kommunikation machte eine unausgesetzte Verbindung mit aller Welt, hauptsächlich aber mit Rom möglich. Die Leitung der Angelegenheiten konnte Tiberius immer in seiner Hand behalten; er führte sie durch regelmäßige Korrespondenzen mit dem Senat und mit Sejan, der damit nicht unzufrieden war, da er das volle Vertrauen des Kaisers behielt, und als das ausschließliche Werkzeug seines Willens erschien.

Aber gestehen muß man doch, daß sich hierdurch eine höchst außerordentliche Regierungsweise einführte, inwiefern der Wille des Kaisers von Capreä her dem Senat kundgegeben und durch Vermittelung eines Vertrauten zur Ausführung gebracht wurde, wobei dann die persönlichsten Motive wirksam eingriffen. Der despotischen Willkür, die sich dadurch Raum machte, stand noch immer die Autorität der Livia im Wege, welche der Kaiser in Ehren hielt und Sejan nicht zu verletzen wagte. Endlich starb sie im höchsten Alter — eine Frau von einer wahrhaft historischen Stellung: sie hat zur Konsolidation des Reiches durch die Ratschläge der Versöhnung, die sie ihrem Gemahl gab, und die Einführung ihrer Söhne in dessen Familie mehr beigetragen, als jemand sonst in der Welt. Sie hatte dem Tiberius den Thron verschafft; der Sohn fühlte sich erst warhaft frei und sein eigen, als die Mutter starb.

Gleich in dem Moment ihres Todes kam dies zu Tage. Der Kaiser richtete ein Schreiben an den Senat, in welchem er sich über die Arroganz Agrippinas, und das zuchtlose Treiben des älteren ihrer Söhne beschwerte.

Wir erörtern nicht, ob hiebei bereits das Verderben der Agrippina beabsichtigt worden ist. Entscheidend wurde nicht sowohl der Brief selbst als die ungenügende Berücksichtigung, die er fand. In dem Senat nämlich

hatte man doch auch eine Empfindung für die Rechte und eventuellen Ansprüche der Agrippina und ihrer Kinder, und die Meinung überwog, die Beratschlagung über den Brief zunächst zu verschieben. In dem Volk aber, zu welchem Kunde von dem Briefe gedrungen war, regte sich lebendige Sympathie für Agrippina. Es geriet in allgemeine Bewegung; man behauptete, das Schreiben des Kaisers sei unecht. Volkshaufen zogen unter Vorauftragung der Bilder Agrippinas und Neros einher. Diese Demonstration aber brachte die Lage der Dinge erst zu vollem Ausdruck. Sejan nahm Anstoß daran, daß der Senat Zuschriften des Kaisers vernachlässige; wenn das Volk jene Bilder vor sich hertrage, so fehle nicht viel, daß es das Schwert ergreife, um diejenigen, die in denselben dargestellt wären, zur höchsten Gewalt zu erheben. Was das zu bedeuten hatte, erhellt sofort, wenn man sich der Ansprüche der Söhne des Germanicus und ihrer Mutter erinnert. Und aus einer litterarischen Reliquie von nur provinzialem Inhalt, dem Leben des Avillius Flaccus von Philo erfährt man, daß die Parteiung zwischen Agrippina und Tiberius wie die Hauptstadt, so das Reich überhaupt ergriff und entzweite. Philo zählt Flaccus zu denen, die gegen Agrippina zusammenwirkten. Seine Gegner schlossen sich der Partei Agrippinas an.

Niemand hätte sagen können, was daraus erfolgt wäre, wenn Agrippina, wie sie vorzuhaben schien, sich zu den Legionen begeben hätte, wo der Name des Germanicus im besten Andenken war. In Rom wollte man von ihr gehört haben, sie werde, wenn sie sich bedroht sehe, die Statue des Augustus, von dem sie ihr Geschlecht herleite, umklammern. Dies war der wesentliche Gegensatz. Livia scheint denselben noch zurückgehalten zu haben; in dem Moment ihres Todes, durch welchen Tiberius selbst bloßgestellt wurde, indem sich seine Verbindung mit dem augusteischen Hause vollends löste, brach der Streit in voller Stärke aus. Der Senat ließ vernehmen, er sei sehr bereit, das Vorgekommene zu bestrafen; er werde nur durch die Autorität des Fürsten daran verhindert. Wie auch die Worte lauten mögen, sie haben den Sinn, daß der Senat sich dem Kaiser gegen Agrippina und ihre Söhne anschloß. Ohne Zweifel ist nun ein Majestätsprozeß in gewohnter Form, aber unter Beziehungen, wie sie noch nie dagewesen waren, in Gang gesetzt worden; gegen das Recht der Majestät konnten auch die angeborenen Rechte des Blutes nicht aufkommen. Über den Gang dieser Verhandlungen ist uns nicht das mindeste überliefert; aber man darf unbedenklich annehmen, daß der Mutter sowohl wie den Söhnen Entwürfe zur Empörung nachgewiesen worden sind. Wie sollte sonst der Senat zu einer Entscheidung geschritten sein, wie sie nun erfolgte? Die beiden älteren Söhne der Agrippina wurden durch Spruch des Senats für Feinde des Gemeinwesens erklärt und dadurch aus dem allgemeinen Rechtsschutz ausgestoßen. Sie wurden beide aus Rom entfernt: der ältere ist dann durch die Androhung einer qualvollen Exekution, wie man sich ausdrückte, zu einem freiwilligen Tode gezwungen, der zweite einige Jahre später wieder nach Rom zurückgebracht worden und einem ähn-

lichen Schicksal erlegen. Agrippina wurde auf eine benachbarte Insel verwiesen; ausgestoßen von der Welt, selbst nicht vor Beleidigungen gesichert, hat sie sich durch Hunger getötet. In so greuelvollen Ereignissen entlud sich der innere Gegensatz der Ansprüche der Mitglieder der herrschenden Familie, welche Augustus zu vereinbaren gesucht, und der alles beherrschenden Autorität, welche er in den Händen des Mannes, den er zum Nachfolger erkor, hinterlassen hatte. Einst hatte Agrippina durch ihre Haltung unter den germanischen Legionen dazu beigetragen, das Imperium in der Hand des Tiberius zu befestigen. Das aber konnte sie nicht mehr schützen, nachdem sie unabhängige Ansprüche in ihren Söhnen zur Geltung bringen zu wollen entweder ernstlich versuchte oder doch zu versuchen in den dringenden Verdacht geriet. Zwischen ihr und Tiberius brach dann ein nicht mehr beizulegender Zwiespalt hervor, in welchem der Cäsar, der die Macht über Leben und Tod besaß, die Oberhand behielt. Indem er seine eigene Sache bis zum Extrem verfocht, meinte er doch zugleich eine Pflicht zu erfüllen, die ihm seine Stellung auferlegte.

Da erwuchs ihm jedoch aus dem emporstrebenden Ehrgeiz seines bisherigen Gehülfen eine andere Gefahr. Sein Sohn Drusus, von dem man erfährt, was sich leicht begreifen läßt, er habe mit Sejan schlecht gestanden, war gestorben. Tiberius hatte das Unglück, das ihn traf, mit stolzer Gelassenheit ertragen: er sagte, er schöpfe Trost aus seiner engen Verbindung mit dem Gemeinwesen. Nun aber faßte Sejan den Plan, sich mit der Witwe des Verstorbenen, Livilla, von der man nachgehends sogar gesagt hat, sie habe im Verständnis mit Sejan ihren Gemahl durch Gift umgebracht, zu vermählen, was ihn zu einem Mitglied der kaiserlichen Familie gemacht und zu einer Stellung von weitester Aussicht erhoben hätte. Tiberius war, wie es scheint, betroffen davon, daß sein Praefectus Praetorio, der nur von ritterlichem Range war, mit seiner Familie in eine so enge Verbindung zu treten beabsichtigte; er wies ihn mit Ruhe, aber Entschiedenheit zurück. Nachdem Agrippina und ihre Söhne aus dem Wege geräumt waren, ist dann in Sejan der Gedanke aufgestiegen, die Gewalt so fest in seine Hände zu nehmen, daß sie ihm bei dem Tode des Cäsar nicht wieder entrissen werden könnte. Denn einen Beweis dafür giebt es doch nicht, daß er die Absicht gefaßt habe, sich an dem hinsterbenden Kaiser zu vergreifen. Tiberius wurde, soviel man weiß, durch seine Schwägerin Antonia auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die dem ganzen Hause drohe, und durch andere Anzeigen in diesem Verdacht bestärkt; er säumte nicht, zur Abwehr zu schreiten, noch in dem Augenblick, wo es möglich war. Seine Weise zu verfahren, lernt man hier an einem Beispiel kennen. Er ernannte insgeheim einen neuen Praefectus Praetorio, Nävius Sertorius Macro, und ließ dem Senat ein Schreiben zugehen, zu dessen Anhörung auch Sejan eingeladen wurde; man wollte wissen, Sejan habe erwartet, durch dasselbe zu neuen hohen Würden erhoben, namentlich mit der tribunicischen Gewalt bekleidet zu werden. Bei

seinem Eintritt in die Kurie wurde er ehrerbietigst begrüßt: denn noch war niemand von der Sinnesveränderung des Kaisers unterrichtet. Das Schreiben des Tiberius, das dann verlesen wurde, ging nicht geradezu gegen Sejan; es berührte allerlei Dinge, ein- oder zweimal auch Sejan, der in Erstaunen geriet, daß er statt der Erhebung, die er erwartete, nur tadelnde Worte, anfangs gelind, dann immer heftiger, zu vernehmen bekam, bis endlich am Schluß des Briefes befohlen wurde, ein paar Freunde Sejans zu bestrafen, ihn selbst aber in Gewahrsam zu nehmen. Wie so ganz wich das von alledem ab, was bisher vorgekommen war! „Hierher, Sejan", rief endlich der Konsul, der den Vorsitz in der Versammlung führte. Lange hatte dieser kein befehlendes Wort gehört; er zögerte zu kommen; endlich trat er hervor, ward gebunden, ins Gefängnis geworfen und hingerichtet. Sein Leichnam ward in die Gemonien geschleppt. Man erzählt, der Kaiser habe sich durch Feuerzeichen von einer Höhe zur anderen von den Erfolgen seiner Veranstaltungen Nachricht geben lassen: dann habe er neun Monate lang das Landhaus, in dem er lebte, nicht wieder verlassen.

Daß sein Verfahren, im allgemeinen angesehen, nicht eben gemißbilligt wurde, beweist unter anderem die Ausführung eines Schriftstellers von Geist und Gelehrsamkeit, welcher das Vorhaben des Sejan als ein Verbrechen gegen das menschliche Geschlecht bezeichnet; würde es ihm damit gelungen sein, so würde er die Welt gleichsam aus ihren Angeln gerissen haben; durch seinen Tod sei der Friede, die Geltung der Gesetze, die allgemeine Ordnung erhalten worden. Es wird als ein neues Verdienst des Kaisers gerühmt, daß er durch seine klugen Vorkehrungen das schwerste Unheil, mit dem kein anderes sich hätte vergleichen lassen, abgewendet habe.

Die gewaltsame Beseitigung der Freunde Sejans, die Untersuchungen gegen die Mitschuldigen desselben und ihre Bestrafung erfüllten noch die späteren Lebensjahre des Tiberius, eher mit wachsender, als mit nachlassender Schärfe und Erbarmungslosigkeit.

In einer Büste des Tiberius, die man für die schönste von allen erklärt, welche von einem Imperator auf uns gekommen, ist nichts wahrzunehmen, was Blutdurst oder Heuchelei verriete; wohl aber aber atmet sie ein Bewußtsein eingeborener Kraft und der höchsten Würde, strenger Größe mit einem Zug von Verachtung der Gegner, die er für überwältigt zu halten scheint. Man bemerkt dabei das auf den Nacken fallende Haar des Hinterhauptes, wie es Tiberius nach der Gewohnheit der Claudier trug; die straffe Haltung des Nackens erinnert an die Bildnisse des Jupiter. Die Erscheinung des Tiberius war überhaupt gebieterisch. Selten brach er sein Schweigen; auch gegen die nächsten Angehörigen ließ er sich nur in kurzen, langsam ausgesprochenen Worten vernehmen. Tiberius hatte sich schon in seinen Feldzügen daran gewöhnt, auf niemand zu hören, sondern nur seinem eigenen Willen zu folgen, wenn derselbe auch mit der allgemeinen Meinung in Widerspruch geriet. So trat er denn auch im Besitz der höchsten Gewalt auf, die ihm

zu teil geworden war. Verschlossenheit bis zum Augenblick, wo er handelte, war ihm Natur, was ihm dann den Vorwurf der Heuchelei und Verstecktheit zuzog, da er, plötzlich losbrechend, kein Mittel scheute, um den Feind zu vernichten, entschlossen, wie er war, seine Gewalt, auf die ihm nicht einmal ein Recht der Geburt zustand, gegen jede Art von Widerspruch oder Gefahr zu verteidigen. In seinem Selbst sah er zugleich den Eckstein des gesamten Staatsgebäudes; zu dem persönlichen Motiv der Selbsterhaltung fügte er das andere hinzu, daß das Wohl des Ganzen auf derselben beruhe. Über den unterworfenen Erdkreis, den er vor neuen Verwirrungen schützte, hielt er zugleich das gezückte Schwert in der Hand, mit welchem er jede Regung der Opposition rücksichtslos und grausam, aber in gesetzlichen Formen niederschlug — vielleicht eine Notwendigkeit, die aber nicht allein Erstaunen, sondern selbst Grauen erweckt und doch niemals ohne Gefahr ist. Man ist versucht, die Überlieferung, Tiberius habe einen Lorbeerkranz getragen, um sich gegen den Blitz zu schützen, symbolisch zu fassen, gleich als wäre es die Meinung, daß ein lorbeerbekränztes Fürstenhaupt nicht von einem plötzlichen Schlage getroffen werden könne.

Das Landhaus, das er bewohnte, trug selbst den Namen einer Villa des Jupiter; mehr als an die Götter, glaubte er an das Fatum und die Gestirne. Die mythische Vorstellung, die sich noch bei seinen Lebzeiten von ihm bildete, dachte ihn als einen Greis, der, von seinen Chaldäern umgeben, in den Gestirnen lese. Er war kerngesund von Natur, so daß er niemals einen Arzt fragte, auch nicht während der Zeit des Prinzipats.

Aber mit den zunehmenden Jahren machten sich auch bei ihm die Schwächen bemerkbar, die mit dem Alter verbunden sind. Aller Augen richteten sich auf die zu erwartende Succession, für welche nur zwei Persönlichkeiten in Betracht kommen konnten: der leibliche Enkel des Tiberius (Sohn seines Sohnes Drusus), Tiberius Gemellus; und der jüngste Sohn des Germanicus und der Agrippina, Cajus, genannt Caligula. Einst hatte es Aufsehen gemacht, als der Kaiser mit Emphase die Geburt der Zwillinge, von denen Tiberius Gemellus der eine war, angekündigt hatte. Aber auch der Sohn der Agrippina hatte es verstanden, durch eine unbedingte Hingebung, bei der von dem, was seine Familie erlitten, niemals mit einem Wort die Rede war, Tiberius für sich zu stimmen. In dem Neffen und dem Enkel des Tiberius trat die Divergenz, welche über der Familie überhaupt schwebte, noch einmal hervor. Der Enkel hätte nur eben die Rechte des Tiberius geerbt; der Sohn des Germanicus besaß alle jene mit der unmittelbaren Abkunft aus dem augusteischen und julischen Hause verbundenen Vorzüge. Der Kaiser meinte, diesen Zwiespalt dadurch auszugleichen, daß er in einer letztwilligen Verfügung den Tiberius Gemellus, der noch nicht alt genug war, um im Senat zu erscheinen, als Miterben des Cajus bezeichnete, was man als eine Genossenschaft des Reiches verstand. Aber alles blieb eventuell: denn wer wollte die Jahre berechnen, die Tiberius noch leben würde, und in denen

dann Gemellus zu voller Befähigung herangereift wäre? Wie viel Tiberius auch sonst dem Verhängnis überließ, so hat er demselben doch die Sache nicht ganz und gar anheimgestellt. Aber das Ende seiner Tage war näher, als er meinte.

Über dies Ereignis sind nur solche Nachrichten auf uns gekommen, daß man bei jedem Schritt irre zu gehen fürchtet. Ich folge der tagebuchartigen Aufzeichnung, die bei Sueton zu Grunde liegt. Daraus entnimmt man, daß Tiberius — man erfährt nicht genau, aus welchem Grunde — die Absicht, Rom noch einmal zu besuchen, gehabt habe, aber davon in der unmittelbaren Nähe der Stadt durch ein Wunderzeichen, das die Gewaltsamkeiten der Menge, die ihn selbst bedrohen könnten, anzudeuten schien, abgeschreckt worden ist. Er begab sich auf den Rückweg, den er über Misenum zu nehmen gedachte. Nachdem er unterwegs wegen körperlicher Schwäche Rast gehalten, zeigte er sich doch in Circeji so kräftig, wie jemals; er hat einen in die Arena gebrachten Eber mit dem Wurfspieß getötet und dann, als er in Misenum anlangte, die Gewohnheiten seines täglichen Lebens festgehalten. Er sah des Abends Gäste bei sich und ließ sich nicht nehmen, sie aufrecht stehend mit einem Handschlag zu entlassen. Ich vermeide, die Angaben Suetons über die Dissimulation eines krankhaften Zustandes zu wiederholen: denn Dinge dieser Art pflegt man nicht in Tagebüchern zu verzeichnen. Doch bringt er noch die Nachricht von einem Faktum bei, das er nicht erfunden haben kann: die Notiz, Tiberius sei durch den Inhalt der Senatsakten, die ihm zugingen, erschreckt und erbittert worden. Was aber können diese enthalten haben? Aus dem Bericht, den Tacitus den Akten des Senats entnahm, ergiebt sich, daß die Verhandlungen desselben für Tiberius in der That wenig zufriedenstellend gewesen sind. Die Witwe des Mannes, der die entscheidenden Anzeigen gegen Sejan gemacht hatte, wurde durch eine eingehende Denkschrift eines höchst unzüchtigen Lebenswandels und der Impietät gegen den Kaiser angeklagt. Der Kaiser meinte ohne Zweifel, daß sie ihm besonders verpflichtet sei, und machte ihr die ehebrecherischen Verbindungen, in die sie sich eingelassen hatte, um so mehr zum Verbrechen, da Männer von höchstem Rang in diese Sittenlosigkeit verwickelt worden waren. Unter denen wird auch Cnäus Domitius genannt, der von Tiberius selbst mit der jüngeren Agrippina, Tochter der älteren, verheiratet und dadurch mit dem kaiserlichen Hause in nähere Verbindung gebracht worden war. Aber der Senat nahm Anstand, dieser Anklage Folge zu geben: denn der Kaiser selbst sei bereits schwach geworden und wisse vielleicht nichts davon; alles rühre von Macro her, der doch zugleich angebe, daß die Anklage auf der Aussage der Sklaven beruhe, bei deren Vernehmung er selbst präsidiert habe, was dann nicht vollkommen gesetzlich erschien. Im Senat wurde zunächst das Prozeßverfahren nicht fortgesetzt; Domitius behielt Zeit, eine Verantwortungsschrift auszuarbeiten; auch einigen anderen Mitangeklagten wurde eine Frist gestattet. Hiervon nun bekam der Kaiser Nachricht in Misenum. Er wurde darüber tief be-

troffen. Wenn früher seine Autorität eben in der Bereitwilligkeit des Senats, ihn bei allem, was er vorschlug, besonders den Majestätsprozessen, zu unterstützen, beruhte, so drohte eine Unfolgsamkeit desselben eine der besten Grundlagen seiner Gewalt gewissermaßen aufzulösen. Er war entschlossen, bei seiner Rückkehr nach Capreä in der früheren Weise den alten Gehorsam des Senats zu erzwingen. Indem er zu diesem neuen gefährlichen Kampfe sich rüstete, ist er in Misenum, in der Villa des Lucull, wo er Wohnung hatte, von dem Schicksal der Sterblichen erreicht worden, am 16. März 37 (790 der Stadt).

Über seine letzten Momente, über welche sich die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet haben, wage ich nur eine Nachricht des älteren Seneca zu wiederholen, nach welcher Tiberius, als er seiner Schwäche inne wurde, den Siegelring vom Finger zog, gleich als wollte er ihn einem andern übergeben, dann wieder ansteckte, endlich, als auf sein Rufen niemand kam, sich aus dem Bette erhob, aber vor demselben zusammenbrach — ein nicht ungewöhnlicher Fall, daß ein Sterbender sich noch einmal aufrafft und dann der letzten Anstrengung erliegt.

Wie man auch über Kaiser Tiberius urteilen möge — er hat eine große welthistorische Mission erfüllt. Die vollständige Eröffnung der Alpen, die Überwältigung Pannoniens, also die Verbindung der Balkanländer mit dem römischen Reiche, einige Erfolge in Germanien, dann die Beendigung der germanischen Kriege, worauf die Entwickelung von Deutschland beruht, sind sein Werk. In dem römischen Reich hat er den Übergang der den Bürgerkriegen entsprungenen Macht in eine haltbare Autorität, durch welche die allgemeine Ordnung behauptet wurde, vollzogen. Ein großer Mann war er nicht, aber ein geborener Herrscher.

Drittes Kapitel.

Die Claudier-Cäsaren Cajus, Claudius, Nero.

Die einheitliche Gewalt in dem großen Reich hatte Grundlagen, die in der Geschichte und der Natur desselben beruhten. Aber die Ausübung dieser Autorität war doch sehr persönlicher Natur. Sie hatte immer den Beigeschmack einer faktischen, nicht durchaus gesetzlichen Macht, die dem vornehmsten Geschlechte zu teil geworden war. In der Hauptstadt gab es Geschlechter, die sich durch dasselbe ihres Besitzes gleichsam entsetzt erachteten und zwar dem höchsten Gebot gehorchten, aber doch mit widerstrebendem Herzen und in der

Hoffnung, sich des Zwanges, dem sie unterlagen, noch einmal zu entledigen. Und in dem herrschenden Geschlechte selbst war es zu keiner festen Erbfolgeordnung gekommen; verschiedene Ansprüche nicht allein, sondern verschiedene Tendenzen stritten innerhalb desselben miteinander.

Der unerwartete Tod des Tiberius bewirkte nun zunächst, daß die Frage über die Nachfolge im Reich sofort zu Gunsten des Cajus entschieden wurde. Daran hat sich Macro, der Präfectus Praetorio, ohne Zweifel mit Recht den größten Anteil zugeschrieben. In der gesetzlichen Autorität, mit der er bekleidet war, stellte er den Truppen vor: das Reich bedürfe eines einzigen Herrschers, denn die höchste Gewalt müsse eine vollständige, zusammenhaltende sein. Und der von Macro den Truppen angegebene Gesichtspunkt waltete auch im Senat vor. Man hat bei der Vorlegung der erwähnten testamentarischen Verfügung des Tiberius den Wahrspruch abgegeben, daß dieselbe unzulässig sei, weil die dem leiblichen Enkel zugestandene Prärogative mit dessen jugendlichem Alter sich nicht vereinbaren lasse. Man hielt die Verordnung sogar für ein Zeichen der Altersschwäche des Verstorbenen. Man erkannte den Enkel als ersten unter den jungen Männern des Reiches, als Princeps Juventutis an, aber nicht als Mitherrscher. Die höchste Gewalt ging in die Hände des Cajus über.

Aus einem gleichzeitigen Berichte, der von Philo stammt, entnimmt man, daß der ruhige Übergang der Gewalt von einer Hand in die andere im Hause der Cäsaren eine allgemeine Genugthuung hervorrief. Der von Augustus gegründete, von Tiberius befestigte innere Friede schien eine neue Gewähr zu erhalten. Das Reich, welches die schönsten Regionen der Erde umfaßte und von seinen Nachbarn jenseit des Rheins und jenseit des Tigris, die man als Barbaren betrachtete, nichts zu fürchten brauchte, erfreute sich eines Überflusses, der, wie Philo sagt, an die saturnischen Zeiten erinnerte; die Populationen verschiedenen Ursprungs, die Truppen und die Bürgerschaften, alle Stände genossen das Glück ihrer Vereinigung. Unzählig waren die Opfer, die Festlichkeiten, die man zur Feier des neuen Regierungsantrittes veranstaltete; den Menschen sah man an, wie sehr sie von einer innerlich zustimmenden Bewegung ergriffen waren. Eine Krankheit, in die der junge Kaiser fiel, erweckte allgemeine schmerzliche Besorgnisse, seine baldige Wiedergenesung allgemeine Freude.

Und eine Wiederkehr der Parteiungen, die in den letzten Zeiten vorgewaltet, und der damit verbundenen Verfolgungen meinte man auch deshalb nicht besorgen zu müssen, weil dem neuen Cäsar, der daran hätte denken können, die seinem Hause angethanen Unbilden zu rächen, ein echter Nachkomme des verstorbenen Kaisers zur Seite stand, in welchem sich ja die andere Partei darstellte. Überdies zählte man auf Macro, der die Politik des Tiberius zu repräsentieren schien. Die Notwendigkeit der Alleinherrschaft ward anerkannt; gegen einen Mißbrauch derselben glaubte man durch ein Gegengewicht einigermaßen gedeckt zu sein. Eben darin jedoch lag die Frage der Situation über-

haupt: sollte sich ein junger Mann, der sich als ein unbeschränktes und gar nicht zu beschränkendes Oberhaupt ansah, Zügel anlegen lassen, Rücksichten nehmen? Cajus hob vor allem, eben im Gegensatz gegen Tiberius, seine unmittelbare Abstammung von Augustus hervor. Es ist kaum glaublich, was man erzählt, er habe dem Augustus einen Incest mit seiner Tochter Julia schuld gegeben, aus welchem seine Mutter Agrippina entsprungen sei. Auch ohne dies ist es zu begreifen, wenn er seines Großvaters Agrippa ungern gedachte; denn nur die Herkunft von den Juliern hatte Wert für ihn. Er meinte nämlich, wie die Ähnlichkeit des Leibes, so vererbe sich auch die Ähnlichkeit der Seele. Selbst das Talent, zu regieren, hielt er für ein eingeborenes. Von seiner nächsten Umgebung in diesem Wahn bestärkt, verschmähte er die Ratschläge Macros. Was Philo von dessen Ansichten erzählt, erinnert an die Idee des Sokrates über die Monarchie: daß die Regierung ein Geschäft sei, das man lernen und dann zum allgemeinen Besten ausüben müsse; selbst die Vergleichung des Fürsten mit dem Steuermann kommt da wieder zum Vorschein. Der Gegensatz der in den griechischen Republiken ausgebildeten Begriffe von einer regierenden Gewalt, die jedoch nicht wählbar ist, sondern nur dem persönlichen Verdienst zukommt, mit der aus den asiatischen und hellenistischen Reichen herübergekommenen Vorstellung von einer schon im Mutterleibe präformierten Bestimmung zur Regierung und dem dazu erforderlichen Talent tritt hier sehr bezeichnend hervor. In dem römischen Kaiser kam nun die Fülle der Allgewalt, welche sogar als ein Bedürfnis der Gesamtheit betrachtet wurde, dazu. In Cajus lebte der wildeste Trieb, sie allein zu besitzen. Er ruhte nicht, bis der Enkel des Tiberius aus dem Wege geräumt war, womit zugleich alle die politischen Gerechtsame der Linie des Tiberius beseitigt waren.

Nicht länger mochte er dann Macros Erinnerungen ertragen. „Da kommt der Pädagog", sagte er, „der den meistern will, der kein Knabe mehr ist."

Nach einiger Zeit wurden Macro und dessen Gemahlin gezwungen, sich selbst zu töten. Die guten Dienste, die Macro geleistet, wurden, wie Philo sagt, mit Lebensstrafe vergolten. Nicht allein die unmoralische Gewaltsamkeit aber, die hiebei hervortrat, machte Eindruck in der Welt; dieser hatte noch einen anderen Grund. In Macro hatten, wie angedeutet, die Anhänger des Tiberius, die sich der Verfolgung der Agrippina schuldig wußten, eine Art von Rückhalt gesehen. Daß derselbe umkam, wirkte wie ein Blitzstrahl, der das Reich durchfuhr. Der oben erwähnte Präfekt von Ägypten, dessen Stellung nur auf der persönlichen Gunst des Hofes beruhte, stürzte bei der Nachricht sprachlos zu Boden. Jetzt faßte man die Meinung, die niedergeschlagene Partei der Agrippina werde in ihrem Sohn die höchste Gewalt ausüben und alles mit wilder Rache erfüllen.

In Cajus kam die Manie, nicht allein unbeschränkter Regent eines herrlichen Reiches, sondern ein Gott sein zu wollen, zum Ausbruch. Die Anwesenheit von Königen unterworfener Landschaften, die über ihren Rang und ihre Ahnen stritten, hatte einmal in ihm den Gedanken angeregt, sich in Rom

einer ähnlichen Autorität zu bemächtigen und das Diadem anzunehmen. Aber man bemerkte ihm, daß er mehr sei, als alle Könige, indem er eine besondere, von den Göttern übertragene Gewalt besitze. Das Bild des Cajus wurde nun zwischen denen der Halbgötter Castor und Pollux aufgestellt und von der Menge angebetet. Er ließ sich zu demselben Zweck eine ikonische Bildsäule ganz von Gold errichten. Man verehrte ihn als Jupiter Latiaris, und da sich das an einige von Augustus getroffene religiöse Einrichtungen anschloß, so erregte es nicht gerade lauten und prinzipiellen Widerspruch. In allen Küsten am Mittelmeer wurde der römische Herrscher mit Opfern verehrt. Nur in einer Stadt, Alexandrien, kam es darüber zu tumultuarischen Auftritten.

Die Mehrzahl der Einwohner, die an den altägyptischen Vorstellungen noch immer festhielten, wie denn das Pharaonentum einst auf die Ptolemäer und jetzt auf die Cäsaren übergegangen war, nahm keinen Anstoß an der Identifizierung der Gottheit mit dem Herrscher. In der Stadt aber gab es eine große Anzahl alteingebürgerter Juden, die sich weigerten, diesem Beispiel zu folgen.

Die Juden erfuhren hierüber so viel Ungemach, daß sie beschlossen, die Intervention des obersten Gewalthabers selbst anzurufen: denn seit langer Zeit waren sie mit Anmutungen dieser Art, wie ja Tiberius selbst göttlich verehrt zu werden verschmähte, nicht behelligt worden. Eine Gesandtschaft von fünf Mitgliedern, zu welcher der geistvolle und gelehrte Philo gehörte, dem wir auch die Nachricht davon verdanken, wurde nach Rom geschickt, um den neuen Kaiser zu einer Abhülfe zu vermögen. Dabei stießen sie aber mit einem schon gefaßten Entschlusse, der zugleich Leidenschaft war, zusammen. Eine der sonderbarsten Audienzen, die jemals vorgekommen sind, ist wohl die, welche die jüdische Gesandtschaft bei Cajus erhielt. Er war mit Baulichkeiten in den kaiserlichen Gärten beschäftigt und ging von einem Haus zum anderen, treppauf, treppab, als die Juden vor ihm erschienen. Sie verneigten sich demutsvoll bis auf den Boden. „Ihr seid die", sagte Cajus, „welche ihren Gott selbst nicht zu nennen wissen und auch keinen anderen neben ihm verehren wollen." Er war über die Streitigkeiten in Alexandrien ziemlich unterrichtet und wollte den Juden nicht zugeben, daß ihnen dort Gleichberechtigung mit den übrigen Einwohnern zugestanden worden sei. Die Juden führten ihm zu Gemüte, daß sie doch auch bei seiner Thronbesteigung, seiner Genesung Dankopfer auf ihren Altären dargebracht hätten. „Aber mir", versetzte Cajus, „habt ihr nicht geopfert." Dabei fuhr er in seinen Besichtigungen immer fort; die Juden, die ihm folgten, wurden verspottet. Cajus erklärte endlich, er halte sie für verkehrte, unwissende Leute, nicht für boshaft. Was er aber auch über sie denken mochte, so war doch die Gesandtschaft vergeblich. Statt eine Milderung auszuwirken, mußten die Juden die Nachricht vernehmen, daß der Kaiser sein Bild in Jerusalem selbst aufzurichten gedenke; er wolle sich nach Alexandrien begeben und unterwegs diese Aufstellung bewirken.

Man sieht erst hier, wie viel daran lag, wenn Tiberius dabei beharrte, die Errichtung von Altären, die ihm angetragen wurde, abzulehnen und ein Mensch zu sein wie alle anderen. Ein großer Unterschied ist doch der schon berührte zwischen Majestät und Divinität. Jene beruhte ursprünglich auf dem Begriff des römischen Volkes, der Souveränität desselben, die nun in einem einzigen ausgedrückt sein sollte; übrigens konnte dabei ein gesetzlicher Zustand bestehen. Die Divinität erhob über alle Gesetze. Von Cajus weiß man, daß er überhaupt die religiösen Kulte in den Provinzen störte. Die schönsten Bildwerke, an denen die Verehrung hing, ließ er nach Rom bringen: denn was das Schönste auf der Welt sei, müsse auch an dem schönsten Orte der Welt aufgestellt werden. Mit den Kunstwerken schmückte er seinen Palast aus. Es wird erzählt, er habe selbst den Jupiter Olympius des Phidias nach Rom schaffen lassen wollen und sei davon nur dadurch abgehalten worden, daß diese Wegführung eine Zerstörung des ganzen dortigen Heiligtums veranlaßt hätte. Den Jupiter Olympius schien er sonst nicht hoch anzuschlagen. Bei einem Donnerwetter, das ihm ungelegen kam, hat er wohl dem Donnergott selbst mit dem homerischen Verse Rache gedroht. Denn seine Gewaltsamkeit war mit einem bizarren Humor verbunden. Nichts anderes würde es zu bedeuten haben, wenn er einmal gesagt hat, daß es ihm leid thue, daß das römische Volk nicht einen Hals habe. Sonst war er mehr Freund des Volkes; er wollte nur das Recht des Schwertes, das in seiner Hand über der Gesamtheit schwebe, in Erinnerung bringen. Eines Morgens hat er einen jungen Mann hinrichten lassen; des Abends lud er den Vater desselben zu einem Gelage ein, der denn auch nicht wagte, die Einladung abzulehnen; man sagt, er habe geglaubt, das Blut seines Sohnes zu trinken. Die Gewalt verband sich mit widerwärtiger Verhöhnung.

Die Hinrichtung des Präfekten Macro, die ein so gewaltiges Aufsehen in der Welt machte und eine Änderung des Systems anzuzeigen schien, konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben. Dazu kam, daß bei Cajus, der den von Tiberius hinterlassenen Schatz vergeudet hatte, Besitz von Reichtümern ein Motiv der Verfolgung wurde: denn mit den Verurteilungen waren Konfiskationen verbunden. Am meisten litt hievon der Stand der Ritter, die, da sie mit den finanziellen Geschäften betraut waren, Gelegenheit hatten, große Geldsummen zu sammeln. Der Senat war schon mit Tiberius zuletzt unzufrieden gewesen; von dem Eintritt des Cajus an der Seite Macros hatte er eine Vermehrung des auf ihm lastenden Druckes gefürchtet. Man berichtet, einer der vornehmsten Senatoren habe sich deshalb getötet, um die Erschwerung der Knechtschaft, die daraus hervorgehen werde, nicht noch erleben zu müssen; aber über alles, was man besorgen konnte, ging doch hinaus, was man nach dem Tode Macros erlebte. Was mußte man nicht befürchten, da selbst die germanischen Legionen ihr unbotmäßiges Verhalten, das sie sich bei dem Eintritt des Tiberius gegen Germanicus hatten zu schulden kommen lassen, büßen sollten! Der Knabe, dem sie mit soldatischer Freimütigkeit den Namen ge-

geben, mit dem er immer bezeichnet worden ist, und den sie mit seinen Eltern bedroht hatten, war jetzt zur höchsten Stelle gekommen. Die Besorgnis einer Reaktion, d. h. zugleich einer Rache für das früher Vorgekommene, griff um sich. Den schlimmsten Eindruck machte, daß Cajus den König Ptolemäus von Mauretanien, Sohn des Juba, den er herbeibeschieden hatte, in der Absicht, sich seiner Reichtümer zu bemächtigen, umbringen ließ. Da sind nun denn mancherlei Anschläge auf das Leben des Cajus geschmiedet worden, welche scheiterten. Die Besorgnis der Entdeckung bewirkte neue Aufregungen. Endlich ist ein solcher Anschlag durch einen Tribun der Prätorianer, Cassius Chärea, ausgeführt worden.

Chärea, schon ein älterer Mann und von einer ungewöhnlichen Bedachtsamkeit bei seinem Auftreten und seinem Ausdruck, hatte bei der Eintreibung der Auflagen, mit der er betraut war, nicht selten eine Nachsicht ausgeübt, die dem Princeps als Schwäche erschien. Der übermütige junge Herrscher benutzte seine höhere Stellung dazu, den Kriegstribum mit Wegwerfung zu behandeln. Er gab demselben, wenn die Reihe an ihn kam, um sich die Parole des Tages auszubitten, eine solche, die hierauf Bezug hatte, wodurch dann dieser, wenn er sie weiter ausgab, lächerlich wurde. Chärea, dessen Ehrgefühl sich gegen die Schergendienste sträubte, die er leisten mußte, und der sich dafür dem Spotte preisgegeben sah, faßte, nicht zwar mit den Prätorianern und dem Senat im ganzen, aber doch mit einzelnen Mitgliedern der beiden Genossenschaften einverstanden, den Entschluß, sich durch die Ermordung des Kaisers zu rächen. Es fügte sich nun bei den palatinischen Festlichkeiten, die zum Andenken des vergötterten Augustus jährlich veranstaltet wurden, daß Cajus, der sich von den circensischen Spielen hinweg zur Aufführung eines Dithyrambus, den ihm vorzutragen junge Griechen aus Asien gekommen waren, begab, von seiner gewöhnlichen Begleitung verlassen, mit Chärea zusammentraf, der, so sagt man, die Parole von ihm fordern wollte und berechtigt war, dabei das bloße Schwert in der Hand zu halten. Chärea ergriff den Moment und machte, von einigen Bekannten unterstützt, den Imperator nieder (24. Januar 41 unserer Ära).

Einen Augenblick blieb alles still: ein Anflug von persönlicher Treue regte sich nur in den Germanen, die der unmittelbaren Leibwache des Kaisers angehörten; sie stürmten auf alle die ein, welche sie der That für schuldig hielten, sodaß ein wildes Getümmel entstand, in dem einige mehr oder minder Beteiligte umkamen; Chärea selbst entging ihnen. Die Thatsache war nun doch, daß der Princeps, der Inhaber der öffentlichen Gewalt, auf welcher die allgemeine Ordnung beruhte, nicht mehr war. In der tumultuarischen Bewegung, die hierüber entstand, verlor man den Mörder zunächst aus den Augen. Alles andere wurde durch die Frage überwogen, wie der Ermordete in der hohen Stellung, die er bekleidete, ersetzt werden solle. Der Senat versammelte sich und gab keinerlei Verstimmung über die Ermordung des Fürsten kund; in der Mehrzahl der Versammlung erhob sich vielmehr der Gedanke, die alten

Vorrechte des Senats wieder herzustellen. Auch bei den Prätorianern regte sich keine Teilnahme für den Ermordeten; man hat wohl gesagt, Cajus habe sich so schlecht betragen, daß er seinen Tod selbst verschuldet habe. Allein was die Ersetzung des Cajus betraf, faßten sie entgegengesetzte Ansichten. Sie wollten das Prinzipat behaupten, zu dessen Schutz sie ursprünglich bestimmt waren, so daß sie demselben ihr Dasein verdankten, und keinen Augenblick waren sie zweifelhaft, wem dasselbe übertragen werden solle.

Noch lebte ein Sproß des kaiserlichen Hauses, Claudius, der Bruder der Germanicus, der, übrigens zurückgezogen und zurückgedrängt, doch an den palatinischen Spielen Anteil genommen hatte. Den beschlossen sie herbeizurufen. Ein seltsames Zusammentreffen, daß Claudius in dem blutigen Getümmel, erschrocken und für sich selbst besorgt — denn er meinte wohl, es sei auf eine Vernichtung des ganzen Hauses abgesehen —, sich verborgen zu halten suchte, eben aber in diesem Versteck von der wachthabenden Kohorte der Prätorianer aufgefunden und als Imperator begrüßt wurde. Man sagte ihm, von den Göttern sei aus Fürsorge für den bewohnten Erdkreis die höchste Gewalt dem Cajus entrissen und auf ihn seiner Tugend halber übertragen worden. Er wurde unter stets wachsendem Zulauf in das Lager der Prätorianer geführt. Ganz anders war die Gesinnung des Senats, wo man, wie gesagt, den Moment für gekommen erachtete, die alte Verfassung der republikanischen Zeit wieder herzustellen. Noch hielten die Senatoren mit dieser Erklärung zurück; aber sie meinten der einseitigen Erhebung des Claudius durch die Prätorianer in den Weg treten zu können. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn in das Lager, die ihn erinnerte, daß er Senator sei, wie die anderen, und daß er als bevorzugter Senator den Anteil an der Regierung nehmen werde, der ihm zukomme. Wenn ihm das unthunlich erscheine, so möge er doch die höchste Würde nicht anders annehmen als aus den Händen des Senats, der sie ihm übertragen werde. Nach gewaltsamer Erledigung des obersten Platzes glaubte der Senat wenigstens eine durchgreifende Mitwirkung bei Wiederbesetzung desselben in Anspruch nehmen zu können. Aber Claudius war von dem Gefühl der hohen Bedeutung seines Hauses durchdrungen und hielt zugleich die angetragene Auskunft für unausführbar. Er begreife recht gut, erwiderte er, wenn die Senatoren einer Autorität widerstrebten, von der sie in den letzten Zeiten so viel gelitten; das werde aber unter ihm nicht mehr der Fall sein; sie möchten Vertrauen zu ihm fassen, was er in Betracht seines bisherigen Verhaltens zu verdienen glaube. Bestimmte Versprechungen gab er nicht. Ohne Rückantwort von dem Senat zu erwarten, nahm er die Huldigung der Prätorianer an.

In der Frühe des anderen Tages trat der Senat wieder zusammen; aber viele hielten es für geraten, inmitten einer gefährlichen Krisis nicht zu erscheinen. Nur etwa hundert Mitglieder waren zugegen. Unter diesen wurde hervorgehoben, daß Claudius bei unbescholtenen Sitten doch nicht der Mann sei, das große Gemeinwesen zu regieren; und mehr als einer fand sich, der

sich für geeigneter hielt, als Claudius, dies größte aller Geschäfte zu verwalten. Aber schon war der Senat nicht mehr Meister der Situation. Neben den Prätorianern bestanden, zwar auf das engste mit ihnen verbunden, aber doch noch zu einem besonderen Truppenkörper vereinigt, die städtischen Kohorten, zusammen etwa dreitausend Mann; diese hatten sich zuerst für den Senat erklärt, nun aber gaben sie zu vernehmen: ein Oberhaupt müsse gewählt werden, man möge nicht durch Polyarchie das Prinzipat beflecken. Und sehr entschieden sprach sich die öffentliche Stimme in diesem Sinne aus; das Volk fürchtete bereits eine Erneuerung der Bürgerkriege; überdies aber, es vergaß nicht, was es dem Prinzipat verdanke. Zu wem sollten diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche von den Mächtigen mißhandelt werden würden? Es war der Gedanke, aus welchem das Tribunat hervorgegangen und der in der den Kaisern übertragenen tribunizischen Gewalt nachmals zur Erscheinung gekommen war. Was gegen die Persönlichkeit des Claudius gesagt wurde, verstärkte vielmehr die Hinneigung zu ihm; die Mehrzahl der städtischen Truppen machte sich nach dem Prätorium auf und erkannte Claudius als Imperator an. Chärea, der gegen Claudius und eigentlich republikanischer Gesinnung war, verlor den Boden unter den Füßen. Er hat für seine That mit dem Tode gebüßt. Er erwies sich insofern als guter Römer, als er mit dem Schwert umgebracht sein wollte, mit dem er Cajus ermordet hatte.

Die Verwickelung der Angelegenheiten ist doch sehr merkwürdig. Cajus war nicht durch den Präfectus Praetorio oder die Genossenschaft der Prätorianer beseitigt worden, sondern nur durch einen Tribun derselben infolge einer persönlichen Beleidigung. Aber den Claudius hatten doch eben die Prätorianer zur höchsten Gewalt erhoben. Was sie vor allem dazu vermochte, war die Erinnerung an Germanicus, seinen Bruder, — überhaupt die Verbindung der Militärmacht mit dem cäsarischen Hause. Wenn sich das aber so verhielt, wodurch unterschied sich das Regiment des Claudius von dem des Cajus? Es war nicht allein der Charakter des Claudius, welcher durch seine höheren Jahre der wilden Effervescenzen des jüngeren Cajus überhoben wurde; auch das genealogische Verhältnis war ein anderes. Jene Beziehung auf Augustus und seine göttliche Abkunft, welche Cajus infolge der ehrgeizigen Ideen seiner Mutter festhielt, konnte nicht mehr stattfinden, da Claudius nur von einer Schwester des Augustus, die von Cäsar nicht adoptiert war, herstammte. Die Ansprüche der Divinität, durch welche Cajus zuletzt sein Regiment gleichsam unmöglich gemacht hatte, fielen bei Claudius von selbst weg, womit es dann zusammenhängt, daß er nach einem Briefe, der sich bei Josephus findet, den Wunsch zu erkennen gab, daß jeder bei seinem vaterländischen Gottesdienste bleibe.

Claudius hatte die Eigenschaften eines Gelehrten; von Jugend auf war er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt gewesen. Er hat ein grammatisches Werk, um die lateinische Orthographie zu berichtigen, herausgegeben, das nach seiner Erhebung doppelte Beachtung fand. Den größten Wert legte

er auf die Verbindung des Griechischen und des Lateinischen; die beiden Sprachen bezeichnete er als die dem Reiche gemeinschaftlichen; die Provinz Achaja erschien ihm vor allem darum bedeutend, weil sie die Gemeinschaft der Studien vermittle. Eigentlich war er Historiker von Fach; er hat Geschichten der Etrusker und der Karthager geschrieben und sorgte durch eine besondere Stiftung dafür, daß sie in dem alexandrinischen Museum gelesen würden. Es ist wahrhaft zu bedauern, daß sie verloren gegangen sind: denn was in einer fragmentarisch erhaltenen Rede des Claudius über die Etrusker vorkommt, ist fast wichtiger, als was wir bei Livius, von dem Claudius übrigens den Antrieb zur historischen Forschung empfangen hat, darüber lesen. Auch in der späteren römischen Geschichte hat er sich versucht; wir werden unterrichtet, daß er über das eine oder das andere, was er in Bezug auf die Bürgerkriege schrieb, sich Zurechtweisungen von den älteren Damen des Hauses zuzog. Seinem durch umfassende Studien genährten Geiste entspricht es, wenn er sich auch in den Geschäften fleißig und methodisch erwies. Im Senat hat er wohl fremden Gesandten in zusammenhängender Rede geantwortet. Mit unermüdlicher Beharrlichkeit wohnte er den Gerichtssitzungen bei, nicht jedoch ohne die Selbständigkeit zu bewahren, die dem Princeps zukam: er hielt sich für berechtigt, von dem Buchstaben der Gesetze abzuweichen, sobald sie der natürlichen Billigkeit widersprachen; wenn bei näherer Untersuchung sich besonders belastende Umstände herausstellten, hat er zu den härtesten Strafen verdammt.

In der Geschichte der Machterweiterung der Römer ist Kaiser Claudius unvergeßlich: unter ihm ward die Eroberung Britanniens begründet, eigentlich gegen die Grundsätze des Augustus und des Tiberius. In der erwähnten Rede spricht sich Claudius mit Selbstgefühl darüber aus, daß er die Herrschaft über den Ocean ausgedehnt habe. Er hatte Sinn für das Seewesen: am Ausfluß des Tiber brachte er einen Hafen mit einem Leuchtturm zustande, welcher die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln sicherte; der Emissar des Fuciner Sees, den er ausführen ließ, übertraf an Großartigkeit bei weitem die Werke der früheren Zeiten; er gab dann dort das prächtige Schauspiel einer Naumachie. In Rom selbst befriedigte er durch häufige Anwesenheit im Cirkus die popularen Wünsche.

Man darf wohl annehmen, daß Claudius in ruhigen Zeiten auf dem Grund eingewohnten Gehorsams eine glückliche und gesegnete Regierung hätte führen können. Aber das Prinzipat, das er bekleidete, und zu dem er selbst durch eine gewaltsame Veränderung gelangt war, trug, wie wir wissen, noch immer die Farbe einer auf persönliche Überwältigung gegründeten Staatsform, der zu widerstreben man ein Recht zu haben glaubte.

In jener Senatssitzung, in der man von Claudius eine Vorstellung zu erkennen gab, über welche sein wirkliches Verdienst dann hinausging, war unter denen, welche geeigneter seien, die höchste Autorität auszuüben, Marcus Furius Camillus Arruntius Scribonianus genannt worden. Er unterhielt

auch nachher ein Einverständnis mit den Gleichgesinnten und machte, nachdem er Prokonsul in Illyricum geworden war, wirklich einen Versuch, die Legionen zur Empörung aufzureizen. Aber diese verstanden ihn kaum, wenn er von der Herstellung der Freiheit redete; ihr Interesse war mit dem Bestehen des regierenden Hauses so enge verknüpft, daß sie sich gegen den Mann, der sie zur Empörung aufrief, selbst empörten, so daß er genötigt war, auf einer Insel im Adriatischen Meere Zuflucht zu suchen, wo er dann im Schoße seiner Frau ermordet worden ist. Überhaupt konnte auch Claudius ohne Majestätsprozesse nicht leben und hatte kein Bedenken, dem Beispiel des Tiberius zu folgen. Es ist in Erinnerung geblieben, wie er einem bei der Ausführung der Verdammung zögernden Tribun die homerischen Worte zurief, in welchen die Gegenwehr gegen eine erfahrene Beleidigung gebilligt wird. Die republikanische Agitation dauerte auch unter ihm fort. Allbekannt ist ein Beispiel davon, wie tief sie die Gemüter aufregte. Es ist das Verhalten der Arria, der Frau des Cäcina Pätus, eines Freundes des Scribonianus, der mit demselben einverstanden war. Bei der Nachricht von dem Tode Scribonians drückte Arria ihrem Gemahl eine gleichsam mißbilligende Verwunderung darüber aus, daß er noch lebe. Sie folgte ihm, allen Hindernissen Trotz bietend, nach der Hauptstadt, wo er verhört werden sollte, und in sein Gefängnis; und als dem Gemahl angemutet wurde, sich selbst umzubringen, hat sie, um ihm durch ihr Beispiel Mut zu machen, sich selbst den Dolch in die Brust gestoßen mit den Worten: es schmerze sie nicht. Die Erinnerungen dieser Zeit suchen den Eindruck der unbedingten Allgewalt, welche jeden Augenblick den Tod verhängen kann, durch Erzählungen von dem Gleichmut der Betroffenen in ihren letzten Augenblicken zu mäßigen; der allgemeinen Zerrüttung tritt wie durch eine Naturnotwendigkeit ein großartiges Aufflammen der Gefühle, welche die Familie konstituieren, der Frauen für ihre Männer, der Töchter für ihre Väter, zur Seite.

Während aber diese Gefühle in den großen Familien sich regten, traten in der kaiserlichen selbst die wildesten Leidenschaften hervor. Claudius hatte keine weitere Schuld daran, als daß er, von den Geschäften und seinen Büchern hingenommen, seinem Hauswesen nicht die Aufmerksamkeit widmete, die nötig gewesen wäre, es in Ordnung zu halten. Unter Claudius schien besser als früher für die Nachfolge gesorgt zu sein: er hatte einen Sohn, der, eben zum Andenken an die Unternehmung gegen Britannien, den Namen Britannicus führte, und eine Tochter, Octavia. Aber seine Gemahlin, Valeria Messalina, die man nur zu nennen braucht, um die abscheulichsten Ausschweifungen einer Frau zu charakterisieren, trieb diese so weit, daß sie unmöglich Gemahlin eines Kaisers bleiben konnte. Sie hat sich sogar, man kann daran nicht zweifeln, mit dem vornehmsten Manne, der sich um ihre Gunst bewarb, Silius, förmlich verheiratet und ihm selbst die Kleinodien ihres Gemahls überwiesen.

Wir finden in dieser Zeit noch eine andere Neuerung, welche darauf

beruht, daß die Cäsaren sich noch immer als Privatmänner zu betrachten fortfuhren. Sie übertrugen die Geschäfte ihren Sklaven oder vielmehr den über diese niedrige Stellung erhobenen Freigelassenen, die aber immer in einer gewissen Abhängigkeit von ihrem Herrn blieben. Schon Julius Cäsar hatte solchen mancherlei Geschäfte anvertraut. Tiberius, bei dem sie doch nicht sehr hervortraten, hat mit der Verwaltung von Ägypten, das die Cäsaren in besonderem Sinn als ihr Eigentum betrachteten, lieber einen Freigelassenen beauftragt, als einen Senator oder Ritter. Unter Cajus erscheint ein Freigelassener mit Namen Callistus als vertrauter Geschäftsführer des Kaisers, um dessen Verwendung man buhlte, und der sich dann ein so großes Vermögen erwarb, daß er von der räuberischen Gewaltsamkeit des Herrn betroffen zu werden fürchtete. Mag es nun wahr sein oder nicht, daß Cajus, um sich des Claudius zu entledigen, die Hülfe des Callistus in Anspruch genommen habe, — unleugbar ist, daß derselbe schon bei Lebzeiten des Cajus mit Claudius in einer gewissen Verbindung stand. Bei diesem gelangte er alsdann nach dem Sturze des Cajus zu hohem Ansehen, dem dann die Pracht seiner häuslichen Einrichtung entsprach. Mit ihm beginnt der Eintritt von Freigelassenen in die wichtigsten Verwaltungskreise. Callistus hatte den Vortrag über die eingelaufenen Bittschriften und Eingaben, so daß es begreiflich ist, daß man sich drängte, um Gehör bei ihm zu finden. Neben ihm tritt Pallas auf, der schon unter den vertrautesten Sklaven der Mutter des Kaisers, Antonia, genannt wird — unter Claudius war er der Vorsteher jenes kaiserlichen Rechnungsamtes, in dem über die Einnahmen und Ausgaben sämtlicher kaiserlichen Kassen abschließend verfügt wurde —, Narcissus, der die Korrespondenz, die das Reich umfaßte, leitete, und Polybius, der dem Kaiser in seinen litterarischen Beschäftigungen behülflich war. Seneca hat sich an Polybius gewandt, um die Rückberufung von der Insel Korsika, wohin er verbannt war, zu erlangen: er schien über die Gnade des Kaisers zu verfügen. Bei seinem öffentlichen Erscheinen war er oft von den beiden Konsuln begleitet; Pallas und Narcissus wurden vom Senat mit quästorischen und prätorischen Ehren ausgezeichnet. Mit Messalina waren sie alle vier eng verbündet; diese übte ihren natürlichen Einfluß auf Claudius zu Gunsten der Freigelassenen aus.

Nicht immer aber blieb dies Verhältnis ungestört. Aus einem bisher unbemerkt gebliebenen, aber nach meinem Dafürhalten vollkommen glaubwürdigen Berichte ergiebt sich die Notiz, daß Messalina, mit Polybius in ein ernstes Zerwürfnis geraten, es so weit brachte, daß der Kaiser dem alten Vertrauten nicht allein seine Gnade entzog, sondern sogar seine Hinrichtung beschloß. Das ist nun einmal das Schicksal der absoluten Herrscher: wie einst im persischen Reich, so stellte sich jetzt im römischen der Streit unter den nächsten Angehörigen des Hofes als ein Ereignis von großer Bedeutung heraus. Von den Ausschweifungen Messalinas war dem Kaiser noch keine Kunde zugekommen; durch den Tod des Polybius erschreckt, machten die

Freigelassenen, um sich sicher zu stellen und an Massalina zu rächen, dem Kaiser die Mitteilung von deren Ausschweifungen, vornehmlich von jener ungeheuerlichen Vermählung, so daß der Kaiser, nachdem er sich über die Sache Sicherheit verschafft hatte, seine Gemahlin hinrichten ließ.

Damit aber trat für die verbündeten Freigelassenen, die immer auch die entfernte Zukunft im Auge behielten, doch eine neue Gefahr ein. Sie zweifelten nicht, daß die Kinder der Messalina, wenn sie herangewachsen seien, Rache für ihre Mutter nehmen würden: denn deren Unglück würden sie nicht den Ausschweifungen Messalinas, sondern den Feindseligkeiten der Freigelassenen zuschreiben. Die angenommene, auch durch Tacitus bestätigte Überlieferung ist, die jüngere Agrippina, Tochter der älteren und des Germanicus, habe nun den Kaiser, zu dem sie als dessen Nichte den Zutritt hatte, durch zudringliche Zärtlichkeiten gleichsam verführt; — durch jene bisher übersehene Nachricht wird dies nun nicht gerade in Abrede gestellt, aber wir werden versichert, daß die Freigelassenen, um allen widrigen Eventualitäten zuvorzukommen, den Plan entwarfen, den Kaiser mit der eigenen Nichte zu vermählen.

Auch ein politisches Motiv wurde dafür geltend gemacht. Agrippina war, wie oben berührt, schon einmal vermählt gewesen und hatte einen Sohn aus dieser Ehe, Domitius Ahenobarbus, wie sein Vater genannt; sie war noch in jungen Jahren und zu einer neuen Vermählung sehr geneigt. Man bemerkte nun, daß eine Gefahr für Claudius und seine Kinder darin liegen würde, wenn eine Tochter des Germanicus, wie sie war, welche die Vorliebe der Truppen und des Volkes für sich hatte, irgend einen vornehmen Römer heiraten und diesem zugleich mit ihrem Sohne Ansprüche auf die Succession zubringen sollte.

Aber ein rechtliches Bedenken stand dem entgegen. Es war nicht Herkommen in Rom, daß ein Oheim sich mit seiner Nichte vermählte; die öffentliche Meinung sah darin, wie Tacitus versichert, eine Art von Blutschande, woraus nur Unglück entspringen könne. Und man war überzeugt, daß Claudius den Entschluß, den man wünschte, nur fassen werde, wenn er im voraus der Beistimmung des Senats sicher sei. Da hat es der Censor Lucius Vitellius, ein Mann, der, obwohl verdient und mit hoher Würde bekleidet, es doch über sich brachte, unter den Laren seines Hauses die Bilder der Freigelassenen Narcissus und Pallas aufzustellen, übernommen, den Senat von der Wünschenswürdigkeit der in Aussicht genommenen Vermählung zu überreden; der Princeps brauche eine Gattin, der er seine geheimsten Gedanken und seine zarten Kinder anvertrauen könne. Die altrömische Satzung, daß niemand sich mit seiner Nichte verheiraten dürfe, wurde hierauf förmlich abrogiert; eine große Anzahl Senatoren begab sich in den Palast; unter ihrem stürmischen Andrängen, gleichsam gezwungen, willigte Claudius ein.

So gelangte die jüngere Agrippina dahin, Gemahlin des Cäsar zu werden, dem die Welt gehorchte. Dadurch wurde nun aber das genealogische

Verhältnis der herrschenden Familie abermals verändert. Agrippina brachte die Ansprüche der Nachkommen der Julia wieder in den kaiserlichen Palast.

Und wie nun ihre Erhebung nicht allein für den Augenblick, sondern für die Zukunft notwendig erschienen war, so mußte auch ihrem Sohne Domitius den Kindern der Messalina gegenüber eine ebenbürtige Stellung verschafft werden. Octavia war bereits mit einem jungen Mann aus einem vielgenannten, in die Irrungen der großen Familien verflochtenen Hause, Lucius Junius Silanus, der sich der Gunst des Kaisers und des Volkes erfreute, verlobt. Vitellius that auch hier den ersten Schritt; er wußte als Censor zu bewirken, daß Silanus aus der Liste des Senats gestrichen wurde. Claudius hob darauf die eingegangene Verbindung auf und verlobte Octavia mit dem Sohne der Agrippina aus erster Ehe, Domitius. Diesen selbst adoptierte der Kaiser und gab ihm den Namen Tiberius Nero Claudius Drusus Cäsar Germanicus. Was Britannicus betrifft, so wollte man bemerken, daß Agrippina auch in der Erziehung ihren eigenen Sohn dem Stiefsohne vorzog. Für den ersten rief sie Seneca herbei, was man um so mehr begreift, da derselbe ein Anhänger des Polybius gewesen war, den Messalina hatte hinrichten lassen.

Nero erschien nun als das aufgehende Gestirn. Wenn er bei einer Erkrankung des Claudius circensische Spiele gelobte, indem er heiße Wünsche für die Genesung desselben aussprach, so wurde dies von seiten des Claudius dadurch erwidert, daß er bei einem Tumult, den Agrippina selbst veranlaßt haben soll, dem Volke durch ein Edikt, dem Senate durch einen Brief erklärte: wenn er sterbe, so werde Nero imstande sein, die Regierung zu übernehmen. Dagegen wurde Britannicus vergessen, und wenn man ja von ihm sprach, so bezeichnete man ihn als einen Menschen, der an der Epilepsie leide und überdies nicht recht bei Verstande sei.

Die Augusta Agrippina regierte im Palast. Zu ihrer Seite leitete Pallas die wichtigsten Geschäfte. Die Einwirkungen des Senats erfolgten ihren Absichten gemäß. Sie hatte eine Stellung inne, wie sie ihre Mutter, die ältere Agrippina, bei einem ähnlichen Ehrgeiz doch nie hatte erreichen können; durch die Adoption ihres Sohnes von seiten des Kaisers, durch die Autorität, die sie über dessen eigene Kinder ausübte, war sie der Zukunft sicher.

In diesem Zustand soll sie nun dennoch der allgemeinen Erzählung zufolge ihren Gemahl durch Gift umgebracht haben.

Aus welchem Grunde aber? Man nimmt an, sie habe das Wiedererwachen väterlicher Gefühle in Claudius fürchten müssen, so daß sie bei einem längeren Leben desselben ihren Plan, ihren Sohn an dessen Stelle zu setzen, nicht würde haben ausführen können. Bei Tacitus spielt der Freigelassene Narcissus die größte Rolle; dem Anteil desselben an dem Untergange Messalinas hat Tacitus eine lebendig anschauliche, zugleich poetische und satirische Schilderung gewidmet, die nur er zu schreiben vermochte. Ihm

zufolge ist Agrippina wider den Rat des Narcissus zur Gemahlin des Kaisers erkoren worden; sie sind einander bald feindselig gegenübergetreten. Narcissus hat dann kein Hehl daraus gemacht, daß er Agrippina und ihren Sohn stürzen und die Succession des Britannicus aufrecht erhalten wolle. Um dem zuvorzukommen, soll Agrippina ihren Gemahl umgebracht haben, unter Anwendung einer Stufenfolge mehrerer gleich abscheulicher Mittel.

Die Bosheit der Gebieter und die Verworfenheit der Werkzeuge wetteifern bei diesem Psychologen des Verbrechens miteinander.

Auch andere Nachrichten oder vielmehr Gerüchte über dies Ereignis waren im Umlauf. Man scherzte darüber, daß Claudius die Ehre, unter die Götter versetzt zu werden, die ihm zu teil wurde, dem Gifte seiner Frau zu verdanken habe; aber indem sie ihren Gemahl vergiftet, habe sie dem römischen Gemeinwesen ein noch schlimmeres Gift verschrieben, nämlich die Nachfolge ihres Sohnes Nero.

Ist es aber überhaupt gewiß, daß Claudius an Vergiftung gestorben ist? Er stand bereits im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens und war mehr als einmal von Krankheiten heimgesucht worden, die sehr gefährlich schienen. Hat er nun wirklich, wie man erzählt, ohnehin in Speise und Trank wenig mäßig, bei einem Gericht von Pilzen, die nicht mit Vorsicht ausgesucht waren, sich übernommen, so wäre es ja nicht auffallend, wenn er sein Unwohlsein dadurch verdoppelte und demselben erlag. So könnte es scheinen.

Ich erdreiste mich jedoch nicht, die Untiefen der Seele einer leidenschaftlichen und ehrgeizigen Frau zu ermessen. Hätte Agrippina sich aber so weit fortreißen lassen, ein so scheußliches Verbrechen an dem Gemahl zu ihrem vermeinten Vorteil zu begehen, — gesetzt es wäre so, so wäre sie nur allzubald inne geworden, wie so ganz und gar sie sich verrechnet hatte.

Der Sohn der jüngeren Agrippina bestieg den Thron, ungefähr wie Cajus, der Sohn der älteren.

Er trat mit Afranius Burrus, der durch Agrippina zum alleinigen Befehlshaber der prätorianischen Kohorten erhoben worden war, zuerst unter die Leibwache am Palast, dann im Lager unter die versammelten Prätorianer, denen er ein Donativ versprach, und die ihn dagegen als Imperator begrüßten; der Senat schloß sich an. Kaum aber war dies geschehen, so fand der Ehrgeiz Agrippinas Widerstand bei ihrem Sohne und dessen Ratgebern. Es scheint, als habe sie darauf gerechnet, in ihrem Stiefsohn selbst ein Gegengewicht gegen etwaige Ausschreitungen ihres Sohnes zu besitzen, so wie sie auf die Ergebenheit der Octavia zählte, um in diesem Verein unmündiger junger Menschen die oberste Gewalt unbedingt in die Hand zu nehmen. Man behauptet, sie habe als Teilhaberin des Reiches angesehen zu werden und zuerst von den Truppen, dann auch vom Senat und Volk die Huldigung zu empfangen vorgehabt.

Dagegen aber sträubte sich nun wieder die Antipathie der Römer gegen

die Regierung einer Frau. Ein Moment trat ein, wie einst in dem Kampfe zwischen Augustus und Antonius: dem letzteren war nichts schädlicher gewesen, als seine Verbindung mit Cleopatra, welche das Selbstgefühl der Römer gegen ihn aufgeregt hatte; das römische Volk wollte von keinem König hören, noch weniger aber von einer selbstherrschenden Königin. Aus dieser Rücksicht waren die Römer für Nero, wenn er allmählich begann, sich der Autorität seiner Mutter entgegenzusetzen. Man schlug es dem Erzieher Neros, damals seinem Minister, Seneca, hoch an, daß er Agrippina zu verhindern gewußt habe, den Sessel neben dem Kaiser einzunehmen, als ein armenischer Gesandter die Bitte, seinen König zu unterstützen, in einer feierlichen Audienz vortragen wollte.

Und noch ein anderes Motiv der wachsenden Entzweiung lernen wir aus dem Berichte kennen, dem wir überhaupt eine nähere Belehrung verdanken. Agrippina suchte, wahrscheinlich mit der Hülfe des Pallas, die Finanzen in Ordnung zu halten; sie zog sich dabei den Ruf zu, daß bei ihr alles käuflich sei. Der junge Nero dagegen liebte, glänzend und freigebig zu erscheinen. Man erzählt, er habe eine ansehnliche Summe Geldes, die er verschenken wollte, als er sie bar zu Gesicht bekam, nicht etwa geschmälert, sondern verdoppelt. Über eine Vergeudung dieser Art erschrocken, soll nun Agrippina den Britannicus hervorgezogen und ihrem eigenen Sohne entgegengesetzt haben. Nero war entschlossen, das nicht zu dulden. Aber Agrippina blieb ihres Sinnes: sie hat, wie man sagt, ihren Sohn daran erinnert, daß sie es sei, der er die Krone verdanke, die rechtlich eigentlich dem Britannicus gehöre, der jetzt erwachsen sei und sie also in Anspruch nehmen könne; sie sei sehr bereit dazu, alles, was bei der unglücklichen Lage der Familie geschehen, bekannt werden zu lassen; sie wolle Britannicus selbst im Lager der Prätorianer vorstellen; da werde man die Tochter des Germanicus hören. Sie soll dabei die Manen des vergötterten Claudius und des Silanus aus der Unterwelt heraufbeschworen haben. Nach einer Scene dieser Art war an kein Verständnis zwischen Mutter und Sohn weiter zu denken. Und wie einst Cajus gegen Tiberius Gemellus, so wandte Nero seine Eifersucht und seinen wilden Haß gegen Britannicus, der ihm entgegengestellt werden sollte. Tacitus hat den Augenblick geschildert, in welchem Britannicus bei einem Gastmahl durch einen Trunk Wassers, den man ihm trotz aller Vorkehrungen beibrachte, auf Befehl Neros vergiftet wurde. Nero ließ sich in seinem Gelage nicht stören; er sagte, der junge Mann werde von einem epileptischen Anfall betroffen worden sein. Aber Agrippina wurde von dem Gefühl des Zusammenhanges durchschaudert; sie wurde inne, daß ihr selbst ein ähnliches Schicksal bevorstehe; sie hätte jedoch nicht gewagt, ihren Verdacht durch ein Wort zu verraten. Auch Octavia hielt sich still. Sie sahen das Schwert des Gewalthabers über ihren eigenen Häuptern schweben. Britannicus starb noch in derselben Nacht und ward sogleich bestattet — denn alles war dazu vorbereitet.

Ich wiederhole die Summe der taciteischen Erzählung, obwohl nicht ohne

Bedenken, denn der Sachverhalt der Vergiftung tritt doch selbst bei ihm nicht in voller Verständlichkeit hervor, und noch andere Traditionen gab es über das gemischte Gift, das wohl auch nicht als Trank, sondern als eine Speise bezeichnet wird, und über die beim Begräbnis entdeckten Spuren des Giftes. Und wie ließe sich denken, was doch auch glaubwürdig überliefert ist, daß der junge Titus, der spätere Kaiser, der ebenfalls von dem vergifteten Trunke genossen, erkrankt, aber eben mit einer Erkrankung davongekommen sei. Alles atmet Hörensagen und Gerücht. Das Verhalten der Agrippina und der Octavia selbst scheint doch aus dem, was später erfolgt ist, hergenommen zu sein. Es könnte scheinen, als hätte die Auffassung, welche der unvergleichlich schönen und hinreißenden Darstellung des Tacitus zu Grunde liegt, erst Platz greifen können, als auch deren Schicksal entschieden war. Das einzige unbezweifelte Faktum ist, daß Britannicus einem frühen Tode erlag, den man seinem Schwager Nero zuschrieb. So wurde die Sache vom römischen Volke aufgefaßt, welches über den Tod des Britannicus nicht eben erschrocken war: denn damit werde eine undienliche Doppelherrschaft vermieden. Nero erklärte in einem Edikt: nachdem er den Bruder verloren, werfe er sich ganz in die Arme der Republik, die umsomehr Sorge für ihn zu tragen habe, da er der letzte Sprosse des zur Regierung vorbestimmten Geschlechtes sei.

War nun aber der Gedanke ausschließender Selbstherrschaft einmal gefaßt, so ließ sich auch nicht erwarten, daß die Mutter von dem Sohne geduldet werden würde. Es genügte noch nicht, daß ihr Vertrauter Pallas von der Leitung der Geldangelegenheiten, die er ohne alle Verantwortlichkeit waltete, entfernt ward; Nero wollte von jedem Einfluß der Mutter befreit sein. Auch seine Gemahlin Octavia, welche diese in Schutz nahm, hatte er beschlossen zu verstoßen. In der hierüber wieder aufflammenden Entzweiung regte sich bei ihm die Besorgnis, die Mutter werde ihre Drohungen wahr machen, das Kriegsvolk aufreizen und sich ihm offen entgegenstellen. Auch Burrus und Seneca scheinen einen verzweifelten und nicht hoffnungslosen Versuch von seiten Agrippinas befürchtet zu haben; sie setzten sich dem Vorhaben Neros, sich seiner Mutter durch Mörderhand zu entledigen, nicht länger entgegen. Nur widerriet Burrus, die Prätorianer zur Vollziehung des Mordes verwenden zu wollen: denn die seien dem Hause des Germanicus und der Agrippina selbst allzu ergeben, um sich dazu brauchen zu lassen. Diese Stimmung der Truppen macht es begreiflich, wenn Nero ausrief, sein Imperium hänge von diesem Augenblick ab; denn wenn die Mutter am Leben blieb und es zwischen ihr und dem Sohne zum offenen Streite kam, so hätten die Prätorianer leicht die Partei der Mutter ergreifen können. Die Ermordung wurde durch einen Freigelassenen, den Vertrauten Neros von frühester Kindheit an, vollzogen; es ist der letzte und schrecklichste Greuel, zu welchem der genealogische Zwist in der Familie führte. Um seine Ansprüche zu voller Geltung zu bringen, ermordet der Sohn die Mutter, der er dieselben ausschließend verdankt; er läßt den Mordstahl in den Leib stoßen, der ihn ge-

tragen hat. Nero gab dem Senat Nachricht von dem Ereignis, durch welches derselbe der Schmach, in die Hände einer Frau schwören zu müssen, überhoben werde. Der Senat wünscht ihm Glück dazu, daß er den Nachstellungen seiner Mutter entgangen sei.

Zu dem vollständigen Alleinbesitz der höchsten Gewalt gehörte aber noch die Sicherung der Nachfolge, in welcher sich auch die Idee eines von den Göttern stammenden Geschlechtes repräsentierte. Eben deshalb aber wollte Nero von Octavia geschieden sein, weil sie ihm keine Kinder brachte. Und schon war er in den Fesseln einer schönen Frau, die zwar nicht von vornehmster Herkunft war, aber aus einem Geschlechte, das im Dienste des Prinzipats und durch Verwaltung wichtiger Provinzem emporgekommen war: Poppäa Sabina. Ihre Mutter hatte als die schönste Frau in Rom gegolten; von ihr selbst sagt Tacitus, sie habe ihre sinnlichen Begierden ihrem Vorteil unterthänig gemacht; sie stand auf der Höhe der Bildung und Ruchlosigkeit der Frauen der Zeit; ihr Ehrgeiz war, Gemahlin des Kaisers zu werden. Darin aber traf sie mit der Leidenschaft, die alle Schritte Neros atmen, der ausschließende Inhaber der von Augustus gegründeten Gewalt zu sein, zusammen. Auch aus diesem Grunde war Nero entschlossen, Octavia zu beseitigen, und bald wurde dieselbe inne, daß sie in der Stiefmutter ihre beste Freundin verloren habe. Noch fand sie jedoch eine Stütze bei dem Volke. Der Tod des Britannicus hatte keine besondere Teilnahme in Rom erweckt; als aber Octavia unter dem Einflusse der Poppäa nach Campanien entfernt wurde, nahm das Volk Partei für sie; Nero sah sich genötigt, sie zurückzurufen. Dabei war es zu tumultuarischen Auftritten gekommen: die Bilder der Poppäa wurden zerstört, das Bild der Octavia hoch einhergetragen und der Fürst gepriesen, daß er sie zurückgerufen habe. Eben dies aber gereichte ihr zum Verderben. Poppäa fiel dem Kaiser zu Füßen, um ihm vorzustellen, daß der Volkstumult seine eigene Stellung gefährde: von den Anhängern der Octavia werde er selbst angegriffen — er selbst und die Zukunft des Reiches. Sie vermaß sich wohl, sie werde würdige Nachfolger in das Haus der Cäsaren einführen. Octavia, gegen welche man die widersprechendsten Beschuldigungen erhob, wurde verbannt und umgebracht, nach der Weise der Zeit durch die Öffnung der Adern. Poppäa ward als die rechtmäßige Gemahlin anerkannt. Nach einiger Zeit genas sie einer Tochter, deren Geburt einen unbeschreiblichen Jubel hervorrief. Die Senatoren eilten wetteifernd nach Antium, wo die Niederkunft erfolgt war, um ihren Glückwunsch darzubringen. Man zweifelte nicht, auf die Tochter werde bald ein Sohn folgen; aber auch schon jene wurde gleichsam mit göttlichen Ehren empfangen. Man hat gesagt: wer nicht Poppäa Sabina und ihr Kind verehre, der könne auch nicht auf die Verfügungen des Augustus und des Cäsar schwören. Es ist ein toller Wahn, aber einen Sinn hat es doch; denn auf der Voraussetzung der Divinität des ganzen Geschlechtes, die durch die jüngere Agrippina wieder erweckt worden war, beruhte die Autorität desselben und der gegenwärtige Gehorsam.

Welch ein Widerspruch war es dann, daß der Fürst, der von den Göttern abzustammen glaubte, um das große Reich zu regieren, dennoch mit ungezügeltem Leichtsinn sich frivolen Bestrebungen hingab!

An sich ist es zu erklären, daß ein junger Mensch, eben in den Jahren der körperlichen Kraftentwickelung, von dem untergeordneten Ehrgeiz ergriffen wurde, in den Künsten, welche das Volk in den circensischen Spielen und und anderen Versammlungen am meisten beschäftigten, Beifall und die Bewunderung der Menge zu erringen. Man hat ihm einen privaten Cirkus angewiesen, in welchem er die Kunst sich aneignete, den Wagen mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit zu lenken. Noch mehr Vergnügen machte es ihm, da er ein treffliches Organ besaß, als Virtuose des Gesanges angesehen zu werden. Ein Citharöde zu sein, schien ihm mit seiner Herkunft von den Göttern, und dem Dienste Apollos, den die Cäsaren besonders verehrten, sehr vereinbar.

Bei der Auflösung der dramatischen Produktionen in ihre Bestandteile, die damals, namentlich bei den öffentlichen Aufführungen, eintrat, war es aufgekommen, daß die Tragöden die großen lyrischen Scenen zugleich sangen und agierten. So sang auch Nero bald den Muttermörder Orestes, bald den rasenden Herkules, bald den geblendeten Ödipus. Er that sich nicht wenig auf die Stärke und Beugsamkeit seiner Stimme zu gute und wünschte auf einer Reise nach Neapel und Griechenland alle die Anerkennung zu finden, die nur die Griechen einem solchen Verdienste zu spenden fähig seien. In Neapel wurde ihm der Beifall einer unermeßlichen Menge, die dahin zusammengeströmt war, zu teil. Mit scenischem Selbstgefühl erfüllt, kam er dann nach Rom zurück; er hielt die errungenen Kränze für rühmlich genug, um damit dem römischen Volke zu imponieren. Denn zwischen verrauschendem Beifall und echtem Ruhm wußte er nicht zu unterscheiden. Unt rwegs verband er Teilnahme für die niedrigsten Possen eines Spaßmachers mit der eifersüchtigsten Sorge für die Geltung seiner exklusiven Gewalt: ein angesehener Mann ist umgebracht worden, weil er sein Geschlecht auf Augustus zurückführte und in seinem Haushalte Anstalten traf, die den Einrichtungen im Palaste entsprachen. Das römische Volk wünschte die Rückkunft Neros: denn nur bei dessen Anwesenheit meinte es der Zufuhr der dringendsten Lebensbedürfnisse sicher zu sein. Er kam zurück und äußerte wohl: da das Volk wünsche, daß er bei ihm bleibe, so füge er sich diesem Begehren. Wir wissen aber: das Volk brauchte nicht allein Brot, es verlangte auch Spiele. Nero veranstaltete jetzt circensische Spiele, bei denen er selbst mitwirkte und eine Anzahl von vornehmen Römern, deren Geschlechter aber in Dürftigkeit geraten waren, zur Mitwirkung veranlaßte; Pracht und Schamlosigkeit erschienen dabei in einem affrösen Wetteifer.

Mitten in diesen Zuständen städtischer Ergötzlichkeiten und Genüsse, die doch wieder mit dem unverkümmerten Besitz der Weltherrschaft zusammenhingen, brach jene Feuersbrunst aus, die in der Geschichte der Bauwerke der Stadt Epoche macht.

Das Feuer entstand in der Nähe des Cirkus, wo kombustible Materialien aufgehäuft waren. Es stieg durch die engen Straßen der alten Stadt bis zu den Anhöhen hinauf, wo es den Palast, die Behausung des Kaisers, ergriff. Nero, der sich gerade in Antium befand, kam unverzüglich zurück und traf eifrig Anstalten, die Not der vom Unglück persönlich Betroffenen zu lindern. Dennoch hat die Erzählung allgemeinen Glauben gefunden, Nero selbst habe den Brand angestiftet. Auch daran ist kein wahres Wort, was man erzählt hat, sein Auge habe sich an den hin- und herwogenden Fluten des Feuers geweidet; er habe dabei in seinem Tragödenschmuck den Untergang von Troja gesungen. Bei Tacitus, dem wir eine ausführliche Erzählung hierüber verdanken, erscheint das als ein bloßes Gerücht, das er selbst nicht annimmt. Aber von allem Anteil an den Verwüstungen des Brandes wird man Nero doch nicht geradehin freisprechen können. Ein solcher wird von glaubwürdigen Zeitgenossen behauptet; und aus Tacitus erfahren wir, daß bei dem Wiederausbrechen des Feuers, und zwar in den Besitzungen des intimsten Freundes des Nero, die Meinung sich gebildet habe, er wünsche auf diese Weise mehr Platz für Neubauten zu gewinnen. Was jene Sage anbelangt, so ist sie eben das Produkt der in dem Moment selbst entstehenden Mythenbildung, welche ein bedeutendes Ereignis unter dem Gesichtspunkt auffaßt, der den vorwaltenden persönlichen Gefühlen entspricht. Man dachte so schlecht von Nero, daß man für das Gute, was er that, kein Auge mehr hatte, das Böse aber in einer Legende zusammenfaßte, welche zugleich den Widerwillen gegen seine Liebhabereien ausdrückt.

Für ihn selbst lag in dem Ereignis eine Wendung seines Schicksals. Daß er Unschuldige, namentlich Juden, die in Rom sehr zahlreich vertreten waren, oder solche, die man zu ihnen rechnete, als Anstifter des Brandes verfolgte und hinrichten ließ, erweckte in Rom ein Grauen vor seinem Blutdurst. Dazu kam dann noch eine finanzielle Bedrückung der Provinzen, die mit dem Wiederaufbau der zerstörten Stadtteile zusammenhing. Nero ließ sich denselben sehr angelegen sein: er geschah auf eine anderen großen Städten in Griechenland und im Orient entsprechende Weise: mit regelmäßigeren Straßen, nicht so hohen, aber feuerfesten Häusern, geräumigen Plätzen, prächtigen Säulengängen. Die zerstörte Kaiserwohnung wurde durch eine umfangreiche Anlage im Stile eines modernen Parkes ersetzt. Die schönste Behausung, die die Zeit ersinnen konnte, war für ihn selbst bestimmt; sie wurde ausgeschmückt mit allen Kostbarkeiten, die sich zusammenbringen ließen. Auf dem Vorhofe erhob sich eine kolossale Statue des Kaisers selbst.

Für alles das und die Herstellung der Tempel, welche ganz oder zum Teil zerstört worden waren — nur das Kapitol war verschont geblieben —, war die Aufwendung von Geldmitteln erforderlich, die der kaiserliche Schatz nicht leisten konnte. Nero nahm die Beisteuer der Provinzen, besonders auch die Tempelschätze in Anspruch, was dann als eine Plünderung und als eine Gottlosigkeit betrachtet wurde. Die Feuersbrunst, welche das alte Rom zer-

stört hatte, schien auch unzähligen anderen Städten zum Verderben gereichen zu sollen, und dies erregte eine Mißstimmung, der es unter anderem zuzuschreiben ist, daß Seneca sich von den Geschäften zurückzog und mitten in seinen Reichtümern wie ein Eremit oder einer der Propheten des alten Testaments lebte, von Feldfrüchten und fließendem Wasser — denn er fürchtete, vergiftet zu werden —, ein Zustand des allgemeinen Ruins zwischen Blutdurst, Tempelraub und willkürlicher Hinrichtung, von dem man sich wundern müßte, wenn er nicht eine Rückwirkung im Gefolge gehabt hätte, ungefähr wie zu der Zeit, in welcher Chärea an der Spitze einer doch nicht sehr zahlreichen Partei den Cajus Caligula umgebracht hatte.

Wie damals, so kam es auch jetzt zu einer Verschwörung, die aber noch umfassender und berechneter war. Es ist die des Cajus Calpurnius Piso, über deren Ursprung und Tendenz man, wie gewöhnlich, schlechter unterrichtet ist, als über ihre Entdeckung. Er gehörte einem der vornehmsten Geschlechter an, das seinen Ursprung von Numa ableitete und in der Geschichte der Republik, namentlich auch in deren letzten Zeiten, den Bürgerkriegen, Bedeutung und Ansehen erworben hatte. Cnäus Calpurnius Piso hatte in Afrika gegen Cäsar gefochten und dann auf der Seite der Verschworenen gestanden; aber er war einer von denen, welche ihren Frieden mit Augustus machten; dessen Sohn war eben jener Piso, dem man den Tod des Germanicus zugeschrieben hat. Cajus Calpurnius Piso wird als ein Kind seiner Zeit geschildert: er war ein vornehmer Mann, ehrgeizig, genußsüchtig und unternehmend. Eine eigentümliche Bedeutung aber gab ihm ein großer, von seiner Mutter ererbter Reichtum, den er zur Unterstützung herabgekommener Senatoren verwandte; manche Plebejer, welche Ritter zu werden wünschten, setzte er in den Stand, den dazu erforderlichen Census aufzubringen. Seine hinreißende Beredtsamkeit verschaffte ihm eine ansehnliche Klientel. Auf ihn richteten sich die Blicke der Unzufriedenen, die nach einem Oberhaupt suchten. Wahrscheinlich setzte man voraus, er werde, anknüpfend an die in seinem Hause herkömmliche aristokratische Gesinnung, mit der höchsten Gewalt Rücksicht auf Unabhängigkeit und Freiheit verbinden. Die Meinung machte sich Bahn, daß es nicht länger so fortgehen könne, wie es ging. Diese weder durch Gesetze noch durch Sitten eingeschränkte Gewalt, die einen göttlichen Ursprung in Anspruch nahm und zu jedem Gelüst, jeder Unthat zu berechtigen schien, wurde als unerträglich empfunden. Auch Seneca stand, so zurückgezogen er auch jetzt leben mochte, mit Piso in Verbindung. Was hätte man aber unternehmen können, wenn Nero, wie seine Vorgänger, Prätorianer und Legionen für sich gehabt hätte? Doch waren die Prätorianer, wie wir bei dem Tode der Agrippina sahen, nicht mehr so sicher, wie früher. Nicht allein angesehene Tribunen, sondern der Präfekt selbst war im Einverständnisse mit Piso. Auch wollte man von dem herrschenden Geschlechte, das die Truppen für sich hatte, nicht ganz und gar abweichen. Noch lebte eine Tochter des Claudius, die man dem künftigen Herrn, dem Piso, zur Gemahlin bestimmte.

Die Zahl der Einverstandenen war jedoch zu groß, als daß das Vorhaben einer wachsamen Regierung gegenüber lange hätte verborgen bleiben können. Die Männer erwiesen sich weniger schweigsam als die Frauen. Als der Verdacht, daß die Sache entdeckt sei, anwuchs, wurde Piso aufgefordert, sich ohne Rückhalt an das Volk oder die Truppen zu wenden; aber den letzten Schritt zu thun, nahm er Anstand, so daß er verhaftet werden konnte, sowie auch eine Anzahl anderer Teilnehmer an der wohl noch nicht vollzogenen, aber in ihrer Vollziehung begriffenen Verschwörung.

Auch Seneca ist auf Grund dieses Verständnisses mit Piso genötigt worden, sich selbst zu töten. Er ward als einverstanden mit den Gegnern des Fürsten, den er erzogen hatte, betrachtet. Seneca hatte einmal gesagt, das Wohlergehen Pisos, seine Inkolumität, sei für ihn selbst die Bedingung des Lebens, gleich als sei eine Opposition oder doch die Möglichkeit einer solchen für ihn, wie für jeden anderen unentbehrlich. Aus diesem Worte machte man ihm jetzt ein Verbrechen: denn wie sollte die Inkolumität des Cäsar ihm nicht notwendiger erscheinen, als die eines persönlichen Freundes? Ein prätorischer Tribun wurde zu Seneca geschickt, um ihn über den Sinn dieser Worte zur Rede zu stellen. Als dieser zurückkam, fragte ihn Poppäa, die jetzt mit Tigellinus, einem der vornehmsten Genossen der Ausschweifungen Neros, den geheimsten Rat des Kaisers bildete, ob sich Seneca zu freiwilligem Tode anschicke. Auf dessen Antwort, er habe davon nichts bemerkt, erhielt er den Auftrag, Seneca seinen Tod anzukündigen. Nach Tacitus starb Seneca mit einer großartigen Fassung: denn man habe ja voraussehen können, daß Nero, nachdem er seine Mutter, seinen Bruder, seine Gemahlin umgebracht, auch seinen Lehrer nicht schonen werde.

Eine lange Reihe ausgezeichneter Männer folgte Seneca im Tode nach. Bei dem Verhör der Angeklagten wurde Nero am meisten dadurch betroffen, daß sich Offiziere der Prätorianer unter ihnen befanden. Einer derselben, Subrius Flavius, sagte ihm gerade heraus: einem Manne, der seine Mutter und seine Gemahlin ermordet habe und zugleich ein Wagenlenker sei, dem wolle er nicht gehorchen.

Und kein Zweifel ist, daß bei dem Zustand, in den man geraten war, ein tiefer Schmerz alle wohldenkenden Menschen ergriffen hatte. Es gab eine Schule von Männern, die sich zwar hüteten, Widerspruch zu erheben, aber durch ihre ernste und strenge Haltung bewiesen, wie wenig sie an den Frivolitäten ihres Herrn Gefallen fanden. Als der vornehmste von allen erscheint Thrasea Pätus, der früher in den Beratungen des Senats niemals gefehlt und einmal in einer nicht unbedeutenden Frage die Rechte dieser Körperschaft lebhaft verteidigt hatte im Einverständnis mit den Konsuln und dem Imperator selbst. Seitdem hatte sich das Verhältnis aufgelöst. In Thrasea schienen die Ideen des Cäcina Pätus wieder aufzuleben; er war dessen Schwiegersohn; seine Gemahlin hieß Arria, wie ihre Mutter. Alle, die sich von dem Thun und Treiben des Hofes abwandten, sahen in Thrasea einen

einverstandenen Bundesgenossen; in den Provinzen, wo man die Tagebücher des Senats erhielt, war man besonders auf die Verhandlungen aufmerksam, an denen Thrasea sich nicht beteiligt hatte, was allmählich immer häufiger geschah. Eben diese Zurückhaltung wurde ihm nun von den Anhängern des Princeps im Senat zum Vorwurf gemacht: denn entweder müsse man die bestehenden Formen ändern und zu den alten zurückkehren, oder einen Mann wegschaffen, der bei einem solchen Beginnen an die Spitze treten könne.

Nun aber trat in dem Palast ein Ereignis ein, welches die Unterwürfigkeit der Senatoren in ihrer Gesamtheit und zugleich die Entfremdung einzelner Mitglieder in der schärfsten Beleuchtung zu Tage brachte. Nero knüpfte seine dynastischen Absichten an die nach kurzer Zeit zu erwartende abermalige Niederkunft der Poppäa; plötzlich vernahm man, daß Poppäa gestorben sei (65 unserer Ära). Man wollte wissen, sie sei an den Folgen eines Fußtrittes, den ihr Nero einst bei einem heftigen Wortwechsel zu versetzen die Abscheulichkeit gehabt habe, ums Leben gekommen. Niemals aber hatte ihr Nero größere Ehre erwiesen, als nach ihrem Tode; er pries sie als die Mutter eines göttlichen Kindes. Es wurde ihr ein glänzendes Leichenbegängnis veranstaltet, zu dem alles, was Namen hatte, sich einfand. Nur einen Mann vermißte man dabei, den Thrasea Pätus. Nero selbst hatte seine Anwesenheit nicht gewünscht, da er ihn als einen Gegner betrachtete. Thrasea erschien in vollem Gegensatz gegen den Fürsten sowohl, wie gegen den Senat. Dieser seiner Gesinnung wegen wurde er zur Verantwortung gezogen und verurteilt. Eine Anzahl von Vernachlässigungen des Princeps wurde ihm zum Vorwurf gemacht, z. B. daß er, obwohl in seiner Stellung dazu verpflichtet, den Eid bei Beginn des neuen Jahres nicht erneuert und für das Wohl des Fürsten nicht geopfert habe. Mit Thrasea wurde auch Barea Soranus angeklagt, dem man Schuld gab, bei der Provinzialverwaltung von Asien, von der er zurückkam, die Einwohner gegen die Gewaltsamkeiten kaiserlicher Beauftragter geschützt und in denselben Hoffnung auf eine Veränderung erweckt zu haben. Thrasea erschien nicht in der Sitzung, in welcher das Urteil über ihn gesprochen werden sollte. Soranus war von seiner Tochter begleitet. Unvergleichlich ist von Tacitus Rede und Widerrede, die Liebe und Verehrung der Tochter für ihren Vater geschildert worden. Beide Angeklagte wurden verurteilt. Thrasea, der nichts anderes erwartet hatte, war eben in einem philosophischen Gespräche mit einem Cyniker über das Verhältnis des Leibes und der Seele begriffen, als ihm der Tod angekündigt wurde.

Dieser Tod wird von Tacitus, aus dessen Berichten wir die vornehmsten Thatsachen entnahmen, nicht mehr geschildert. Obwohl sich gegen die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers einiges einwenden läßt, so erkennt man doch bei ihm den objektiven Bestand der Thatsachen. Der bezeichnete Mangel wird allenthalben durch den eingeborenen historischen Genius überwogen. In seiner fragmentarischen Gestalt ist das Werk doch unschätzbar; es giebt einen

anschaulichen Begriff von der Stimmung der Geister — zwei Jahre vor Neros Untergang.

Auch wir halten einen Moment inne, um über diese das Gemüt niederdrückende Begegnisse hinaus den Blick in eine Region zu richten, in der noch von autonomen und würdigen geistigen Bestrebungen die Rede war. Nicht allein die Opposition entstammt ihr, welche Nero fand, sondern auch Entwickelungen bahnten sich an, die über Zeiten und Zustände des römischen Reiches hinausreichen.

Viertes Kapitel.

Litterarische Strömungen der Zeit.

Neben den Staatsbegebenheiten, die unsere Vorväter wohl als Emergentien bezeichneten, erscheint in einer tieferen Schicht auch immer eine mit den ersteren zusammenhängende, aber doch von ihnen abweichende innere Bewegung, durch welche die gleichzeitigen Ereignisse modifiziert und spätere vorbereitet werden. Besonders sind dafür die großen Städte bestimmend gewesen; sie waren allezeit der Schauplatz für den Kampf der Meinungen, die Werkstätten für Herbringung neuer, — und Rom noch mehr als andere, in demselben Grade, in welchem es sie an Größe nicht allein, sondern an Mannigfaltigkeit und Kraft der Elemente, die es in sich vereinigte, übertraf.

Da bemerken wir nun die Erscheinung, daß die Ereignisse, welche die Gemüter beherrschen, aber doch nicht befriedigen, in der Litteratur ihre Kritik finden und gleichsam ihr Widerspiel zu Tage fördern. Die Epoche des Augustus war von dem Abscheu gegen die Bürgerkriege erfüllt; es galt für die Grundlage des Anspruches desselben auf die höchste Gewalt, daß er diesen ein Ende machte und die Sicherheit wiederherstellte, welche die Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt ausmacht. Dies Gefühl dauerte auch noch unter Tiberius fort; es bildete den Gesichtspunkt, unter dem seine Regierung als heilbringend bezeichnet werden konnte, wie das schon bei Vellejus Paterculus, noch mehr bei Valerius Maximus, der seine Sammlung von denkwürdigen Thatsachen, die er als Dokumente — d. h. nach einer ciceronianischen Erklärung nachahmungswürdige Beispiele — bezeichnet, diesem Kaiser gewidmet hat, mit großem Nachdruck geschicht.

Valerius Maximus gehörte dem altberühmten Geschlechte der Valerier an und hegte republikanische Gesinnungen in seiner Seele. Dem Cato Uticensis hat er einen ausführlichen Lobspruch gewidmet, in welchem er sich zu dem Grundsatz bekennt, daß dem Leben ohne Würde ein würdiger Tod vor-

zuziehen sei. Er rühmt Cato unter anderem deshalb, weil er als Knabe den Gedanken gefaßt hatte, Sulla, in dessen Vorzimmer er die abgehauenen Köpfe der Proskribierten erblickte, dafür mit eigener Hand umzubringen. Es hatte doch in der That etwas zu bedeuten, wenn ein solcher Mann es über sich gewann, den Cäsar Tiberius gleichsam unter die Götter zu versetzen und ihn als ein wohlthätiges Gestirn zu preisen. Sulla, sagt er, habe Rom und Italien mit Blut erfüllt; Tiberius schütze das Reich; er verfolge das Laster, hege und pflege aber die Tugend. Der Autor rühmt die Strenge, mit der Tiberius überhaupt, besonders aber in Bezug auf das Kriegsheer verfuhr. Auf den Gehorsam der Legionen gründe sich die Macht von Rom. Tiberius behaupte dadurch die militärische Ordnung und Zucht, durch welche die Hütte des Romulus die Säule geworden sei, auf welcher der Erdkreis ruhe. Würden die Truppen nicht in der gewohnten Mannszucht erhalten, so würden sie selbst eine Unterdrückung ausüben.

Wie an der Idee der römischen Weltherrschaft, so hält Valerius Maximus auch daran fest, daß die Götter deshalb bewogen worden seien, den Römern ihren Beistand zu leihen, weil diese den altherkömmlichen Dienst mit ängstlicher Genauigkeit beobachten; er zählt alle die Institutionen auf, durch welche dies geschehe.

Man halte das nicht für elende Schmeichelei; es hat eine gewisse Wahrheit, bei der freilich die eine Seite des vorliegenden Zustandes hervorgehoben, die andere mit Stillschweigen übergangen wurde.

Nachdem nun aber Cajus Caligula die Alleinherrschaft zu unerträglichen Gewaltsamkeiten mißbraucht hatte, ward dann diese andere Seite um so stärker betont.

Marcus Annäus Lucanus, ursprünglich ein Freund und Studiengenosse Neros, hat ihn selbst im Anfang seines Gedichtes Pharsalia angesehen, wie Valerius den Tiberius. Indem er die Greuel des Bürgerkrieges schildert, fügt er doch hinzu, er wolle sich darüber nicht beklagen, wenn sie notwendig gewesen seien, um Nero auf den Thron zu erheben: denn die Herrschaft des Jupiter setze den Sieg über die Giganten voraus. Er thut wohl einmal einer künftigen Vergötterung Neros Erwähnung und verknüpft damit seine Phantasien, daß ein allgemeiner Friede eintreten werde. Man darf aber darin nicht etwa den Ausdruck einer der neronianischen Regierung beistimmenden Gesinnung erblicken; sie sind nur aus den Hoffnungen, die Nero anfangs gab, und dem persönlichen Verhältnis des Dichters zu demselben zu erklären. Das Werk Lucans atmet eben den entgegengesetzten Geist. In der Pharsalia könnte man meinen, eine poetische Bearbeitung des Cremutius Cordus vor sich zu haben: so entschieden nimmt Lucan für die Gegner Cäsars, vor allem für Pompejus selbst, Partei.

Man hat bemerken wollen, er habe Cäsar in den späteren Büchern seines Gedichtes unglimpflicher behandelt als in den früheren; da finden sich wenigstens jene Stellen über die Freiheit, die mit dem Prinzipat nicht zu verein-

baren war: die Freiheit sei über den Rhein und über den Tigris geflüchtet, d. h. aus dem gesamten Umkreis des römischen Reiches verbannt. Den Zustand der orientalischen Völker, deren Gesichtskreis über die Macht ihrer Könige nicht hinausreiche, hält Lucan für glücklicher, als den der Römer, welche dadurch, daß sie gehorchen müssen, zugleich beschämt seien. Für ihn hat die Erhaltung der inneren Ruhe und der allgemeinen Wohlfahrt, die nun vollzogen ist, keine große Bedeutung mehr. Die Bürgerkriege verwirft er hauptsächlich deshalb, weil durch sie die Überwältigung der Nachbarn verhindert worden sei. Der Widerspruch, den das Prinzipat, wie es damals war, hervorrief, kommt hier zu voller Erscheinung. Man begnügt sich nicht mehr mit dem Segen, den die Dämpfung der inneren Unruhen mit sich führte; man empfindet nur den Einhalt, der durch den Sieg der Cäsaren in der Welteroberung herbeigeführt worden war, den allgemeinen Druck, der auf den alten Republikanern lastete. Die schönsten Stellen seines Werkes sind der Verherrlichung Catos und der catonischen Tugend gewidmet Wenn Cato bei Lucan sich weigert, bei dem Orakel des Ammon, an dessen Heiligtum in der Wüste er vorbeikommt, sich Rats zu erholen, so wirft er vor allem die Frage auf: worüber denn? ob er als freier Mann sterben oder die Herrschaft eines Einzigen erleben solle? Er erkennt nur Eine Gottheit an — die Tugend, d. h. zugleich die Freiheit; die moralische und politische Freiheit werden vollkommen identifiziert. Der göttlichen Beihülfe, durch welche das römische Reich groß geworden, wird nur mit einer Art von Verachtung erwähnt. Nicht in den kapitolinischen Triumphen trete das wahre Verdienst zu Tage; die nackte Tugend bedarf keines Erfolges; diese aber soll verehrt werden. Mit der Verehrung, die den Cäsaren gewidmet wird, steht es in einem Widerspruch, der jedermann in die Augen springen mußte, wenn nun eben ein Mann wie Cato als Vater des Vaterlandes, als der bezeichnet wird, den Rom an seinen Altären anbeten sollte. Nicht bei der Fortuna des Augustus sollte man schwören, sondern bei der stoischen Tugend. Und nicht mit diesem Widerspruch allein begnügt sich Lucan; er sieht die Zeit kommen, wo Rom mit freiem Nacken dastehe: da werde es die Tugend und Cato verehren. Der catonische Name war gleichsam das Feldzeichen, um das sich die Republikaner scharten. Sie schmeichelten sich mit einer Zukunft, in welcher ihre Idee wieder die alleinherrschende in Rom sein werde. Nichtbeachtung der Götter, wie sie damals angebetet wurden, Erhebung des Begriffes der Tugend zu der einzigen Gottheit und republikanische Freiheit verbinden sich bei Lucan miteinander, um der cäsarischen Macht den offenen Krieg und ihren einstigen Untergang anzukündigen.

Die Familie, aus der Lucan stammte, gehörte zu denen, die von Rom nach Spanien verpflanzt und dort zu hohem Ansehen gelangt, nach Rom zurückkamen, um sich in ihren Studien und ihrer Lebensthätigkeit der Weltkapitale wieder anzuschließen. Als den Patriarchen derselben darf man den Rhetor Marcus Annäus Seneca ansehen. Er ist der Vater des Philosophen

Lucius Seneca, des Novatus Gallio, den wir in Achaja wiederfinden werden, und durch seinen dritten Sohn Mela Großvater des Lucan. Sie machten aber in Rom nicht allein mit den leitenden Männern des damaligen Staates, sondern zugleich mit den stoischen Philosophen Bekanntschaft, die nicht eben immer in gutem Verhältnis zu den ersteren standen. Der Lehrer des Philosophen Attalus, der von diesem zuweilen genannt wird, war, weil er mit Sejan in Konflikt gekommen, Rom zu verlassen genötigt worden. Er selbst führte seinen Neffen in die Schule des Cornutus, von dem dieser ohne Zweifel die Grundsätze einsog, zu denen er sich in seinem Werke bekannte.

Von einer weit größeren Bedeutung, als Lucan, ist der Philosoph und Staatsmann Lucius Annäus Seneca, für die damalige und für alle folgenden Zeiten. Wir kennen das Verhältnis, in welches er zu Nero trat, bei dem dann auch der Neffe Eingang gewann, und von dem sie endlich beide hingerichtet worden sind.

Der Oheim ging mit seinen Prinzipien lange nicht so weit, wie der Neffe, weder in seinen philosophischen, noch besonders in seinen politischen Grundsätzen. Er nimmt vielmehr gerade dadurch einen hohen Rang in der Geschichte ein, daß er der auf Gewalt gegründeten Macht eines Oberhauptes in Rom eine andere Richtung zu geben trachtete: um es mit Einem Wort zu sagen: Seneca hat den Versuch gemacht, dem schrankenlosen Despotismus den Charakter einer Monarchie zu geben.

In der an Nero gerichteten Schrift „Von der Gnade" geht er davon aus, daß diese Eigenschaft von beiden Parteien — er meint die philosophischen — als Tugend betrachtet werde: von den Stoikern, zu denen er sich selbst rechnet, die den Menschen als ein zum Wohle der menschlichen Gesellschaft geborenes Geschöpf erklären, und von den Epikuräern, die alles auf ihren eigenen Nutzen und Vorteil beziehen, indem sie die Bestimmung des Menschen in der Glückseligkeit und im Vergnügen sehen. Er spricht also im Namen der allgemeinen philosophischen Überzeugung. Sein Hauptsatz ist, daß diese Tugend dem Fürsten gezieme. Jene Verhältnisse, durch welche die Klemenz Cäsars den Nachfolgern desselben verhaßt geworden, erwähnt er nicht; möglich aber ist doch, daß sie ihm vorschwebten: denn den Gewaltthätigkeiten, die da eingetreten, setzt sich sein Begriff von dem Prinzipat, das er als fest gegründet betrachtet, entgegen. Sein Sinn ging dahin, nachdem dies geschehen, die höchste Autorität von den Gewaltsamkeiten loszureißen, die dem Imperator bis dahin die Nachfolge Cäsars erhielten, so daß sich aus all den vorgekommenen Verwirrungen der Begriff der Monarchie erhebt. Er spricht den Grundsatz aus, daß die höchste Gewalt wohlthätig sein müsse; man müsse vor dem Fürsten nicht fliehen, wie vor einem aus seinem Lager emporspringenden wilden Tier, sondern ihn betrachten wie ein wohlthätiges Gestirn. Man müsse erfahren, daß seine Sorge das Allgemeine und die Einzelnen umfasse; jeder müsse wissen, daß der Fürst zwar über ihm, aber doch für ihn sei. Eben darum, weil der Fürst für sie sorgt, sollen die Menschen

ihn in Schutz gegen jede Gefahr nehmen und ihre Waffen dahin wenden, wohin er befiehlt. Darin liege keine Wegwerfung, wenn tausende sich für Ein Oberhaupt opfern. Die Menge hänge von dem Fürsten ab, wie der Körper von der Seele; sie werde durch ihn regiert, und sie würde selbst zu Grunde gehen, wenn nicht Ein Wille sie leite; der Fürst sei der Lebensgeist der gesamten Republik und halte sie zusammen. So entsteht dem Begriff der Monarchie zur Seite die Idee einer gerechtfertigten Unterthänigkeit. Die Identität der Interessen des Monarchen und des Gemeinwesens tritt hier um so bedeutender auf, da sie zugleich praktisch realisiert zu werden die Aussicht fassen konnte.

In Bezug auf Nero ist der mit epigrammatischer Schärfe ausgedrückte Schluß gleichwohl bündig: er muß den Körper schonen, dessen Seele er ist; damit schont er sich selbst.

In seiner Schrift „Über den Zorn" bezeichnet Seneca den Princeps in sehr gemäßigten Worten als den Vorsteher der Gesetze, d. h. doch des gesetzlichen Zustandes, eigentlich mit der Ausführung derselben betraut als Regierer des Staates, und giebt dann an, wie er die Strafgewalt ausüben solle. Sein erstes Ziel soll sein, die Tugend beliebt, das Laster verhaßt zu machen. Wenn das zu nichts führt, so gehe er zu Ermahnungen und Rügen über; wenn auch diese nicht fruchten, so mag er strafen, aber auf eine Weise, daß noch Raum für Verzeihung übrig bleibt. Er stellt den Fürsten dar wie einen Arzt: er soll das Übel heilen, nur in dem äußersten Fall mit dem Tode strafen — nur dann, wenn es für den, den er straft, das Beste ist zu sterben. An der Vollziehung der Strafe darf er nicht das mindeste Wohlgefallen blicken lassen; sie soll nur zur Warnung dienen. Wie so ganz lief das den Exekutionen entgegen, die unter den Cäsaren, selbst unter Claudius, an der Tagesordnung waren und ohne alle Scheu als Rache betrachtet wurden! Seneca meinte eben, die Monarchie mit den republikanischen Gesinnungen ausgleichen zu können. Er hatte kein Hehl damit, daß er selbst solche Gesinnungen hege.

In das Trostschreiben an Marcia, die Tochter jenes Cremutius Cordus, der dafür, weil er Cassius in seinem Geschichtswerk den letzten Römer genannt hatte, mit dem Tode hatte büßen müssen, webt Seneca eine Lobeserhebung dieses Geschichtschreibers ein. Er rühmt dessen altrömische Gesinnung; man werde ihn lesen, so lange es jemanden gebe, der eine Rückkehr zu den Handlungen der Vorfahren für wünschenswert halte; mit seinem Geiste habe er die Proskribierenden auf ewig selbst proskribiert. Er führt dann Cordus redend ein, der den jenseitigen Zustand dem diesseitigen vorzuziehen scheint: denn dort höre man nichts von kriegerischem Getümmel, noch von dem den Tag ausfüllenden Lärm, noch von Parricidien, die man erdichte oder auf die man denke.

Wir haben einen Brief von Seneca, in welchem er die Argumente Epikurs gegen die Strafen in der Unterwelt adoptiert. Er verbindet den Be-

griff der stoischen Tugend mit dem Unglauben der Jünger Epikurs, die Verherrlichung der Römer, welche den Tod der Sklaverei vorziehen, mit griechischer Reflexion; Cato hat bei ihm den Phädon des Plato auf der einen und das Schwert auf der anderen Seite. Der Oheim ist auch hier milder als der Neffe. Er flicht in die Katastrophe zugleich die Idee der Unsterblichkeit ein. Aber die Idee der Freiheit tritt bei ihm nicht minder stark hervor. Er preist Cato als einen Mann, der mitten im allgemeinen Ruin aufrecht stehe. Wenngleich alles der Herrschaft eines Einzigen unterworfen ist und alle Pforten bewacht sind, so findet er doch eine solche, die einen Ausgang offen läßt: mit Einer Hand wird er der Freiheit eine Bahn eröffnen. Das Schwert, das für das Gemeinwesen die Freiheit nicht hat herstellen können, wird sie für Cato herstellen.

Die prächtige Schilderung vom Tode Catos läßt keinen Zweifel darüber, daß Seneca zu derselben Schule gehört, wie sein Neffe Lucan, die hauptsächlich in Cato ihr Ideal erblickte. Jedoch waren seine Ideen keineswegs von so durchgreifender Natur und Aussicht. Lucan spricht den Wunsch des Umsturzes der bestehenden Regierungsform aus; Seneca deutet nur die Möglichkeit eines solchen an.

Senecas allgemeine Ideen über Gott und Welt waren keineswegs die in Rom seit Jahrhunderten eingelebten und eingebürgerten.

In dem Eingang zu den „Naturbetrachtungen" sieht man, in welcher Höhe über den allgemeinen Erscheinungen der Welt und der Zeit Seneca sich hielt. Was die Römer den Erdkreis nennen, erscheint ihm nur als ein geringer Teil des Universums. Wenn man, sagt er, seine Augen von oben her auf den Erdkreis wirft, so ist er doch nur eng, großenteils von der Flut bedeckt, zum Teil brennend heiß, zum Teil starrend vor Kälte; ist das der Mühe wert, daß sich so viel Völker darum schlagen? Die Kriegsscharen mit ihren aufgerichteten Fahnen, die Reiterei, welche die Flüsse überschreitet, sind dem Ganzen gegenüber sehr kleinliche Erscheinungen. Er bezeichnet die Grenzen des römischen Reiches, wie man sie damals kannte, und bei denen es bleiben müsse. Die Parther sollen nicht den Euphrat überschreiten, die Dacier nicht die Donau, dieser Fluß soll Sarmaten und Römer trennen, der Rhein die Grenze Germaniens bilden.

Hochbedeutend ist es doch, daß so in der Mitte der römischen Welt eine Ansicht auftaucht, der das Reich in seiner allgemeinen Ausdehnung nur als etwas beschränktes erschien, was selbst dann nicht anders sein werde, wenn sie auf beiden Seiten den Ocean erreiche. In jenen Zeiten machte das Überschreiten des Oceans unter Claudius den größten Eindruck als ein neuer Sieg des Menschen über die Elemente, des römischen Cäsar über die Götter des Meeres. Von niemandem ist das freudiger begrüßt worden, als von Seneca, hauptsächlich inwiefern darin ein Fortschritt der Weltentdeckung lag.

Seine Tragödie Medea preist vor allem die Idee der Schiffahrt, ihren Ursprung und ihre unermeßliche Wirkung auf die Erde und das Menschengeschlecht. Jetzt bedarf es keiner Argo weiter, das Meer hat sich unterworfen. Jede Begrenzung ist aufgehoben, die Erde ist allenthalben durchfahrbar geworden. Daran knüpft sich dann die berühmte Prophezeiung, daß der Ocean die Fesseln der Dinge lösen, die gesamte Erde sich öffnen und Tiphys, der Steuermann der Argonauten, eine neue Welt entdecken werde, so daß man nicht mehr von der ultima Thule reden wird. Nicht gerade von der Auffindung einer neuen Hemisphäre ist die Rede, aber von einer unbegrenzten Ausdehnung der Schiffahrt und neuen Entdeckungen. Man sieht wohl: der Poet Seneca steht ebenso in der Mitte des Universums wie der Philosoph Seneca. Er hat eine unbegrenzte Überschau, indem er doch auf dem Boden seiner Zeit verharrt.

Daß die Medea von dem Philosophen Seneca herrührt, ist keinem Zweifel unterworfen. Ich bekenne, ich bin sehr geneigt, auch die übrigen Tragödien, in deren Reihe die Medea auf uns gekommen ist, demselben zuzuschreiben, — so augenfällig ist ihre Verwandtschaft mit dem Geiste, der in Senecas Schriften überhaupt lebt. Wäre dies auch nicht der Fall, so sind sie doch einer Beachtung sehr würdig: denn daß sie aus dem ersten Jahrhundert stammen, hat noch niemand ernstlich bezweifelt. Was sie historisch bemerkenswert macht, ist die in ihnen vorkommende Erörterung von Fragen, die für die damalige Welt die wichtigsten waren und die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten.

In einer derselben, dem Thyestes, setzt sich dem eigenmächtigen Beginnen des Atreus ein Sklave entgegen und spricht Warnungen aus, die eine energische Protestation gegen den Mißbrauch der höchsten Autorität durch rücksichtslose Gewaltsamkeit enthalten.

Ich sehe darin eine Manifestation des populären Gemeingefühls, dem gewaltsamen Gebahren der Cäsaren, besonders Neros, gegenüber. Die Bemerkung, daß das Reich zwei Oberhäupter nicht ertragen könne, erinnert doch sehr an eine der wichtigsten politischen Fragen der Zeit, die bei Gemellus und bei Britannicus zur Sprache kam, und bezeichnet hier den vornehmsten Grund der Entzweiung zwischen den beiden Enkeln des Tantalus.

Nicht selten ist die Rede davon, daß nichts schwerer sei, als den hartnäckigen Sinn eines Mannes, der die höchste Gewalt besitzt, zu dem zu bringen, was das Rechte ist.

Das größte Ereignis seiner Zeit, das aber im Getümmel des Tages von den Meisten nicht einmal bemerkt wurde, den Untergang des cäsarischen Hauses, hat Seneca zum Gegenstand seiner Dichtung gemacht — er selbst oder ein anderer, der doch ganz in seinem Sinne dichtete und schuf. Der Gegenstand ist der Tod der Octavia. Sie erscheint als der letzte Sprosse der durch die Succession Cäsars zum Prinzipat berechtigten Familie. Sie geht durch die Ruchlosigkeit Neros unter, der hier als unberechtigter Eindringling

betrachtet wird. Auch politisch hat das Zwiegespräch zwischen Nero und Seneca, der in dem Stück persönlich auftritt, eine große Bedeutung. Nicht allein Philosophie und Besitz der Gewalt treten hier einander gegenüber: man darf den Nachdruck nicht übersehen, der in altrömischem Sinn auf die Autorität des Volkes gelegt wird. Dem Gebote Neros, seinen Befehlen zu gehorchen, setzt der Philosoph die Forderung entgegen, daß der Befehl gerecht sein müsse; er führt ihm zu Gemüte, daß er nur solche Anordnungen treffen dürfe, welche die allgemeine Beistimmung ratifiziere.

Neben der politischen Bedeutung dieser Stücke erscheint aber, und nicht minder beachtenswürdig, die religiöse. In den Tragödien ist ein durchgehender Zug, daß die unmittelbare Einwirkung der Götter, welche die alten Sagen darbieten, zurücktritt; die menschlichen Leidenschaften, das sind die Götter. Nur Juno, das Symbol der Eifersucht, tritt zuweilen in Aktion; die Qualen des Tartarus bestehen, aber sie tragen doch mehr ein poetisches Gepräge; sie erinnern hie und da bereits an die Hölle des Dante. Nicht selten findet sich der Ausruf, es gebe keine Götter, der aber dann wieder durch die Doktrin, es gebe einen höchsten Gott, den Begründer des Universums durchbrochen wird — ungefähr wie in den philosophischen Schriften Senecas, in denen man häufig, selbst da, wo man es nicht erwartet, auf Erörterungen über die wichtigsten Fragen stößt, welche die allgemeinen Weltanschauungen betreffen: über den materiellen Bestand der Welt, wer ihr Urheber, wer ihr Wächter, wer Gott überhaupt sei, ob er der Weltschöpfer, ein Teil der Welt oder die Welt selbst sei, das heißt also, ob es einen außerweltlichen Gott gebe oder nicht, ob er an den Dingen etwas verändern könne nach Bestimmung des Schicksals oder nicht, was doch sagen will, ob es ein Schicksal gebe über den Göttern. Er kennt nur Einen Gott, der seine eigene Notwendigkeit ist. Aus der bloßen philosophischen Anschauung geht ihm die Einheit Gottes hervor. Dabei aber wird die Einwirkung desselben auf die veränderlichen Begebenheiten der Welt zweifelhaft, da ihm ja nichts gefallen könne, woran er nicht immer Gefallen gefunden habe.

Indem aber Seneca die Idee des Monotheismus begründet, gewinnt er doch nach dem Vorgang anderer Stoiker auch dem Polytheismus eine Seite ab, die ihn allenfalls annehmbar macht: er ist nicht dagegen, wenn man die Gottheit als Jupiter Optimus Maximus bezeichnet. Er bestreitet selbst nicht den Namen Jupiter Stator, den man aber nicht daher leiten dürfe, daß er eine Flucht der Römer zum Stehen gebracht habe, sondern weil der Bestand aller Dinge in seiner Hand ruhe. Auch Liber, Herkules, Merkur führt er auf die Idee Gottes zurück: Liber ist er als Erzeuger von allem, Herkules als die unüberwindliche Kraft, Merkur insofern er Zahl, Ordnung und das Wissen umfaßt.

Das Fatum ist nichts anderes, als die den Dingen innewohnende Verflechtung der Ursachen; Gott ist die erste Ursache von allem, also ist Gott das Fatum.

So begreift er auch die Seele als eine Einheit. Alle die besonderen

guten Eigenschaften: Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Klugheit, endlich die Tapferkeit selbst, sind Eigenschaften derselben Seele. Nicht die Tugenden gefallen, sondern der Geist, der sie besitzt.

Auch insofern berührt sich Seneca mit Lucan. Lucan wirft von vornherein die Frage auf, ob der Vater der Dinge, der die Welt aus dem Chaos gebildet, ihr unverbrüchliche Gesetze vorgeschrieben, an die er sich selber halte, oder ob alles dem Ungefähr überlassen sei, der Zufall in den menschlichen Angelegenheiten regiere. Nach der Schlacht bei Pharsalus erklärt Lucan: es gebe keine Götter, keinen Jupiter, der sonst die Ereignisse in Thessalien nicht zugelassen haben würde. An einer anderen Stelle sagt er: nicht durch geheimnisvolle Sprüche der Wüste gebe sich die Gottheit kund; die Gottheit bestehe überhaupt in nichts als in der den Menschen umgebenden Welt und der Tugend; bei seiner Geburt werde dem Menschen eingegeben, was er zu wissen brauche.

Seneca drückt sich auch hierüber gemäßigter und einsichtsvoller aus; über die einzelnen Tugenden erhebt sich bei ihm die Seele, die dieselben besitzt; die verschiedenen Götter betrachtet er als Ausfluß der Gottheit, welche zugleich Natur ist. Wie er sich aber auch immer äußern mag, so liegt doch am Tage, daß seine Ansicht von denen, auf welchen die Überzeugungen der Römer beruhten, himmelweit entfernt ist.

Die Idee von der Einheit Gottes erscheint auch bei dem Rhetor Seneca sehr ausdrücklich; sie war eben nicht mehr die Doktrin einer Schule, sondern gleichsam die allgemeine Annahme der denkenden Geister.

Auch der ältere Plinius, der an den Ereignissen, die unter Claudius und Nero vorgekommen, mannigfachen Anteil nahm — wir finden ihn als Reiteroberst in Germanien und dann als Prokurator in Spanien, sodaß er der Epoche, die wir hier behandeln, in seiner geistigen Entwickelung angehört —, geht von diesen Vorstellungen aus, die er dann freilich auf seine Weise interpretiert.

Plinius kann nicht zu den originalen Denkern gezählt werden; in allem, was er sagt, erkennt man den Reflex der pythagoreischen, der sicilischen Philosophie überhaupt, selbst der homerischen Gedichte und orphischer Sprüche. Aus der Betrachtung der Natur ist ihm aber ein Pantheismus entsprungen, der jedoch eine Verehrung der Sonne als des belebenden Mittelpunktes des Ganzen zulassen würde: denn die Natur ist Gott, Gott die Natur. Bemerkenswert ist, daß er — recht im Gegensatz mit Lucan — auch die Gottheiten verwirft, in denen man die Tugenden repräsentiere: Eintracht, Hoffnung, Ehre, Gnade, Treue; denn dadurch sei von den Menschen nur bezeichnet worden, wessen sie vornehmlich zu bedürfen glauben. Er will nichts von den Genien hören oder den Junonen der Frauen; man würde damit unzählige Götter schaffen. Daß aber der höchste Gott sich um die Menschen kümmere, sei eine kindische und beinahe aberwitzige Vorstellung.

Wir folgen ihm hier nicht weiter; wir erwähnen nur, was er von den

über diese Dinge in seiner Zeit herrschenden Meinungen angiebt. Er versichert, in aller Welt erkenne man die Herrschaft des Ungefährs an: ihm werde alles Gute und alles Böse zugeschrieben. Aber dadurch erhebe man den Zufall selbst zu einem Gott, und zwar zu einem solchen, der zugleich sehr unzuverlässig sei. Dem setze sich jedoch der Glaube an die Gestirne entgegen, wonach die Gottheit nur einmal thätig eingreife, indem sie einem jedem bei seiner Geburt sein Schicksal diktiere; diese Meinung finde zu seiner Zeit die meisten Anhänger, sowohl bei den Gelehrten als den Ungebildeten.

Bei den Unvollkommenheiten des Lebens bezeichnet Plinius als den einzigen Trost, daß der Mensch sich selber töten kann. Er hat das vor den Göttern voraus; die Götter können ihn nicht ins Leben zurückrufen, noch ihm die Unsterblichkeit verleihen.

Zu diesem Extrem führte der Streit zwischen den Voraussetzungen des Polytheismus und den Ansprüchen der geistigen und moralischen Natur des Menschen. Und nicht allein ein Konflikt in den Vorstellungen und Gedanken war dieser Streit; er entsprang zugleich aus einer Verflechtung der religiösen und politischen Anschauungen mit den Weltverhältnissen überhaupt.

Alle Mythologien und Religionen im Umkreis des römischen Reiches hatten zugleich einen politischen Charakter. In den Göttern repräsentierte sich die Besonderheit der Stämme und Städte; die lokalen Kriege sind nicht selten als Kämpfe der Götter der verschiedenen Stämme betrachtet worden. Dieser Idee, die bei dem Verfall der macedonischen Weltherrschaft sich wieder erneuert hatte, war durch die Römer, denen alle Nationalitäten unterlagen und die deren Götter nach Rom verpflanzten, in That und Wahrheit ein Ziel gesetzt worden. Der politische Teil des Götterglaubens der Unterworfenen hatte keinen einleuchtenden Sinn mehr; nur die römischen Götter wurden, da ihren Bekennern die Herrschaft zugefallen war, überall verehrt: das Kapitol war das größte Heiligtum auf Erden. Der Imperator nahm selbst göttliche Ehren in Anspruch.

Schon hatten aber Begebenheiten, die zu diesem Resultat führten, eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Die beiden Parteien, die in den Bürgerkriegen mit einander rangen, verehrten dieselben Götter. Wenn nun doch die eine die Oberhand behielt, die andere unterlag, was dann zuweilen durch Ereignisse geschah, die man als eine göttliche Fügung anerkannte: woher konnte diese kommen? Die Sieger schrieben sie der Protektion der Gottheiten zu, die dem Geschlechte der Julier besonders günstig wären. Damit hängt es zusammen, daß die Julier, als von den Göttern, die man als reale Mächte dachte, abstammend, göttliche Ehren in Anspruch nahmen. Virgil hielt an der durch den Ratschluß der Götter herbeigeführten Macht des julischen Hauses fest, und widmet ihr sein poetisches Talent. Auch insofern ist Lucan sein Nebenbuhler nicht allein, sondern sein Gegner.

Die Besiegten konnten nicht anders, als Widerspruch erheben, und zwar nicht gegen die abstoßende Erscheinung, sondern gegen die Idee, die dabei zu Grunde lag. Sie erkannten in den Ereignissen das Werk eines Numen, d. h. jedoch nicht unbedingt des Schicksals, sondern eines höchsten Willens, welcher zugleich die Vorsehung sei und nun einmal die Umwandlung der Republik in die Alleinherrschaft beschlossen habe. Wir bemerkten, wie sich bei dem ersten Zusammentreffen der Nationalitäten und der ersten Abstraktion von der Allgewalt der römischen Götter die Idee der Tyche erhob, der Fortuna, die doch schon bei Polybius nicht unbedingt, ohne höhere Beziehung, gedacht werden konnte. Daran knüpft die Vorstellung des Numen an, welche die philosophische Überzeugung der damaligen Welt wurde. Mit dieser Auffassung war dann eine Apotheose der republikanischen Tugenden verträglich; sie erscheinen in ihrem Erliegen doppelt groß. Auch bei den Geschichtschreibern, besonders denen, welche aus pompejanischen Berichten geschöpft haben, tritt diese Auffassung zuweilen mitten in der Erzählung hervor.

Darin liegt dann ein in die religiösen Anschauungen eingreifendes Moment.

Die Besiegten wurden irre an dem alten Götterglauben. Das Geschick, das über ihnen lag, von dem die bessere Sache, wie sie nicht zweifelten, betroffen worden war, trieb sie nach einer anderen, unbekannten Richtung hin, was, an sich betrachtet, eine größere Bedeutung hatte, als alle Philosopheme: es beruhte auf dem Gefühl der Thatsachen. Überhaupt ja sind die römisch-griechischen Götter als göttlich an sich, der Idee des Göttlichen entsprechend, von Anfang an von den denkenden Geistern nicht betrachtet worden. Es waren Potenzen von übermenschlichem Dasein, in denen aber die Idee von dem wahrhaft Göttlichen nicht zur Erscheinung kam. An den gäng und geben Polytheismus konnten die Philosophen sich nicht halten. Die Vorstellungen von der Einwirkung der verschiedenen Götter standen damit im Widerspruch. Plato verzweifelte, seine Lehre von den Ideen, die ihn zu dem wahren Göttlichen führte, an die populären Anschauungen von den Göttern anzuknüpfen. Und die höchste Gewalt in der Welt wurde diesen Göttern im Grunde keineswegs zugeschrieben; sie wurden als dem Schicksal nicht viel weniger unterworfen gedacht, als die sterblichen Menschen.

Wollte man sich die wahre Gottheit denken, so mußte man sie als die Idee des Guten, als allwaltend, als Schicksal selbst betrachten. Die Ideen des Ewigguten, der allgemeinen Weltordnung und der Einheit Gottes fielen dann zusammen.

Man darf wohl diese Ansichten als die der Opposition gegen die Cäsarenherrschaft überhaupt betrachten. Sie hatten ihre Wurzel in der republikanischen Sinnesweise. Aber die Wechselfälle der allgemeinen Begebenheiten waren ihnen nicht günstig gewesen. Diese gereichten dem Polytheismus zum Vorteil, der die breiteste populäre Grundlage hatte. In Rom hielt man an dem altherkömmlichen Götterglauben fest; man erkannte die fremden Gottheiten an, wenn sie sich der Idee von Rom und dem Imperium fügten.

Diese Idee überwog und verschlang die anderen; sie kam in der angemaßten Divinität des Cajus und des Nero, die von den Göttern abzustammen meinten und in der Mitte der Götter und der Heroen angebetet sein wollten, zu einer Erscheinung, welche der Vernunft spottete. Die natürliche Wirkung war, daß die entgegengesetzten, den philosophischen Doktrinen verwandten Meinungen ihrerseits wieder um so eifriger ergriffen und um so lebendiger festgehalten wurden. Sie richteten sich nicht allein gegen die Anmaßungen der einzelnen Herrscher, sondern gegen den altherkömmlichen Dienst und die Vielgötterei überhaupt.

So bekämpft, wie wir sahen, Seneca die herrschende Vorstellung von dem Verhältnis der Götter zu den Menschen, nicht ohne dabei zugleich an die griechische Philosophie anzuknüpfen. Er bestreitet den Göttern die Intention, die ihnen die Mythologie vielfach zuschrieb, den Menschen zu schaden: sie können das nicht einmal. Er verwirft alle Vorschriften des äußeren Dienstes; man soll den Göttern keine Lichter anzünden, man soll nicht vor den Thüren ihrer Tempel sitzen, eine Ehre dieser Art erweise man Menschen; die wahre Verehrung Gottes sei seine Erkenntnis. Er leugnet nicht, daß die Gottheit zuweilen strafe; aber vergeblich sei es, nach ihrer Gunst zu trachten: wer sie gewinnen wolle, müsse sie nachahmen.

Ein Zeitgenosse Senecas und mit demselben auch dadurch verbunden, daß Cornutus ihr gemeinschaftlicher Freund war, ist Aulus Persius, dessen Reliquien, die als Satiren bezeichnet werden, doch eben nur moralische Ergüsse in der Weise des Seneca enthalten. Persius bekämpft den Wahn, von den Göttern sich große Vorteile durch abergläubischen Dienst verschaffen zu können, während man doch alles das thut, was die Erwerbung dieser Vorteile unmöglich macht. Man müsse den Göttern nicht große Geschenke darbringen, sondern ein reines Herz, eine in der Tiefe geheiligte Seele, eine von dem Gefühl für das Würdige und Edle erfüllte Brust; der Mensch müsse wissen, wozu er lebe; er müsse wissen, wie er auch in Bezug auf sein Vermögen — und wie man weiß, war Persius sehr begütert — zu verfahren habe. Persius wird als ein schöner junger Mann von jungfräulicher Schamhaftigkeit, milde und liebenswürdig auch in seiner Familie geschildert. Aus seinen allerdings oft dunkeln Erörterungen nimmt man doch ab, daß er von dem gesetzlich Erlaubten oder Verbotenen zu den inneren moralischen Ideen aufstrebt, zu einer wahren Tugend, die nicht Selbstsucht ist. Gottesdienst und Genuß der Freiheit sind Akte der Moralität.

Offenbar sind das Überzeugungen, die sich Bahn zu machen im Begriff stehen. Daß sie aber jemals dazu gelangen würden, ließ sich doch nicht erwarten. Denn welch ein Widerspruch liegt darin, von den Menschen eine den Göttern gleiche Gesinnung zu fordern und dann doch die Existenz dieser Götter in Abrede zu stellen! Auch bei dem, was wir bei Seneca lesen, bleibt bei den wichtigsten Fragen ein zweifelhaftes Dunkel übrig. Es sind Doktrinen

der Opposition, die sich dem herrschenden Unwesen entgegenstellen; aber Religion sind sie nicht.

In diesem Zustand der Welt, in welchem der Polytheismus den Gewaltsamkeiten zur Grundlage diente, ohne doch dem Bedürfnis des menschlichen Geistes nach idealem Weltverständnis oder dem ethischen Bedürfnis des Menschen zu genügen, sodaß er eine Opposition von tiefster Bedeutung hervorrief, die aber auch ihrerseits zu festen Überzeugungen, wie sie der Mensch bedarf, zu führen nicht vermochte, ist nun das Christentum entstanden.

Fünftes Kapitel.

Ursprung des Christentums.

Wir gingen von dem Gegensatz zwischen Ammon-Ra, Baal und Jehovah aus. Denen waren im fernen Osten die Religion des Ormuzd, im fernen Westen die polytheistischen Mythologien entgegengetreten. Diese hatten dann, mit den Diensten von Baal und Ammon-Ra im allgemeinen einverstanden und mit ihnen im Bunde, die Religion des Ormuzd aus den Grenzen der Kulturwelt verdrängt. Dem Polytheismus hatten sich die Römer mit einer verwandten, aber durch lokale Beziehungen und das Kriegsglück eigenartig ausgebildeten Götterlehre hinzugesellt. Den Römern war es gelungen, alle Selbständigkeiten, die sich auf den Begriff der Religion gründeten, niederzuwerfen und aufzulösen. Sie zerstörten die vornehmsten Heiligtümer des Baal und drückten Ammon-Ra auf dieselbe Stufe untergeordneter Geltung herab, in welche auch die politischen Religionen der Griechen sich fügen mußten.

Aber auch die Jehovah-Religion erhielt sich noch in lebendigem Bestand. Im Kampfe mit den alten Naturdiensten in Ägypten und Babylon hatte sich der Glaube an einen außerweltlichen Gott, den Schöpfer der Welt, ausgebildet und eine feste Stätte in Judäa gewonnen. In tausendfältigen Bedrängnissen, unter den wechselnden Schicksalen der Völker, hatte er sich daselbst behauptet. Zu den universal-historisch wichtigsten Handlungen der Römer gehört es, daß sie den Jehovah-Kult in der Zeit der Makkabäer vor der Vernichtung schützten. Die Römer waren auch später davon entfernt geblieben, ihn zu unterdrücken. Pompejus betrat das Allerheiligste des Tempels, allein die Gottesverehrung in demselben störte er nicht; er ließ selbst den Tempelschatz unberührt.

Das römische Reich schloß diesen Dienst in sich ein. Wenn aber die anderen Religionen der besiegten Völker, die italischen, die griechischen, selbst die asiatischen und die ägyptische, Eingang in Rom fanden und sich auf eine oder auf die andere Weise eine gewisse Geltung selbst in der Hauptstadt ver-

schafften, so war dies der jüdischen unmöglich; sie war und blieb heterogen und unverständlich. Die Ursache davon liegt in der mit der römischen verwandten Natur der erstgenannten Religionen; sie schlossen sämtlich eine Vergötterung der Naturkräfte in sich ein. Anders verhielt es sich mit der Religion des Volkes Israel: sie beruhte auf dem Glauben an einen intelligenten Gott, den Schöpfer der Welt. Dieser Glaube war durch die strengsten Satzungen festgehalten worden, sodaß der Monotheismus in der Form der Nationalität erschien.

Im Laufe der Begebenheiten war nun aber das Land des monotheistischen Gesetzes in sehr eigenartige Verhältnisse zu den Römern geraten, bei denen sich aus der politischen Verflechtung nach und nach auch ein religiöser Gegensatz von höchster Bedeutung erhoben hat.

In dem Streite der Makkabäer — wie man damals sagte, Hasmonäer — untereinander, in welchen Pompejus eingriff, war das Geschlecht der Idumäer, die durch ihre Verbindung mit Gaza, Askalon und den Arabern eine selbständige Stellung errungen hatten, den Römern zur Seite getreten, wodurch es geschah, daß nach erfolgter Entscheidung dem Hasmonäer Hyrkanus zwar Jerusalem und der Tempel, also die religiöse Autorität, dem Idumäer Antipater aber die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten in Judäa, Galiläa und Samaria zu Teil wurde.

Fast ohne Beispiel ist es, wie sich die Idumäer bei allem Wechsel der Autorität in Rom nicht allein aufrecht hielten, sondern immer höher stiegen. Von Pompejus gingen sie zu Cäsar über, der ihnen eine anerkannte Stellung im römischen Staatswesen verschaffte, von Cäsar zu den Mördern desselben, den Verschworenen, die zwei idumäischen Brüdern die Würde von Tetrarchen übertrugen, von denen aber zu Antonius, durch dessen Fürwort in Rom Herodes, der Sohn Antipaters, zur königlichen Würde erhoben wurde. Was ihnen dabei allezeit zu statten kam, war die Unbotmäßigkeit der jüdischen Bevölkerung, die die Herrschaft der Parther lieber gesehen hätte, durch die dann wirklich der Sohn des verjagten Hasmonäers Aristobul, Antigonus, zurückgeführt und Herodes vertrieben wurde. Aber dieser kehrte, mit zwei römischen Legionen ausgestattet, zurück, bezwang Antigonus und nahm Jerusalem ein, wo er einen Nicht-Hasmonäer zum Hohenpriester einsetzte.

Nicht ganz mit Unrecht ist Herodes in der Reihe der Beherrscher von Judäa als der Große bezeichnet worden. Zwischen Ägypten und Syrien in der Mitte verschaffte er seinem Reiche eine eigentümliche Stellung. Er wies die Araber zurück und machte der Hinneigung zu den Parthern ein Ende. Dagegen schloß er sich unbedingt den Römern an, was für Judäa insofern nicht ohne Wert war, als dadurch den bereits damals in den römischen Gebieten weit und breit angesiedelten Juden die Möglichkeit erhalten wurde, mit Jerusalem in steter Verbindung zu bleiben. Den Tempel erneuerte Herodes auf den Grundlagen des salomonischen Baues, nicht ohne dabei den alten Satzungen gemäß Priester zu verwenden. Aber zugleich ließ er über dem

Haupteingang einen kolossalen Adler anbringen, der seine Unterwerfung unter das römische Reich bedeutete.

Dahin ging überhaupt sein Sinn, das jüdische Wesen mit dem römischen oder vielmehr dem griechisch-römischen zu vereinigen. Er legte eine Anzahl von Kolonialstädten an, unter anderen Cäsarea zu Ehren des Augustus, wo er einen Hafen einrichtete, der dem Piräeus an Größe gleich kommen sollte. Auf einer Höhe, die eine weite Aussicht über das Meer darbot, erbaute Herodes dem Augustus einen Tempel mit den Kolossalstatuen des Kaisers und der Stadt Roma: Nachahmungen des olympischen Jupiter und der argivischen Hera.

Diese Haltung trug nun aber einen inneren Widerspruch in sich, der noch bei Lebzeiten des Herrschers, der sonst überall Gehorsam fand, zum Ausdruck gelangte.

In Jerusalem standen Lehrer auf, die es für unvereinbar mit dem mosaischen Gesetz erklärten, daß an dem Tempel, dem Sitz Jehovahs, ein römischer Adler angebracht worden war. Der König wollte es als ein Weihgeschenk angesehen wissen; die Schriftgelehrten sahen darin eine Verunreinigung des Heiligtums. Sie sammelten Schüler um sich, denen dann ein Teil des Volkes anhing, und auf die Nachricht, daß der König an einer Krankheit leide, der er erliegen müsse, veranlaßten sie, daß der Adler aus der Stelle, an der er befestigt war, herausgehauen und zertrümmert wurde. Bei dem Tumult, der hierüber entstand, wurden die Anführer verhaftet und vor den König gebracht. Dem aber sagten sie ohne Umschweif ins Gesicht, sie seien den Gesetzen des Moses mehr Gehorsam schuldig, als den Befehlen eines Königs. Wahrscheinlich hat es zu dieser Entfremdung beigetragen, daß Herodes, der es für seine Verbindung mit den Juden ratsam gefunden hatte, sich mit einer Hasmonäerin, Mariamne, zu vermählen, später doch durch die idumäisch-dynastischen Ansprüche der übrigen Mitglieder seiner Familie dahin gebracht worden war, die Gemahlin und die mit ihr erzeugten Kinder einem gräßlichen Verderben zu weihen. Herodes brachte es nun zwar, nicht ohne den Beirat angesehener Juden, welche sich ihm angeschlossen, dahin, daß der Frevel, der gegen sein Weihgeschenk am Tempel begangen worden, bestraft wurde — selbst der Hohepriester, der sich den Schriftgelehrten nicht widersetzt hatte, wurde genötigt, auf seine Würde Verzicht zu leisten —, aber es versteht sich wohl, daß ein solches Verfahren die Gärung im Lande nur vermehrte. Wenn es wahr ist, was Josephus erzählt: Herodes, der es fühlte, daß seine Tage zu Ende gingen, habe eine Anzahl angesehener Männer aus seinem ganzen Gebiet zusammenkommen lassen und sie sämtlich in dem Augenblick, da er gestorben sei, niederzuhauen befohlen: so kann das wohl nur so ausgelegt werden, daß er seine Nachfolger aller der Gegner, die sie finden würden, zu entledigen beabsichtigte.

Nach dem Tode des Herodes ist dieser Befehl jedoch nicht ausgeführt worden; jedermann konnte ruhig nach Hause gehen. Das Testament des

Herodes, in welchem er eine Teilung seines Reiches verfügte, trat in Kraft. Von seinen drei Söhnen erhielt der eine, Herodes Antipas, Galiläa und Peräa, der andere, Philippus, Gaulonitis und Trachonitis, der dritte aber, Archelaus, dem die Truppen den Eid leisteten, Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem als König. Aus diesem Testament selbst erwuchsen aber für die Fortsetzung der von Herodes gegründeten Macht, als ein Ganzes angesehen, mannigfaltige Schwierigkeiten.

Es leuchtet ein, daß es zwischen dem ernannten König und den beiden Tetrarchen sowie den übrigen Erben an Zwistigkeiten nicht fehlen konnte; — und wie hätte Judäa, das sich dem gewaltigen Herodes widersetzte, dem ohne Vergleich machtloseren Archelaus ruhig gehorchen sollen? Als er in Jerusalem einzog, empfing er, auf goldenem Stuhle sitzend, ohne jedoch den Titel König anzunehmen, weil das von der Bestätigung des Kaisers abhänge, die Huldigung der Einwohner, die ihm aber zugleich zwei Forderungen vorlegten, die ihren Gehorsam zweifelhaft machten. Die eine bezog sich auf die Erleichterung der von Herodes auferlegten drückenden Lasten, die andere viel bedeutendere auf die zuletzt vorgekommenen religiösen Streitigkeiten. Man forderte Archelaus auf, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die seinen Vater zu der Bestrafung der an den letzten Unruhen Beteiligten veranlaßt hatten. Archelaus konnte das erste offen lassen; nimmermehr aber konnte er auf das zweite eingehen, da darin eine Verleugnung der von dem Hause einmal angenommenen Grundsätze gelegen hätte. Daß er es verweigerte, veranlaßte eine Bewegung, die bei dem Zusammenströmen auch auswärtiger Juden zu dem bevorstehenden Osterfest eine Art von Empörung wurde. Um sie zu dämpfen, trug Archelaus kein Bedenken, die bewaffnete Macht anzuwenden, wobei dreitausend Juden umgekommen sein sollen. Hierauf erst begab er sich nach Rom, um seine Bestätigung beim Kaiser zu erlangen. Eben dahin machten sich nun auch die Verwandten des Hauses auf, wie sich denken läßt, nicht gerade um Archelaus zu unterstützen, sondern um ihr Recht gegen ihn geltend zu machen. Auch Salome, die mit reichen Legaten ausgestattete Schwester des Herodes, befand sich unter ihnen; sie war eine vertraute Freundin der Livia, Gemahlin des Augustus. In Rom kam es zu lebhaften Kontestationen. Die von Archelaus über die Juden verhängten blutigen Feindseligkeiten wurden ihm von den übrigen Genossen des Geschlechtes zum Verbrechen gemacht, zumal da er sie verhängt habe, ehe er noch von dem Kaiser bestätigt worden sei. Archelaus aber hatte einen trefflichen Anwalt in dem Freunde und vornehmsten Ratgeber seines Vaters, Nicolaus Damascenus. Nicolaus, unter den Beteiligten ohne Zweifel politisch der beste Kopf, wies dem Kaiser den Zusammenhang dieser Dinge nach, in dem sich die gräßliche Exekution doch als unvermeidlich herausstellte. Augustus fand sich bewogen, dem Archelaus Gnade zu erweisen, aber als König erkannte er ihn nicht an; er erklärte, Archelaus müsse erst die zu einer solchen Würde erforderlichen Eigenschaften an den Tag legen. Man wird darin eine weitere Auf-

lösung des idumäischen Reiches sehen müssen, da die beiden Tetrarchen dadurch der Oberherrschaft des Archelaus ledig wurden.

Und noch ein anderer Widerspruch setzte sich diesem auf der Stelle entgegen. In der Abwesenheit des Archelaus war der Aufstand in Judäa wieder ausgebrochen, und zwar durch das unmittelbare Einschreiten des Präses von Syrien, Quintilius Varus, gedämpft worden, aber dieser erlaubte den Juden, mit einer zahlreichen Deputation sich an den Kaiser zu wenden und ihm ihre Beschwerden vorzutragen. Die Deputation, fünfzig Mitglieder stark, trafen ebenfalls in Rom ein und fanden die Unterstützung der in Rom wohnenden Judenschaft, deren man achttausend Köpfe zählte. Ihr Ansinnen ging dahin, daß der Kaiser das dem Archelaus zuerteilte Gebiet unmittelbar in römische Verwaltung nehmen und dem Präses von Syrien unterordnen möge. So stark war der Widerwille der Juden gegen die Idumäer, daß sie eine unmittelbare Annexion an das römische Syrien dieser Zwischenherrschaft vorzogen.

Zunächst hatte das nun keine Folge. Archelaus ging nach Judäa zurück und regierte es ungefähr in dem Sinne seines Vaters. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch das Mißvergnügen der Juden noch stärker anwuchs, die darin bei den übrigen Verwandten des Hauses Unterstützung fanden. Nach zehnjähriger Regierung wurde Archelaus nach Rom berufen. Diesmal aber fiel der Spruch des Kaisers gegen ihn aus. Er wurde nach Gallien verwiesen und Judäa unmittelbar unter Syrien gestellt.

Nicht lange konnte dann ein unmittelbarer Konflikt zwischen Römern und Juden vermieden werden. Er trat in den Provinzen hervor, als ein neuer Präses von Syrien, Sulpicius Quirinius, bald nach seiner Ankunft dazu schritt, den im römischen Reich bei der Einverleibung neuer Provinzen in dasselbe oder auch bei der Vereinigung freier Landschaften mit den Provinzen herkömmlichen Census auch in Judäa durchzuführen. Ein Gaulonit, des Namens Judas, rief, unter der Teilnahme und Mitwirkung eines angesehenen Pharisäers, das Volk zum Widerstande auf: denn in und mit der Durchführung des Census breche die unmittelbare Knechtschaft unter die Römer herein; der Wille Jehovahs sei das nicht; der werde vielmehr denen, die sich widersetzen würden, seinen Beistand verleihen; man werde sein Eigentum behalten und zugleich unsterblichen Ruhm erwerben. Die Bewegung wurde zwar sofort niedergeschlagen, erneuerte sich aber immer wieder. Denn es war an sich ein Ding der Unmöglichkeit, eine Gesinnung wie diese mit der Herrschaft der Römer zu vereinbaren. Die beiden Aktionen: die Religion der Waffen, welche die Welt beherrschten, und die auf lokale Unabhängigkeit berechnete jüdische, in der Weise, wie sie damals bekannt wurde, strebten einander geradezu entgegen.

Und bald kam der Gegensatz in der Hauptstadt selbst, wo man denselben eine Zeit lang mißbilligt hatte, zu noch schärferem Ausdruck als in den Provinzen. Für Judäa und Samaria waren besondere kaiserliche Prokuratoren

bestellt worden; der fünfte in der Reihe derselben, Pontius Pilatus versuchte, was seine Vorgänger noch vermieden hatten, seine Truppen samt ihren Feldzeichen, bei denen die Bilder des Kaisers waren, in Jerusalem einzuführen. Das Prätorium pflegte eben mit diesen Bildern ausgestattet zu werden. In Jerusalem entstand hierüber eine religiöse Aufregung: denn ein Gebot Jehovahs sei, kein Bild aufzustellen oder gar zu verehren, wie das in der nächsten Nähe des Tempels, in der Burg Antonia, wo das Lager aufgeschlagen war, offenbar geschehe. Auf die dringenden Vorstellungen einer zahlreichen Deputation, die nach Cäsarea ging, stand Pilatus von seinem Vorhaben zunächst ab: denn der Kaiser wünschte keinen offenen Aufstand in Judäa. Besser gelang es ihm mit der Ausführung einer Wasserleitung. Er hatte dazu die Gelder einer Opferkasse im Tempel verwenden müssen, was eine heftige Bewegung in dem auf seine Heiligtümer eifersüchtigen Volke hervorrief. Als der Prokurator wieder in der Stadt erschien und auf seinem Tribunale saß, umringte ihn die Menge mit tobendem Geschrei und lauten Schmähungen; er ließ sie von einer Kohorte einschließen; aber der bloße Schrecken genügte nicht; die Legionarien des Kaisers mußten endlich Gewalt anwenden: erst als viele verwundet, einige gefallen waren, zerstreuten sich die übrigen: man kann denken, mit welchen Gefühlen.

Die Autorität der Römer im Lande, welche von den Juden doch selbst gewünscht worden war, bildete einen Teil der Weltherrschaft der Römer, deren Idee zugleich eine religiöse Seite hatte; der Widerstand, den die Juden leisteten, beruhte auf dem religiösen Partikularismus, den sie bekannten. Nochmals zeigte es sich unmöglich, Kaisertum und nationale Religion mit einander zu vereinigen. Die Juden träumten von einem König, der sie von Rom losreißen und die Welt mit eisernem Scepter regieren werde, so gut wie sie jetzt von einem solchen regiert wurden. So verstanden sie die ihnen vom Altertum her überlieferte Prophezeiung eines Messias, der sie befreien und die Welt ihnen unterwerfen werde.

In der That aber war doch ihre Religion in der provinzalen Form, die sie annahm, unfähig, nicht allein in der Welt sich Bahn zu machen, sondern auch nur, sich einer viel stärkeren Macht gegenüber zu behaupten; wenn der Kampf begann, so konnte er nicht anders als zum Untergang Judäas führen. In dieser Krisis nun, in welcher die politisch-militärische Vielgötterei und der aus den Urzeiten stammende, aber mit den hierarchischen Formen einer Landesverfassung umkleidete Monotheismus miteinander in einen Kampf gerieten, in dem sich für den letzteren nichts als der Untergang absehen ließ, ist Jesus Christus erschienen.

Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem

Sohne handeln. Die Begriffe der Verschuldung, Genugthuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Konfession. Dem Geschichtschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen.

Von allen herrlichen Worten, die von Jesus Christus vernommen worden sind, ist keines wichtiger, folgenreicher, als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

Das Wort hatte nach beiden Seiten hin eine zugleich nahe und unermeßliche Tragweite. Denn an der von dem römischen Imperium in Anspruch genommenen Divinität konnte man dann nicht länger festhalten. Die religiösen Vorstellungen der römisch-griechischen Welt, wie sie noch obwalteten, die uralten und niemals aufzulösenden Beziehungen zu den politischen Zuständen mußten aufgegeben werden. Ebenso stand der Gedanke im Widerstreit mit den Gebräuchen und Gesetzen der Juden. Diese waren ohne Zweifel notwendig gewesen, um den Monotheismus zu behaupten; jetzt aber verhinderten sie vielmehr, daß er sich in der Welt geltend machen und von allem Zufälligen gereinigt als Religion hätte angenommen werden können.

Und unter den Juden selbst war der Gedanke einer prinzipiellen Abweichung bereits gefaßt worden.

Aus der Einsamkeit der Wüste kommend, wo er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, war Johannes, wie einer der alten Propheten anzusehen in seinem Gewande von Kamelhaaren, das durch einen ledernen Gurt zusammengehalten wurde, in den oberen Jordanlanden als Lehrer des Volkes aufgetreten. Er predigte Verpflichtung zu einem frommen, sittlichen und gerechten Lebenswandel durch Eintauchen in das Wasser. Die Reinheit des Körpers sollte die Reinheit der Seele bedeuten. Wenn wir den bei einem jüdischen Autor vorliegenden Bericht recht verstehen, so hat sich Johannes der Vorstellung, als liege in Waschungen eine Befreiung von der Schuld, entgegengesetzt; erst nach vollbrachter Büßung soll die Verpflichtung zu einem reinen und gottgefälligen Lebenswandel eintreten, nicht als Genugthuung für das Vergangene, sondern als Pflicht für das Zukünftige. Johannes meinte die jüdische Nation in diesem Sinne zu vereinigen; denn ein Jude war er durch und durch. Herodes Antipas in Galiläa, sein Landesherr, dessen Ehe er tadelte, da sie den jüdischen Begriffen entgegenlief, hat ihn deswegen umbringen lassen; er ward ein Opfer des häuslichen Unwesens, das in der idumäischen Familie überhaupt herrschte.

Zu der Schule des Johannes nun gehörte auch Jesus von Nazareth. Aber zu einem Anachoreten, wie Johannes, war er nicht geboren. Er schlug seinen Sitz nicht in der Wüste Juda, sondern in einer volkreichen, durch mannigfaltigen Verkehr belebten Landschaft am See Genezareth auf. Wer hat nicht von den Naturschönheiten der Umgebung dieses Sees, die noch heute

die Bewunderung der Reisenden auf sich zieht, gehört und von dem Überfluß, den die Fruchtbarkeit seiner Ufer hervorbringt, so daß das Leben leicht und mühelos dahinrinnt.

Was aber den Schüler des Johannes, der auch seinerseits Jünger um sich sammelte, dahin zog und daselbst fesselte, war die kleine Stadt Kapernaum, deren die frühere und auch die spätere Geschichte kaum gedenkt. Sie bildete den Mittelpunkt des dortigen Lebens. An der großen Landstraße gelegen, die auf der einen Seite nach Ägypten, auf der andern nach Phönizien führte, wurde sie von Fremden verschiedener Nationalitäten besucht. Schon darin zeigt sich die Wirkung der Römerherrschaft, welche alle diese Landschaften zu einem Ganzen vereinigte. Die Römer hatten daselbst die ihnen eigentümlichen Einrichtungen getroffen: Kapernaum war zugleich eine römische Zollstätte und Station einer Abteilung römischer Truppen unter einem Centurio. Fast mehr als in dem übrigen Judäa, namentlich auch in Jerusalem, griff hier das weltbeherrschende Verhältnis, der Gegensatz zwischen den Eingeborenen und der römischen Autorität in das tägliche Leben ein. Jesus, der in der Synagoge lehrte, trat doch mit den Beamten des Zollamtes, welche von den übrigen Juden als Befleckte betrachtet wurden, und mit den Römern selbst in gesellschaftliche Verbindung. Daß er nun aber hier etwa die Vielgötterei der Römer oder die Juden, welche sich an dieselben anschlossen, hätte bekämpfen und andern Sinnes machen können, ließ sich nicht erwarten, da gerade dort in den Synagogen die starke provinzielle Färbung, mit welcher der Monotheismus für andere unverständlich war, den Gegensatz verstärkte.

Kapernaum kann als die Metropole eines neuen Glaubens betrachtet werden, der die Gegensätze aufzulösen bestimmt war. Es war nur Ein Schritt, durch welchen sich Jesus von Johannes entfernte, — aber ein Schritt, welcher der intellektuellen und religiösen Weltbewegung eine neue Richtung gegeben hat. Johannes war bei den jüdischen Ceremonien stehen geblieben; die eigentlichen Johannesjünger beobachteten sie so streng, wie andere Juden; Jesus wandte sich von denselben ab. Denn wenn die Idee des Johannes nur dahin gegangen war, die Juden, welche von ihm die Taufe nahmen, zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu verpflichten, so erhob sich in Jesu der universalhistorische Gedanke, nicht die Juden allein, sondern alle Völker zu einem Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Tugend zu erwecken und in diesem Bestreben zu vereinigen.

Die heiligen Bücher, in welchen die Schriftgelehrten vornehmlich die Verpflichtung zu dem ceremoniellen Judaismus sahen, erklärte Jesus auf eine Weise, daß vielmehr die Einheit der göttlichen Gewalt, welche alle Völker umfassen konnte, hervortrat. Von der jüdischen Überlieferung riß er sich keineswegs los; aber er gab ihre eine Auslegung, die ohne Zweifel ihrem ursprünglichen Geist entsprach. Denn von dem höchsten Gott, den Abraham anbetete, war sie in die nationale Strömung der jüdischen Geschichte ver-

flochten worden. Von der strengen und strafenden Gottheit, die jede Abweichung von dem Gesetze unnachsichtig heimsucht, ging Jesus zu der Lehre von der väterlichen Liebe Gottes über, welche alle Menschen umfaßt; er nahm Abstand von den Ideen des Imperiums, auf denen die damalige Welt beruhte, aber auch von den Ideen, welche den Tempel von Jerusalem und die Schriftgelehrten beherrschten: — eine allgemeine Kindschaft zu dem ewigen Vater, gleich weit entfernt von den beiden religiösen Begriffen, zwischen denen die Überlieferung und Verehrung sich teilte. Er sah in der Religion ein heiliges Kleinod der Menschen, das durch keine politische Zuthat in seiner Echtheit verdunkelt werden könne. Jesus verkündigte ein Gottesreich, zu welchem nur die Sittlichreinen, die wahren Kinder Gottes, sich vereinigen sollten. Und wenn die Juden durch den vermeinten Messias, den sie erwarteten, zur Herrschaft über alle Nachbarn erhoben zu werden hofften, so faßte Jesus eben diese Idee in ihrer geistigen Bedeutung. Der Messias war ihm der Verkündiger des an das Alte anknüpfenden, aber doch ein unbekanntes Neue eröffnenden Gottesreiches, das von allem Nationalen abstrahierte; er selbst der Messias.

Darin, dies Reich zu verkündigen zugleich und zu stiften, sah er seinen göttlichen Beruf.

Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär, tiefsinnig und erhaben überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte.

Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, wie angedeutet, nicht im Gegensatz miteinander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahieren; er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und ihre Strömung beherrschen, und an die Thatsachen zu erinnern, in denen sie sich manifestiert haben.

Dort an dem galiläischen See hat Jesus von einem Schiffe her das neue Evangelium von dem anbrechenden Reiche Gottes verkündigt, welches, eben im Gegensatz sowohl zu der Herrschaft der Cäsaren, als zu dem partikularen Gemeinwesen der Juden, der Menschheit eine allgemeine Vereinigung rein geistiger Art in Aussicht stellte. Er verstand darunter die Genossenschaft der Gläubigen. Er sprach unumwunden aus, daß sich diese Genossenschaft keineswegs auf die Juden allein beschränken werde. In Kapernaum fand er in dem römischen Centurio mehr gläubige Hingebung, als bei irgend einem Israeliten. Auf einer seiner Wanderungen, die ihn in die Nähe von Samaria führten, finden wir ihn bei einem Brunnen sitzend, wo er sich, ohne Rücksicht auf die Antipathie der Juden, aus dem Schöpfgefäße eines samaritanischen Weibes erlabt. Einige tiefsinnige Fragmente sind uns aufbewahrt, in denen von dem Verhältnis der sinnlichen Nahrung zu der geistigen die Rede ist. Dort in Samaria wurde er wohl zuerst als der verheißene Messias anerkannt: ein Gedanke, der das Prinzip seines Lebens war, durch den er

doch allezeit wieder an den Sinn und Inhalt der jüdischen Lehren und der heiligen Schrift anknüpfte.

In ihrer zurückgedrängten Stellung hatten die Juden, wie gesagt, von jeher auf die Rettung durch einen göttlichen Menschen, der zugleich Gesandter Gottes und ihr König werden sollte, gehofft. Was wäre aber damit der Menschheit geholfen gewesen? Die Religion wäre zugleich in politische Herrschaft ausgeartet. Und niemand konnte sich in jenen Zeiten ohne fanatische Impulse ein Ereignis dieser Art auch nur möglich denken. Christus belehrte die Juden, daß ihre messianische Erwartung nicht den Staat betreffe, sondern die Religion. Die Religion sollte als solche die Menschheit durchdringen, der Monotheismus, frei von dem Ceremonialdienst, die Religion der Welt werden im Sinne der Urzeit. Der Messias ist der Gründer des Reiches Gottes, welches eben darin besteht, daß der Mensch sich demselben hingiebt, in ihm lebt und stirbt. So kann es den geistigen Boden bilden, auf welchem, neben dem politischen Bestand, sich das Gefühl einer höheren allumfassenden Gemeinschaft der Menschheit erhebt und ausbildet.

Hätte sich nicht, so darf man fragen, die Idee der Menschheit auch auf eine andere Weise entwickeln können — in dem Sinne der platonischen oder auch der stoischen Philosophie? Aber das wäre dann nicht Religion gewesen, es hätte nicht an die ältesten Überlieferungen der Menschheit und ihre Überzeugungen angeknüpft. Auf diese Verbindung kam es an.

Gerade dadurch aber mußte der Stifter sich mächtige Widersacher erwecken, deren Feindseligkeit sein Leben bestimmte. Hohepriester und Schriftgelehrte nahmen an seinen Überschreitungen des Ceremonialgesetzes, besonders auch an seinen Heilungen am Sabbath Anstoß. Das unerträglichste aber war ihnen, daß der Gedanke, auf welchem ihre Volksgenossenschaft beruhte, überboten und dadurch zerstört wurde. Als Jesus sich in den unmittelbaren Bereich dieser priesterlichen Gewalt begab, wie sie damals unter den Römern bestand, welche sie hätten vernichten können, aber doch anzuerkennen verpflichtet waren, wurde er ergriffen und vor Gericht gestellt. Er hatte wohl gesagt, er würde den Tempel zu zerstören und in kurzem wiederherzustellen imstande sein, was doch unverhohlen ankündigt, daß die bestehende beschränkte Gottesverehrung aufhören und eine andere in seinem Sinne an deren Stelle treten werde. Damit greift es zusammen, wenn er behauptete, der Messias zu sein, und eine unmittelbare göttliche Mission im Leben und selbst nach seinem Tod dafür in Anspruch nahm. Das Synedrium, das nach einem in der Nacht vorgenommenen Verhör des Morgens früh zusammen berufen wurde, verurteilte ihn zum Tode.

Um jedoch das Urteil zu vollstrecken, war die Einwilligung und Mitwirkung des Prokurators notwendig. Dieser widmete den gegen Jesus vorgebrachten Beschwerden keine besondere Aufmerksamkeit; an und für sich würde er zu keiner Verurteilung geschritten sein. Aber das Verhältnis, in dem er sich befand, war nicht dazu angethan, einem von den Landesbehörden gefaßten Beschluß zu widerstreben. Und überdies: Jesus hatte sich im Sinne der

Messias-Idee als König begrüßen lassen und wohl auch selbst bezeichnet. Er war entfernt davon, das jüdische Königtum etwa den Römern gegenüber aufrichten zu wollen: der Gedanke kam ihm nicht in die Seele. Allein der Hohepriester machte den Prokurator aufmerksam, daß sich Jesus als König der Juden gebärdet habe: Pilatus würde der Freund des Kaisers nicht sein, wenn er einen Menschen dieser Art am Leben lasse. Angewiesen, die den Juden noch verbliebenen Reste der Selbständigkeit zu schonen, und mit einer Beschwerde bedroht, die ihm in Rom gefährlich werden konnte, gewann es Pilatus über sich, den Unschuldigen hinrichten zu lassen. Die hierarchische Gewalt, welche die eine, und die militärische, welche die andere Religion bekannte, vereinigten sich dazu, den Verkündiger einer von beiden unabhängigen Religion umzubringen. Die Inschrift, die Pilatus über das Kreuz setzte, bezeichnete den Anspruch auf die Königswürde unter den Juden als die Ursache seiner Hinrichtung: denn in der den Römern unterworfenen Provinz durfte es keinen König geben. Aber die Ankläger Jesu wußten doch sehr wohl, daß ein weltlicher Anspruch, wie er in dieser Bezeichnung lag, von ihm niemals gehegt worden war. Sein Königtum war nur der Ausdruck der messianischen Idee, die bei ihm eine außerweltliche Bedeutung hatte. Ihr Unrecht bestand darin, daß sie, um sich selbst zu erhalten, dem göttlichen Meister eine Prätension zuschrieben, an die er in Wahrheit nicht dachte.

Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt. Jesus hatte seinen Tod mit voller Bestimmtheit kommen sehen; aber er wußte, daß damit seine Lehre bekräftigt und gerettet werde. Was wir das Nachtmahl nennen, war nicht ein bloßer Abschied; es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Mission; Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem.

Wer hätte nicht meinen sollen, daß mit dem Meister, dessen Jünger bisher sich oft sehr schwach und zweifelhaft erwiesen hatten, auch die Lehre vertilgt sein werde? Allein der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Realität sie so fest überzeugt waren wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seele zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen: aus Jüngern wurden sie selbst Lehrer der Welt, Apostel des Meisters, den sie, seinen eigenen Äußerungen folgend, als Gottheit verkündigten.

Ich vermeide, wie berührt, auf das Geheimnis einzugehen. Auf dem Standpunkt der historischen Verknüpfung der Ideen drängt sich mir beim Anblick dieser Erscheinung mitten in der gräco-romanischen Welt noch eine Erinnerung auf, die ich nicht übergehen darf.

In jenem Widerstreit der Naturkräfte, den die alte Mythologie als einen Kampf zwischen Göttern und Titanen auffaßt, in welchem die Götter den Sieg erringen, bildet vielleicht die in sich bedeutendste Gestalt jener Prometheus,

der besiegt und an den Kaukasus geschmiedet wird. Die Götter bestraften ihn, weil er sich der Menschheit, ihren Bedürfnissen, ihrem Leben, der Ausbildung ihrer Kräfte, der geistigen sowohl wie der materiellen, gewidmet hatte. Die Menschheit war seitdem den Göttern des Olymp unterlegen. Seit vielen Jahrhunderten hatten die polytheistischen Vorstellungen die Welt beherrscht; jetzt aber waren sie in dem Widerstreit der nationalen Götter, der übrigen mit den römischen, dieser selbst mit einander, unhaltbar geworden. Das Extrem dieser Vorstellungen, die Divinität des römischen Cäsar, schien das System zu vollenden, trug aber doch das meiste bei, es zu zerstören. Da mußte denn auch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Prometheus von seinem Felsen gelöst und die Menschheit in ihr ursprüngliches Dasein zurückgerufen werden. Sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, sondern der Gottheit, welche über denselben allwaltend gedacht wurde, und diese Verbindung vor allem erscheint in dem christlichen Glauben.

Dies höchste göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseit aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt, selbst menschlich, nicht allein mit seinem moralischen, sondern auch seinem intellektuellen Wesen innig vereinigt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet.

Die Jünger sammelten in Jerusalem selbst eine Gemeinde um sich, die als die erste Genossenschaft betrachtet werden kann, in welcher der Gedanke des Christentums uuabhängig zur Erscheinung kam. Ihr Sinn brachte es mit sich, daß sie eine Art von Gütergemeinschaft, jedoch in den Formen der Wohlthätigkeit, in derselben einführten. Die Fürsorge für die Bedürftigen und Armen bildete eines der wesentlichsten Elemente, auf denen sie beruhte. Man sah die Reicheren ihren Überfluß zu den Füßen der Apostel niederlegen, die denselben unter die Armen verteilten. Die Gläubigen wurden durch die Taufe in den neuen Bund aufgenommen, welcher infolge der Idee von dem Reiche Gottes das Diesseit und Jenseit verband.

Notwendig fand nun diese Gründung einer neuen Gemeinde inmitten der Metropole des mosaischen Gesetzes und der Schriftgelehrten in der herrschenden Priesterschaft gehässigen Widerspruch, und man suchte sie mit Gewalt zu unterdrücken. Doch gab es selbst Priester, die sich der unschuldigen, menschenfreundlichen und von gottverwandten Gesinnungen durchdrungenen Genossenschaft zugesellten. Eine bestimmte Ordnung wurde in der Gemeinde eingerichtet, in welcher den Aposteln noch durch Wahl sieben andere Mitglieder zur Verwaltung der Güter hinzutraten. Mit einer bloßen Duldung aber war die Gemeinde nicht zufrieden. Im Gefühl ihrer universalen Bestimmung, das sie belebte, gab sie, wie einst der Meister selbst, zu erkennen, daß der Tempel zu Jerusalem nicht allezeit der Mittelpunkt der Religion sein werde. Hierüber aber brach nun in Jerusalem eine lebhafte Beunruhigung aus. Es gab dort eine Anzahl Fremder, die in dem Tempel den Mittelpunkt der Nationalität sowohl wie

der Religion sahen. Zum Teil erscheinen sie unter dem Namen Libertini; sie hatten in Rom ihre Freilassung aus dem Zustand persönlicher Knechtschaft, in den sie geraten waren, erlangt; sie hatten in Jerusalem eine eigene Synagoge. Viele andere waren aus dem nahen Westen, Ägypten und Cyrene, oder auch von Osten her aus Cilicien und dem eigentlichen Asien gekommen. Manche bekannten sich zu dem neuen Evangelium; die Meisten bekämpften es in entschiedener Feindseligkeit; sie wollten sich die lokale Verehrung, die sie nach Jerusalem gezogen hatte, nicht entreißen lassen.

Einer der zur Verwaltung Auserwählten, Stephanus, wurde vor das Synedrium geführt, wo er nicht verfehlte, die Verkündigung über den dem Tempel bevorstehenden Ruin im Zusammenhang darzulegen: die gesamte Wanderungsgeschichte des alten Israel ließ er vor den Augen vorübergehen, bis er auf den Tempelbau des Salomo kam. Schon zu den Zeiten dieses Königs hatte sein Tempelbau religiöse Skrupel erregt; Stephanus nahm die Meinung derer wieder auf, die damals dem König widerstrebt hatten: denn der Höchste wohne nicht in dem, was von Menschen gemacht ist. Und daß er nun dabei in Erinnerung brachte, daß die Propheten meistens in Jerusalem untergegangen seien, und die Hinrichtung Jesu als ein gleiches Ereignis bezeichnete, schnitt, wie die Urkunde sagt, den Priestern ins Herz, sie knirschten mit den Zähnen; die Warnungen der Gemäßigten wurden vergessen: Stephanus wurde gesteinigt. Und zugleich brach überdies eine Verfolgung der neuen Gemeinde in der Stadt aus, in der die Genossen derselben in den Häusern aufgesucht und in Gewahrsam genommen wurden, worauf die Gemeinde sich zum größten Teil zerstreute. Daß darauf ein städtisches Interesse, welches sich mit dem Bestehen des Tempels verband, einwirkte, läßt sich nicht bezweifeln. Aber überhaupt war es unmöglich, daß eine Hierarchie, deren Dasein sich an das unverrückte Festhalten des herkömmlichen Ceremoniendienstes knüpfte, und eine Religion, welche denselben verwarf und einen anderen Gottesdienst in Aussicht stellte, neben einander bestehen konnten. Nicht allein in Jerusalem, sondern in ganz Judäa, soweit die priesterliche Macht in den jüdischen Gemeinden anerkannt wurde, verfolgte man die Gläubigen, und auch über dieselben hinaus drang die Verfolgung. Wodurch nun sind sie in diesem Verderben gerettet worden und sogar zur Ausbreitung erstarkt?

Es ist durch einen Mann geschehen, der, ein eifriger Jude, eine tiefinnerliche religiöse Gesinnung in sich trug. An der Exekution des Stephanus und seiner Gemeinde hatte niemand eifrigeren Anteil genommen, als ein Jude aus Tarsus, des Namens Saul, der sich zu der pharisäischen Sekte hielt. Er suchte die Gläubigen selbst in ihren Häusern auf und überlieferte sie dem Gefängnis. Um die Verfolgung auch anderwärts in Gang zu setzen, machte sich Saulus, mit einer hohenpriesterlichen Autorisation versehen, nach Damaskus auf, wohin sich zahlreiche Gläubige geflüchtet hatten. Da geschah nun aber, daß in ihm selbst ein Umschwung der Meinung von Grund aus vor sich ging. Auf der Reise war er frei von den städtischen Einwirkungen von

Jerusalem; eine Reise ist einsamer, als der Aufenthalt in einer Hauptstadt, man kann mehr an sich denken. Sollte dem Verfolger nicht ein Gefühl von der Schuld, die er durch seine Gewaltsamkeiten auf sich geladen hatte, gekommen sein? Und wie nun, wenn die Grundlage, auf der er stand, nicht unerschütterlich war? Auf der Reise riß sich Saulus von der Idee, daß die wahre Religion an den Tempel von Jerusalem gebunden sei, durch einen plötzlichen Schwung seiner Seele, den wunderbare Erscheinungen entweder hervorriefen oder bestätigten, unbedingt und auf immer los. Er wurde von dem Gedanken, um dessenwillen er zu Stephanus' Verdammung und Tod mitgewirkt hatte, als dem wahrhaft religiösen selbst ergriffen.

Durch und durch umgewandelt kam er nach Jerusalem zurück; aber eben an denen, deren Führer, vielleicht der vornehmste, er bisher gewesen, den hellenistischen Juden, fand er dort den heftigsten Widerstand. Er geriet in Lebensgefahr, und nur durch die Beihülfe der Reste der christlichen Gemeinde ward er gerettet: er entfloh nach der römischen Hauptstadt von Judäa, Cäsarea, und von da nach seiner Vaterstadt Tarsus.

War nun aber eine freie Ausbreitung des Glaubens, unabhängig von Jerusalem, das Ziel, das man verfolgte, so mußte nicht allein die lokale Prärogative zerstört, sondern auch die Abgeschlossenheit des Volkes, die durch Speiseverbote und die Beschneidung ausgesprochen war, vernichtet werden.

Dazu hat Simon, genannt Petrus, der zu den ältesten und vertrautesten aller Jünger gehörte, den Weg eröffnet. Er gab der Überzeugung Raum, daß keine Speise vor Gott unrein sei.

Als er von Joppe nach Cäsarea kam und in dem Hause, das ihn gastfreundlich empfing, eine Erhebung der Gemüter wahrnahm, gleich der früheren, die unter den Beschnittenen in Jerusalem eingetreten war, trug er kein Bedenken, einen römischen Centurio und seine Hausgenossen in den christlichen Bund aufzunehmen und sie zu taufen, mit Wasser, was aber, wie er sagte, den Geist bedeute. Was nun aber Petrus begonnen, das vollendete Paulus.

Im syrischen Antiochien hatte sich eine Gemeinde aus hellenistischen Juden gebildet, die dort den unterscheidenden Namen Christen annahmen. Man begreift es, wenn in einer Metropole des allgemeinen Verkehrs, wo die verschiedensten Nationalitäten sich berührten, eine Lehre Wurzel schlug, die, von allem Ritus absehend, den allgemeinen Gott verkündigte. Dahin nun hatte sich, von Tarsus kommend, auch der Bekehrte von Damaskus, Paulus, gewendet, von dessen früherem Namen man nichts mehr hört; er hat daselbst einen Gedanken gefaßt, der zur Umwandlung der religiösen Welt führen sollte. Von dort aus unternahm er die Missionsreisen, welche die Grundlage der Entwickelung des Christentums als Weltreligion geworden sind.

Die größten Ideen, welche die spätere Welt als die wesentlich christlichen anerkannt hat, sind dabei zum Ausdruck gelangt. Sie setzten sich allem entgegen, was in dem römischen Reich als Religion angenommen wurde; aber

die Grundbedingung ihrer Ausbreitung lag doch wieder in der Macht und dem Umfang des Reiches.

Die christlichen Ideen hätten nimmermehr durchgeführt und verbreitet werden können, hätte nicht die Weltherrschaft von Rom bestanden. Hätte in Antiochien ein syrischer König geherrscht, wie vor alters, so würde ein solcher nie abgelassen haben, den orientalisch-griechischen Götterdienst selbst in Judäa auszubreiten; nimmermehr würde er eine Genossenschaft wie diese, die in all ihrem Sinnen und Trachten einen Angriff auf den syrischen Götterdienst selbst enthielt, geduldet haben. Dazu gehörte die Autorität der Römer, welche einst schon den syrischen Herrschaftsgelüsten in Judäa Stillstand geboten hatten. Sie wurden von den Religionsstreitigkeiten der unterworfenen Völker wenig berührt: denn diese Götter bedeuteten die Herrschaft nicht mehr.

Und ohne die für die Juden günstigen Anordnungen Cäsars, die dann von Antonius und Augustus bestätigt und erweitert wurden, hätten sich nicht allenthalben hellenistische Judengemeinden bilden können, welche die nächste Veranlassung und den ersten Schauplatz einer Bekehrungsreise gaben, wie sie Paulus unternahm. Dabei traf er mit zwei verschiedenen, aber doch eng verbundenen Elementen zusammen, die eben bei der Ausbreitung der Juden gebildet worden waren: dem eigentlichen jüdischen und dem von dem Judentum bereits tief berührten Element der Eingeborenen der römischen Kolonien. Auf diese nun gewann eine aus dem Judentum hervorgewachsene, aber von demselben doch wieder abgewandte Lehre, wie sie Paulus vortrug, unmittelbaren Einfluß.

Bei seiner ersten Reise machte Paulus in Nea-Paphos auf Cypern auf den römischen Prokonsul im Gegensatz zu einem anwesenden Thaumaturgen einen Eindruck, der als eine Bekehrung des Prokonsuls betrachtet wurde. Noch eine weit größere Aussicht eröffnete sich der Thätigkeit des Apostels in dem pisidischen Antiochien. Dieser Platz war von Augustus zu einer italischen Kolonie mit römischem Rechte erhoben worden. Es gab daselbst eine jüdische Synagoge, um welche sich bereits heidnische Proseliten sammelten. Hier trug Paulus, nicht ohne historische Begründung, die Lehre von dem Messias und dem Gottesreiche vor. In der Synagoge erweckte er damit die entgegengesetzte Gesinnung; er mußte verzweifeln, bei den Juden etwas auszurichten.

Da hat er nun den für sein Leben, wir dürfen sagen, für die Menschheit entscheidenden Gedanken gefaßt. Er meinte genug gethan zu haben, daß er zuerst den Juden das Evangelium verkündigt habe. Zurückgewiesen aber und ausgestoßen von der Synagoge, trug er kein Bedenken, sich an die Heiden in der Kolonie zu wenden.

Er erinnerte sich einer Stelle des Propheten Jesajas, den er aus der Übersetzung der Siebzig kannte, worin von dem den Heiden vorbestimmten Lichte die Rede ist, welches zum Heile werden soll bis zum Ende der Erde. Und nirgends schienen sich die Weissagungen des Jesajas mehr zu bewähren, als hier; die von den Juden abgelehnte Lehre ward von den Heiden mit Freuden aufgenommen.

In diesem Sinne hat dann Paulus, von Barnabas begleitet, dessen Erscheinung alles das ergänzte, was die des Paulus vermissen ließ, unter mancherlei Gefahren und Wechselfällen — wie sie denn einmal mit Steinigung bedroht, ein anderes Mal als Götter verehrt wurden — die benachbarten Provinzen durchzogen, die man damals unter dem Namen Galatien zusammenfaßte. Kirchliche Gemeinschaften wurden an vielen Orten in sehr patriarchalischer Weise gegründet; die ersten Bekenner, häufig eben solche, welche die Apostel gastlich bei sich aufgenommen, erscheinen als die Vorsteher der werdenden Gemeinden.

Noch war es jedoch nicht gewiß, ob die nach dem Sturme der erwähnten Verfolgung wieder erneuerte Mutterkirche in Jerusalem mit diesem Verfahren einverstanden sein werde. Denn unter den Bekehrten, zu denen auch Pharisäer gehörten, wurde die Ansicht laut, daß die neue Lehre sich doch unbedingt an die alten Gebräuche anschließen müsse. Es würde ohne Zweifel das Verderben der neuen Gründung herbeigeführt haben, wenn diese Ansicht vorwaltend gewesen wäre. Paulus selbst — in Erinnerung dessen, was in Cäsarea geschehen war — verwarf sie aus dem guten Grunde, daß man den neuen Bekennern nicht Gesetze auferlegen dürfe, die man selbst nicht habe ertragen können. Hierauf wurde in Jerusalem der förmliche Beschluß gefaßt, auf den alten nationalen Satzungen nicht zu bestehen, sondern nur die Enthaltung von alle dem, was mit dem heidnischen Götzendienst zusammenhing, zur Pflicht zu machen. Hierdurch in seinem Vorhaben bestärkt, konnte nun Paulus mit ein paar neuen Gefährten, unter denen auch ein Mitglied der jerusalemitischen Gemeinde sich befand, des Namens Silas, eine zweite Bekehrungsreise unternehmen. Die erste Absicht war, die in Galatien gestifteten Gemeinden zu besuchen. Hier hatten Einwirkungen judaisierender Art, wie sie in Jerusalem vorkamen, stattgefunden. Paulus konnte sich denselben jetzt mit der Autorität der dort gefaßten Beschlüsse entgegensetzen. Er fand damit die freudigste Aufnahme; denn das Gesetz zu beobachten, vor allem die Beschneidung, war nun nicht mehr erforderlich, um der neuen Gemeinde anzugehören. Paulus rüstete sich zu neuen Unternehmungen, die ihn weiter nach dem Occident, zunächst nach Macedonien und Achaja führten.

In jenem Philippi, wo sich der Sieg der Cäsarianer über die Republikaner entschieden hatte, kam es zu einem ersten Zusammentreffen mit den Begriffen, auf denen das römische Reich beruhte. Daß Paulus und seine Begleiter die Religion eines höchsten Gottes verkündigten, vor der also die römische zurückstehen sollte, wurde ihnen zum Verbrechen gemacht; sie wurden mißhandelt und in den Kerker geworfen. Dem aber zu widerstreben, hatte Paulus einen gesetzlichen Grund: er war römischer Bürger — Antonius hatte die Stadt Tarsus mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt — und auch einer seiner Begleiter scheint durch diese Bezeichnung vor den übrigen Unterthanen ausgezeichnet gewesen zu sein. Paulus behauptete nun, ihm sei dadurch, daß man ihn gefangen gesetzt habe, ohne ihn zu verhören, eine mit den Rechten römischer Bürger im Widerspruch stehende Beleidigung widerfahren. Er war

nicht damit zufrieden, aus dem Gefängnis entlassen zu werden. Die Magistrate sollten selbst erscheinen, um ihn aus demselben herauszuführen. Das geschah denn auch; denn der Verletzung des Rechtes eines römischen Bürgers angeklagt zu werden, hätte den Magistraten Ungelegenheiten zuziehen können.

Noch deutlicher, als hier, kam es in Thessalonich zu Tage, was man Paulus und seinen Begleitern vorwarf. Man beschuldigte sie, ihre Lehre führe dahin, daß ein anderer, des Namens Jesus, König sein solle, was den Gesetzen der römischen Cäsaren entgegenlaufe. Die Idee von dem Reiche Gottes wurde so mißverstanden, daß die höchste Autorität dabei nicht bestehen könne. Die dortigen Magistrate mißhandelten die Wanderer nicht, nahmen aber Bürgschaft von ihren Gastfreunden und ließen sie ziehen.

Wir begleiten hier ein in seiner gesellschaftlichen Stellung unbedeutendes Individuum auf jedem Schritte, den es thut. Seine Wanderung hat ein universalhistorisches und religiöses Interesse.

Paulus und sein Begleiter Silas suchten dieses Mal auf weitem Umwege Korinth zu erreichen, das in seiner maritimen Lage durch den einen seiner Häfen mit Antiochien und dem Osten, durch den anderen mit Italien und Rom in steter Verbindung stand. Es war eine Art von Station auf dem Wege nach der Welthauptstadt, mit einer beinahe ebenso mannigfaltig zusammengesetzten Bevölkerung wie Antiochien, aber in unmittelbarem Verkehr mit Rom, von wo soeben Flüchtlinge jüdischer Herkunft, durch ein Edikt des Claudius (wahrscheinlich im Jahre 49 unserer Ära) verbannt, angelangt waren. Hier verweilte Paulus anderthalb Jahre lang. Mit seinen Gefährten trieb er ein Gewerbe, das ihn nährte, aber doch auch Zeit ließ, das Evangelium von dem erschienenen Messias zu verkündigen.

Er fand damit Eingang, und vollzog die Taufe in Person an einigen der vornehmsten Bekehrten, aber zugleich den größten Widerstand bei den Juden, die immer ihre Blicke nach Jerusalem gerichtet hielten. Besonders hier ist dann die Herrschaft der Römer dem Apostel mächtig zu Hülfe gekommen. Korinth war nicht mehr das alte. Die Gräber der Bakchiaden waren längst zerstört; deren Nachfolger waren für die griechische Freiheit kämpfend zu Grunde gegangen. Cäsar, der die Wichtigkeit des Platzes für den Handel vollkommen würdigte, hatte eine Kolonie dorthin geführt, die hauptsächlich aus Freigelassenen von allerlei Herkunft bestand, so daß sich einer neuen Lehre keine Sympathie für den lokalen Götterdienst entgegensetzte.

Damals war Korinth der Sitz einer senatorischen Provinz, die Achaja und Macedonien umfaßte. Prokonsul war Marcus Annäus Novatus, der durch Adoption den Namen Gallio führte, Sohn des Rhetor, Bruder des Philosophen Seneca.

Auch an den nun wandten sich die Juden mit ihrer Klage, daß die neue Lehre ihrem Gesetze zuwiderlaufe. Der Prokonsul aber war weit entfernt, ihnen Gehör zu geben. Er wolle, sagte er, in Fragen der Lehre und des Gesetzes nicht zu Gericht sitzen. Er gewährte dem Apostel eine offenbare Pro-

tektion. Die Züchtigung, die diesem zugedacht war, wurde über den Führer seiner Ankläger verhängt. Paulus stiftete in Korinth eine Gemeinde, die sich immer gerühmt hat, daß die römische von ihr ausgegangen sei.

Unwahrscheinlich ist es nun nicht, daß der Prokonsul den in seiner Familie angenommenen Ideen über Gott und Welt ebenfalls beistimmte und durch deren Verwandtschaft mit dem Monotheismus, wie ihn Paulus vortrug, bewogen wurde, demselben Gunst und Förderung angedeihen zu lassen. Aber identisch waren doch diese Ideen keineswegs: sie beruhten immer auf ganz verschiedenen Prinzipien, und für einen römischen Prokonsul mußte der Zweifel über das Verhältnis der neuen Genossenschaften zur höchsten Autorität im Reiche, der sich in Thessalonich geregt hatte, von doppelter Bedeutung sein.

Verhehlen wir uns nicht, daß diese Frage unter dem politischen Gesichtspunkt die vornehmste von allen war. Das unsichtbare Reich Gottes, das Königreich des Messias, geriet mit der Idee der unbedingten Autorität des Kaisers in einen nicht wegzuleugnenden Konflikt. Ausdrücklich wird zwar von dem Prokonsul nicht überliefert, wieso er sich entschließen konnte, darüber hinwegzugehen. Aber wir dürfen unbedenklich ein Monument wichtigster Art hierher ziehen, wiewohl es wahrscheinlich erst einige Jahre später in Korinth entstanden ist. Es ist der Brief des Apostels an die Glaubensgenossen in Rom, wo Paulus persönlich noch nicht erschienen war; nur mit den von dort verjagten Juden trat er in Korinth in Verbindung.

In diesem Brief an die Römer ist das vornehmste Bestreben des Apostels, den Unterschied zwischen denen, die aus dem Judentum übertraten, und den Heiden in sich selbst zu vernichten, auf den Grundsatz des Monotheismus gestützt, daß der Gott der Juden auch der Gott der Heiden sei. Indem er nun an die Gläubigen moralische Ermahnungen ergehen läßt, welche die stoische Ethik berühren, aber ihr noch das neue Motiv der Gnade und Liebe hinzufügen, gedenkt er auch ihres Verhältnisses zu der höchsten Staatsgewalt. Wenn man bisher die Lehre als im Gegensatz gegen das Kaisertum begriffen gedacht hatte, so sagt Paulus: jede lebendige Seele sei den vorgeordneten Gewalten Gehorsam schuldig; denn alle Obrigkeit schreibe sich von Gott her; es gebe keine, die nicht von Gott herrühre; wer sich der Obrigkeit entgegensetze, streite wider Gott.

Wenige Sätze — welche aber eine neue Ordnung der Dinge begründen, in welcher Religion und Staatsgewalt von einander geschieden werden und doch wieder auf das genaueste zusammenhängen. Eigentlich ist es die Ausführung des Spruches: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Den christianisierten Juden wird ein Widerstand, wie der, in dem sich ihre Nationalität von jeher bewegte, untersagt; sie sollen die Steuer zahlen, gegen welche sie sich einst zur Zeit des Quirinius auflehnten; sie sollen in unbedingter geistiger Freiheit ihre Religion ausüben, — aber die Obrigkeit hat die Pflicht, das Böse zu strafen; darum führt sie das Schwert. Eben diese Doktrin gehörte dazu, um es den römischen Bürgern möglich zu machen,

Christen zu sein und das neue Gottesreich anzuerkennen. Daß damit die große Frage zwischen Religion und Staat nicht vollkommen gelöst wurde, versteht sich von selbst. Auch kam es darauf nicht an: das Erste ist die Unterscheidung der beiden Gebiete. Die Anerkennung des Staates als solchen eröffnete der Religion und ihrer Einwirkung eine freie Bahn. Auch den Cäsaren werden Befugnisse zugestanden, die ihnen von der Gottheit übertragen worden seien, wobei nur ihre eigene Göttlichkeit ausgeschlossen wurde, an die ja auch Seneca und die stoische Schule nicht glaubten und nicht gebunden sein wollten. Im Reiche der Ideen, die einander durch unsichtbare Fäden berühren, werden auch Allianzen geschlossen und wieder aufgelöst. Das Christentum, wie es damals war, fand einen Rückhalt an der Opposition der Republikaner und Philosophen gegen die von einer Abstammung von den Göttern hergeleitete höchste Gewalt. Zugleich wurde dadurch der lokale und politische Polytheismus in seiner Wurzel getroffen. Der jüdische Monotheismus, von den nationalen Zuthaten gereinigt, zur Idee Gottes des Höchsten, von dem er ausgegangen war, zurückgeführt, erhob sich zu einer alle Völker verbindenden Anschauung. Bei Paulus vereinigt sich alles, um zu diesem Resultat zu führen: es ist die Summe seines Apostolats.

Beinahe auffallend ist es, daß der neue Glaube, indem man ihn mit dem Gesetz der Juden kämpfen und nach einer Ausgleichung mit der Herrschaft der Cäsaren streben sieht, mit den polytheistischen Religionen, welche die Welt erfüllten, noch nicht in direkten Kampf geraten war. Der große Gegensatz aber, welcher noch manches Jahrhundert dauern sollte, erscheint schon bei den Reisen des Paulus in voller Evidenz.

Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Athen — noch ehe er nach Korinth gelangte — wurde er von der Menge der Tempel und der Altäre, denen er überall begegnete, überrascht. Auf dem Areopag hat er dann eines Tages die Lehre verkündet, daß der Dienst der Götter durch Bildsäulen und Bauwerke doch nicht der wahre sei; Gott wohne nicht in Tempeln von Händen gemacht; er bedürfe keines Opferdienstes: denn er habe Himmel und Erde geschaffen und allen Völkern ihre Sitze auf Erden angewiesen. Wir haben schon die anlautenden Doktrinen, die sich bei Seneca und Persius finden, erwähnt; Paulus knüpft ausdrücklich an das Wort eines Hymnus des Kleanthes an Zeus an, in welchem die Menschen als von göttlichem Geschlechte bezeichnet werden, woraus sich dann die unmittelbare und gleiche Beziehung aller Menschen auf Erden ergebe. Er sprach das erhabene Wort aus: „In ihm leben, weben und sind wir.“ Die Voraussetzung ist die tiefste und innigste Verbindung der Gottheit mit der Natur des Menschen, bei der dann die besonderen Dienste notwendig wegfallen. Die Athener haben den Apostel mit Vergnügen angehört; aber bei der leichtbeweglichen Bevölkerung, welche alle Tage etwas Neues zu vernehmen liebte, konnte er doch keinen nachhaltigen Eindruck machen. Was er von Christus und der Auferstehung hinzufügte, erschien ihnen befremdlich und stieß sie eher zurück. Aber das war doch ausgesprochen, daß

der Polytheismus sich mit der Idee der Gottheit nicht vertrage. Doch kam es noch zu keinem offenen Zusammenstoß. In Konflikt mit dem Götterkultus geriet der Apostel erst in Ephesus, wohin er sich gewandt hatte, nachdem er von Korinth aus noch einmal nach Antiochien zurückgegangen war.

Ephesus war der Sitz des Dienstes der Artemis in ihrer orientalischen Auffassung, welcher, einst gestört durch die Perser, infolge der Siege Alexanders des Großen umsomehr um sich gegriffen hatte. Ein neuer, prächtiger Tempel war seitdem entstanden, der, als ein Wunderwerk der Welt angestaunt, jahraus, jahrein unzählige Pilger um sich versammelte. Sie pflegten bei ihrer Abreise Abbildungen der Göttin mit sich zu nehmen, deren Anfertigung einen blühenden Industriezweig ausmachte. Die Stadt lebte von dem Besuche der Fremden. Paulus hütete sich nun, diesen Dienst direkt anzugreifen; aber mit seiner Lehre, daß man kein von Menschenhand gemachtes Bildwerk göttlich verehren dürfe, vertrug sich doch weder dieser Dienst noch auch das Kunstgewerbe, das damit zusammenhing. Zunächst gerieten die Inhaber desselben in Bewegung gegen Paulus und wurden dabei von einer tumultuarischen Menge unterstützt. Und zweifelhaft mußte es erscheinen, ob die Römer den Apostel auch gegen die Griechen schützen würden, wie bisher gegen die Juden. Die einheimischen Behörden selbst, namentlich die Asiarchen — das heißt eine zur Aufsicht über den Tempel und den Kultus bestimmte, aus Notabeln der verschiedenen Nachbarstädte gewählte, von dem römischen Prokonsul bestätigte Provinzialbehörde — nahmen Anstoß an den Gewaltsamkeiten, welche das Leben eines Mannes, dem kein sonstiger Frevel Schuld gegeben werden konnte, bedrohten. Sie machten geltend, daß der Streit der bestehenden Rechtsverfassung gemäß ausgetragen werden müßte, und erinnerten daran, daß es eine prokonsulare Gewalt im Lande gebe, welche jeden Tumult bestrafen würde. Paulus, der gewarnt worden war, sich nicht in das Getümmel zu begeben, erfuhr keine fernere Unbill; aber er hielt es doch für geraten, die Gemeinde, die er um sich versammelt hatte, zu segnen und sich selbst zu entfernen. Zum Ausbruch eines offenen Kampfes war es auch in Ephesus nicht gekommen. Der Apostel hatte nur eben die Lehre ausgesprochen, daß das Göttliche nicht in Bildwerken dargestellt werden könne; seine Aussprüche sind Manifeste für die Zukunft. In unmittelbaren Kampf geriet er mit dem exklusiven Judentum, welches eine Abweichung von den althergebrachten Ceremonien, namentlich auch der Beschneidung, mit Haß verfolgte.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die christliche Gemeinde und ihre Vorsteher in Jerusalem sich innerhalb der Grenzen hielten, welche der Aufenthalt in der Stadt und der Besuch des Tempels erforderlich machten. Wie weit aber war Paulus über diese Grenzen hinausgegangen! — Er hatte allenthalben von dem Ceremonialgesetz abstrahiert; seine gesamte Thätigkeit beruhte darauf. Als er nun wieder nach Jerusalem kam, um die Verbindung zwischen der dortigen Muttergemeinde und den von ihm stammenden Pflanzungen aufrecht zu erhalten oder vielmehr erst recht zu begründen, mußte dies Ver-

hältnis zur Sprache kommen. Was man von dem Gegensatz der Juden-Christen und der Heiden-Christen anzunehmen pflegt, erscheint doch nicht so bedeutend in dem einfachen Bericht der Urkunde: denn die Beschneidung fallen zu lassen, war bei der früheren Beratung beschlossen worden. Aber soviel ist einleuchtend, daß es für die Gemeinde in Jerusalem eine Verlegenheit herbeiführte, wenn sie mit dem Mann, der so entschieden von dem Gesetz abgewichen war, in Verbindung trat. Die Vorsteher gaben dem Apostel den Rat, durch die Teilnahme an den Ceremonien des Nasiräismus zu beweisen, daß er noch Jude sei: eine Fürsorge, die sich aber vollkommen unnütz erwies. Als Paulus in Begleitung eines Griechen, der für unbeschnitten galt, im Tempel erschien, erfolgte eine allgemeine Unruhe: denn der sei der Mann, der das Gesetz überall verletze und selbst die Heiligkeit des Tempels antaste. Der Judaismus in seiner gehässigsten Schroffheit erhob sich gegen ihn. Paulus wurde selbst von den Gewaltsamkeiten bedroht, denen vor kurzem Stephanus erlegen war. Und überlegt man, wie es doch nur Keime einer neuen Kirche waren, die Paulus gepflanzt hatte; wie leicht, wenn er umgebracht wurde, seine Pflanzungen, insofern sie von den jüdischen Gebräuchen abwichen, hätten zerstört werden können: so war es eine allgemeine Gefahr, die in diesen Stürmen zu Tage kam. Das Christentum würde, wenn Paulus unterlag, schwerlich jemals von der nationalen Besonderheit sich haben befreien können.

Da aber trat eine wirksame Intervention von seiten der Römer ein. Der Kriegstribun, der auf der Burg befehligte, nahm den Bedrängten in Schutz, zunächst nur, um ein gerichtliches Verfahren gegen ihn einzuleiten in der Weise, wie das einst von Pilatus an Jesus geschehen war; er schickte sich an, Paulus geißeln zu lassen. In diesem Augenblick griff jedoch ein anderes, das für Paulus eigentlich rettende Moment, in die Verhandlung ein: es entsprang aus dem Begriff des römischen Bürgerrechtes. Die Gesetze der römischen Republik, wie sie von den Plebejern errungen worden waren, kamen der werdenden Religion zu Hülfe.

Wir wissen: in den alten bürgerlichen Konflikten war festgesetzt worden, daß kein Bürger, der an das Volk provoziere, körperlich gemißhandelt oder gar getötet werde. Dies Gesetz war in späterer Zeit durch die Lex Porcia erweitert und verschärft worden. Ganz im allgemeinen wurde verboten, einen römischen Bürger zu schlagen oder zu töten; man hat darauf eine schwere Strafe gesetzt. Es war wohl die wichtigste Prärogative, die die römischen Bürger im gerichtlichen Verfahren über die Unterthanen des Reiches erhob. Dies Recht nun rief Paulus an, als er an den Pfahl gefesselt wurde; er erinnerte, daß er römischer Bürger sei. Der Centurio, der die Strafe zu vollziehen hatte, gab davon dem Tribun Nachricht, der den Wert des römischen Bürgerrechtes, das er selbst sich um eine ansehnliche Summe Geldes erworben hatte, umsomehr zu schätzen wußte. Als er vernahm, daß Paulus schon durch seine Geburt dem Stande römischer Bürger angehöre, befahl er innezuhalten und nahm den Gefangenen vielmehr in seinen Schutz. Er erzählt selbst, er

habe sich überzeugt, daß gegen Paulus, der römischer Bürger sei, nichts vorliege, was Fesseln oder Tod verdiene, und unfähig, den Gefangenen vor den Nachstellungen der Gegner zu schützen, schickte er denselben zu dem kaiserlichen Prokurator nach Cäsarea. Der Name dieses Tribuns, dem eigentlich die Rettung des Apostels Paulus und damit zugleich der Inkunabeln des heidenchristlichen Glaubens zuzuschreiben ist, verdient wohl, auch hier angemerkt zu werden: er hieß Claudius Lysias.

Der Prokurator Antonius Felix, dem Tacitus ein schlechtes Zeugnis ausgestellt hat, bewies dem Apostel, dessen sittliche Strenge ihm unbequem wurde, wenig Teilnahme. Er hatte jedoch auch keine Ursache, den Willen der Juden an ihm zu vollstrecken. Wohl war er nicht ohne Teilnahme der Hierarchie, namentlich des Hohenpriesters, zu seiner Stellung gelangt; aber er hatte sich dann mit demselben entzweit und, soviel man weiß, die Mahnung des Hohenpriesters, sein Betragen zu ändern, worin er eine Beleidigung sah, damit vergolten, daß er ihn durch Meuchelmörder umbringen ließ. Zwei Jahre lang blieb Paulus in strengem Gewahrsam.

Der Nachfolger des Felix, Porcius Festus, war entschlossen, die Sache wieder aufzunehmen. Noch in Cäsarea wurde eine gerichtliche Verhandlung veranstaltet. Was die Juden gegen Paulus vorbrachten, darüber giebt uns seine kurze Verantwortung Auskunft: er habe nichts gegen das Gesetz der Juden, noch gegen den Tempel, noch gegen den Kaiser gefehlt. Wenn aber der Prokurator das Vorhaben kundgab, ihn nochmals nach Jerusalem zu führen, um dort eine Gerichtsverhandlung in aller Form gegen ihn zu eröffnen, so wollte sich Paulus, der eben darum nach Cäsarea gebracht worden war, um seines Lebens sicher zu sein, dem nicht fügen. Er kannte sein Recht und war entschlossen, es zu behaupten. Er erklärte, er stehe hier vor dem Richterstuhle des Kaisers und berufe sich auf denselben. Ähnliche Fälle hat man auch in anderen Provinzen erlebt, daß Angeklagte, die römische Bürger waren, nach Rom abgeführt zu werden verlangten. Man wird nicht irren, wenn man hiebei in Erinnerung bringt, daß das Recht, einem römischen Bürger infolge einer Provokation beizustehen, durch tribunicische Gewalt an den Kaiser übergegangen war. Die auf die Cäsaren übertragene tribunicische Gewalt war dazu bestimmt, den römischen Bürger gegen jede Vergewaltigung durch Magistrate oder andere Befehlshaber sicher zu stellen. Die Prärogative des Kaisers und das Recht des römischen Bürgers standen in der engsten Verbindung mit einander.

Festus antwortete dem Paulus: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen.“

So geschah es, daß der Apostel auf einem Schiffe unter der Obhut eines Mitgliedes der kaiserlichen Kohorte nach Rom gebracht wurde, um vor dem Kaiser ein gerichtliches Verfahren zu bestehen. Leider bricht die Erzählung, der man bisher umsomehr folgen durfte, da sie gute Kunde mit einfacher Darstellung verbindet — wie wir denn ohne sie über die Pflanzungen des

Christentums in undurchdringlichem Dunkel sein würden —, hiebei ab. Nicht einmal über den Fortgang des gerichtlichen Verfahrens sind wir unterrichtet. Nur soviel erhellt, daß Paulus sich in einer freien Gefangenschaft befand, in der es ihm möglich war, seinen Freunden Nachrichten über sich zugehen zu lassen. In einem Briefe an Timotheus erzählt er, bei seiner Verantwortung habe ihn jedermann verlassen; er sei auf sich selbst angewiesen geblieben; aber aus dem Rachen des Löwen gerettet worden. Er faßte den Mut, sich zu einer neuen propagandistischen Reise anzuschicken.

Weiter aber vernehmen wir nichts von ihm. Über seine letzten Schicksale läßt sich keine sichere Nachricht auffinden. Er verschwindet aus der Geschichte, mitten in der Vollendung seines großen Werkes, in der er seine Lebensaufgabe sah, und die es war. Er ist unsterblich, wenn jemals ein Mensch zu einer, sozusagen irdischen Unsterblichkeit gelangt ist. Seine Verlassenschaft sind die tiefsinnigen, inhaltsreichen Episteln, die er in seinem stürmischen und arbeitsvollen Leben abzufassen die Zeit gefunden hat. Sie enthalten die dogmatischen Grundlagen des christlichen Glaubens und haben zur Ausbreitung desselben, der Bildung der Kirche und, wenn diese auf Irrwege geraten war, zur Herstellung eines reinen Gottesbegriffes in der Welt das meiste beigetragen.

Aber diese Lehren zu allgemeiner Geltung zu bringen, dazu war die Zeit noch lange nicht gekommen. In dem römischen Reiche erhob sich soeben der falscheste der polytheistischen Begriffe, die vermeinte Divinität, zu umfassenderen Ansprüchen als jemals. Wahrscheinlich ist Paulus selbst diesen zum Opfer gefallen. Zugleich aber war das römische Reich auch in Unternehmungen begriffen, welche den Tendenzen entsprachen, die sich von jeher an das kapitolinische Heiligtum geknüpft hatten. Die Religion der Waffen machte Fortschritte, welche sie in ihrem exklusiven Selbstgefühl befestigen mußten.

Sechstes Kapitel.

Momente der fortschreitenden Welteroberung.

Die Zeiten des Claudius und des Nero sind durch zwei Unternehmungen bezeichnet, die noch mehr als die früheren eine zugleich religiöse und politische Bedeutung haben: die Eroberung von Britannien und die Vernichtung des Überrestes der Selbständigkeit von Judäa.

Was die Römer nach Britannien führte, war ein ähnliches Motiv, wie das, welches ihre Invasion in Germanien veranlaßt hatte, nämlich die Besorgnis vor der Rückwirkung der stammverwandten britischen Bevölkerung auf

Gallien. Diesen Zweck hatten schon die beiden Übergänge Cäsars nach Britannien, deren wir oben gedachten; sie begründeten die Autorität der Römer auf der Insel unwiderruflich. In dem Monument von Ancyra gedenkt Augustus eines britischen Königs Dumnobellaunus, der seine Zuflucht zu ihm genommen habe. So wendete sich ein junger Fürst aus dem Königshause der Trinobanten an Cajus Caligula. Dieser Kaiser, der durch die Ruhmredigkeit, mit der er einen Zug nach Britannien vorbereitete, ohne zur That zu schreiten, bei Mitwelt und Nachwelt lächerlich geworden ist, hat sich doch das Verdienst erworben, durch den Leuchtturm, den er errichtete, eine größere Sicherheit der Seefahrt im Kanal herzustellen; Caligula meinte gleichsam über den Ocean zu triumphieren.

Nach einigen Jahren langte abermals ein britannischer Häuptling, der von der Insel vertrieben war, bei Kaiser Claudius an und brachte diesen zu dem Entschluß, ohne Rücksicht auf die Bedenklichkeiten seiner Vorgänger eine bewaffnete Macht hinüberzusenden. Die Truppen hatten diesmal Bedenken, weil ja der Ocean als den Erdkreis umflutend gedacht wurde und sie gewissermaßen jenseit der Grenzen desselben Krieg führen sollten. Das Auftreten eines Freigelassenen, der sie im Namen des Kaisers aufmahnen wollte, erregte gleichsam durch ironische Rückwirkung ihr militärisches Selbstgefühl; unter dem Geschrei: Io Saturnalia schlossen sie sich ihrem Führer Plautius freudig an. Die Erscheinung eines leuchtenden Meteors, das von Osten nach Westen fuhr, verdoppelte wie ein glückliches Vorzeichen ihren Mut.

Sie landeten ohne allen Widerstand; die Einwohner flohen vor ihnen und verbargen sich in Wäldern und Sümpfen. Wohl stellten sich einige bewaffnete Scharen hinter einem Fluß, der sie decken sollte, zum Widerstande auf. Aber den Römern kam zu statten, daß Gallier unter ihnen dienten, die sich gewöhnt hatten, Flüsse in voller Rüstung zu durchschwimmen. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg. Eigentlich dieser Vorfall bildet den Anfang der Besitznahme Britanniens durch die Römer. Plautius befehligte vier Legionen, die zweite Augusta, die neunte spanische, die vierzehnte Gemina und die zwanzigste Valeria Victrix. An der Spitze der zweiten stand Vespasian, der sich dort zuerst einen Namen machte: er ist der Eroberer der Insel Wight. Claudius suchte die Oberhäupter der Briten in der Nachbarschaft durch einträgliche Stellungen zu befriedigen. Eine Inschrift findet sich, in welcher ein eingeborener Fürst sich rühmt, ein Legat des Augustus zu sein.

Um diese in ihrem Gehorsam zu befestigen und den Krieg gegen die Widerstrebenden weiter zu führen, haben die Römer aus Veteranen die Kolonie Camulodunum gegründet. Die Kolonisation aber ward hier, wie an vielen anderen Stellen, das Motiv einer neuen Bewegung. Als die Römer Anstalten machten, sich am Avon und Severn zu befestigen, erhob sich in den Bevölkerungen des späteren Wales, die schon damals ein besonders lebendiges Nationalgefühl an den Tag legten, den Siluren und Ordovikern, energischer Widerstand. In Shropshire, unfern des Zusammenflusses des Clun

und Teme, will man den Platz noch unterscheiden, auf welchem die Völkerschaften sich vereinigten; man nennt ihn Caer Caradoch: denn Caradoc (Caratacus) hieß der Führer, welcher die Fahne des Aufstandes erhoben hatte. Er hatte in den letzten Jahren die Welt mit dem Rufe seiner Tapferkeit erfüllt; jetzt ließ er vernehmen, dieser Tag werde auf immer Knechtschaft oder Freiheit bringen. Seine Leute hatten ihm einen Eid geleistet, bis zum Tode bei ihm auszuharren. Aber den Römern waren sie nicht gewachsen; die Legionen, durch lange Erfahrungen ihres Sieges unter solchen Umständen gewiß, trieben ihren zögernden Feldherrn Ostorius selbst vorwärts. Unter ihrem Schutzdach, der Testudo, gegen die Angriffswaffen der Briten gesichert, räumten sie den Steinwall, welchen diese aufgerichtet hatten, ohne Mühe hinweg und verfolgten dann die Zurückweichenden auf eine nahe Höhe.

Hier sahen sich die Briten von zwei Seiten angegriffen, von den Legionen mit schweren, von den Hülfsvölkern mit leichten Waffen; in diesem Gedränge wurden sie besiegt. Caradoc ist den Römern von einer benachbarten Fürstin, zu der er seine Zuflucht genommen hatte, ausgeliefert worden. Mich wundert, daß man in England das Gedächtnis dieses Nationalhelden, der freilich ein Wälschmann war, nicht feiert. Er wurde in Rom in seinem königlichen Schmuck mit seiner Familie dem Kaiser Claudius und dem Volke vorgeführt. Er hat hier seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß Menschen, die sich eines so prächtigen Besitzes erfreuen, nach den Hütten Britanniens Verlangen tragen. Um so nachdrücklicher bestand er auf dem Recht, den Römern Widerstand zu leisten: durch seinen Widerstand habe er bewirkt, daß den Siegern Ehre zu Teil geworden sei; würde man ihn hinrichten, so würde bald alles vergessen sein; verschone man aber sein Leben, so werde es dem Kaiser zu ewigem Ruhme gereichen. Kaiser Claudius begnadigte ihn, worauf seiner nicht weiter gedacht wird.

Nero, der seine Augen auf das innere Meer gerichtet hielt, hatte an sich wenig Sinn für die Ausdehnung des römischen Reiches jenseit des Oceans. Er soll allen Ernstes daran gedacht haben, die Unternehmungen gegen Britannien aufzugeben. Aber in kriegerischen Unternehmungen liegt eine innere Konsequenz, welche, wenn sie einmal begonnen sind, der Überlegung, ob sie fortzusetzen seien oder nicht, keinen Raum mehr läßt. Und nicht Ländergier war es, was die Römer nach Britannien führte, sondern die Notwendigkeit, das System der Reichsgründung im Occident zu befestigen. Indem sie die Celten auf dem Kontinent überall bekämpften und unterwarfen, konnten sie unmöglich eine unaufhörlich übergreifende Bewegung verwandter Nationalitäten, konnten sie auch die Religion nicht dulden, die dort noch immer einen Mittelpunkt hatte: die Kriege sind auch in der alten Welt nicht selten Religionskriege gewesen. Namentlich haben die Römer vom Anfang ihrer Geschichte an die Menschenopfer verfolgt. Auch die Römer meinten, aus den Eingeweiden der Tiere, die sie den Göttern als Opfer darbrachten, die Zukunft zu erkennen. Welch ein Unterschied aber ist es, wenn die den Göttern dargebrachten Opfer, wie bei den Druiden auf

Mona Menschenopfer waren; nach dem herabträufelnden Blut derselben glaubte man die Zukunft vorherzusehen. Dieser Götterdienst hielt auch die Briten mit der Macht des Fanatismus zusammen; bei jenem Heiligtum suchten die Flüchtlinge ihre Rettung. Es machte doch einen Eindruck auf die Römer, welche Suetonius Paulinus auf Fahrzeugen, die hiezu eigens gebaut waren, nach der Insel heranführte, als sie die Ufer mit bewaffneten Mannschaften dicht besetzt sahen; hinter denen streckten die Druiden ihre Hände zu den Göttern empor; zwischen den Haufen sah man Frauen mit angezündeten Fackeln hin und her laufen. Im ersten Augenblick nahmen die Römer Anstand, von ihren Waffen Gebrauch zu machen; aber sie erinnerten sich selbst und wurden von ihrem Führer daran erinnert, wie schmachvoll es für sie sein würde, vor Weibern und einer fanatischen Menge zurückzuweichen. Auch die Reiterei fand Mittel hinüberzukommen; diesem Angriff einer eingeübten Kriegstruppe unterlagen die Briten; den Weibern wurden ihre Fackeln aus den Händen gerissen; die geweihten Haine, in denen man jene Opfer vollzog, wurden eingenommen und dem ganzen Unwesen ein Ende mit Schrecken gemacht.

Wenn man den Römern zugestehen muß, daß sie den dunkelsten Wahn vertilgten, der über das Menschengeschlecht verhängt war, so ist doch ebenso gewiß, daß sie sich zugleich die schwersten Gewaltsamkeiten zu schulden kommen ließen und die Nationalitäten selbst zerstörten. Die Veteranen in der neuen Kolonie vertrieben die benachbarten Einwohner aus ihren Häusern und ihrem ländlichen Besitz und behandelten alle, die in ihre Gewalt fielen, als Sklaven: ein Verfahren, dem die daran Unbeteiligten ruhig zusahen, da sie auch in den Fall kommen konnten, ein ähnliches auszuüben. Indem Britannien anfing, in eine Provinz verwandelt zu werden, wurden die Stammeshäuptlinge, die sich unterwarfen, auf das gröblichste mißhandelt, die Töchter ihrer Könige geschändet, ihre Frauen mit Geißelhieben gezüchtigt.

Diesen Abscheulichkeiten gegenüber regten sich die noch nicht unterworfenen Volksstämme, besonders jene Trinobanten, mit denen schon Julius Cäsar gekämpft hatte, und machten einen Anfall auf die neue römische Kolonie. Denn so war es bei dem Ausbau des römischen Reiches von Anfang an gegangen: die Italiener erhoben sich gegen die an ihren Grenzen aufgerichteten Kolonien, die Mutterstadt wußte sie zu behaupten, worin dann der Untergang der italienischen Freiheit lag.

Camulodunum war schlecht besetzt und einen entschlossenen Angriff auszuhalten nicht imstande. Ein kleiner Zuzug römischer Truppen wurde von den Briten auf der Stelle vernichtet. Dann konnte ihnen die Kolonie nicht widerstehen. Was den Anfall der Briten besonders reizte, war der dortige Tempel, in welchem das Numen des Imperators verehrt wurde. Wir erfahren, daß besonders auch die britischen Priester dazu beitrugen, den Angriff in Gang zu setzen; Camulodunum wurde erobert und der Tempel des Kaisers, in welchen sich viele Waffenlose geflüchtet hatten, zerstört. Durch diesen Sieg in ihrem Unternehmen bestärkt, gingen die Briten der gegen sie heranrückenden spanischen

Legion mutig entgegen. Sie behielten den Platz und vernichteten das römische Fußvolk. Der römische Prokurator flüchtete nach Gallien.

Wenn es überhaupt wahr ist, so würde dies der Augenblick gewesen sein, in welchem Nero bereit war, Britannien aufzugeben. Aber der aus Mona zurückgekommene Führer Suetonius Paulinus und seine Legionen spotteten der Kleinmütigkeit des Kaisers. Auch Suetonius getraute sich jedoch nicht, die ganze bereits eingenommene Position zu behaupten; er entschloß sich, London, welches bereits in den Händen der Römer und durch Verkehr und Reichtum sehr ansehnlich war, aufzugeben. Denn er hätte gefürchtet, bei der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte der Wut der aufgeregten Feinde, die eben damals das schon zu einem Municipium eingerichtete Verulam eingenommen und zerstört hatten, nicht den erforderlichen Widerstand entgegensetzen zu können. Man wollte siebzigtausend Römer und Bundesgenossen zählen, die von den racheschnaubenden Briten umgebracht worden seien. Eine große Konsistenz gewann die britische Heeresmacht dadurch, daß sich eine eingeborene, von den Römern mißhandelte Fürstin, die Königin Boadicea, an ihre Spitze stellte. Aus einem glaubwürdigen Berichte kennt man ihre prächtige, rauhe und stolze Erscheinung, in der sich der nationale Charakter des Krieges ausdrückte; sie zweifelte nicht, die Retterin Altbritanniens werden zu können. Denn wer seien, so sagte sie, diese Römer ihrem Volke gegenüber? Sie brauchen prächtige Bäder, schwelgerische Gelage, Öl und Wein; die Briten leben von den Wurzeln ihrer Kräuter, Wasser ist ihr Wein. Wäre es auf die Zahl der Mannschaften und ihren Kriegsmut allein angekommen, so würden die Römer wahrscheinlich haben weichen müssen; aber sie besaßen die Überlegenheit der geordneten Kriegsübung; Suetonius Paulinus erinnerte seine Truppen, daß eben dieser Feind trotz seiner sonoren Kriegsgesänge und seines Feldgeschreies doch, wenigstens von ihnen, allezeit besiegt worden sei. Er ersah sich ein Schlachtfeld, in welchem sein Heer den Feind in voller Sicherheit erwarten konnte. Die Briten litten schon bei dem ersten Zusammenstoß beträchtliche Verluste. Als dann die Römer in keilförmiger Schlachtordnung auf sie eindrangen, wurden sie vollkommen geschlagen; das römische Kriegsschwert erfocht noch einmal den Sieg über die schlecht bewaffneten celtischen Heerhaufen, die sich nach ihrer alten Stammesverfassung aufgestellt hatten.

Der erfochtene Sieg führte zunächst zu keiner Eroberung, aber zur Herstellung des alten Gehorsams. Boadicea tötete sich selbst durch Gift. Mit diesem Succeß, der in das Jahr 61 unserer Ära fällt, begnügten sich die Römer auch unter den folgenden Legaten und Prokuratoren: denn schon war ihre Aufmerksamkeit und Thatkraft nach einer andern Seite gerichtet. Die bereits lange gärende Feindseligkeit zwischen den Juden und Römern kam zum vollen Ausbruch.

In Judäa war nicht jene Scheidung der Religion und der Politik eingetreten, die der Ausspruch Jesu forderte: die Vermischung der beiden entgegengesetzten Elemente war noch stärker geworden als früher.

Die vornehmste Veranlassung dazu lag in der eigentümlichen Stellung eines jüdischen Fürsten, der zugleich Idumäer und Hasmonäer war und mit dem römischen Hofe in enger Verbindung stand, des Herodes Agrippa. Er war der Enkel Herodes' des Großen und der Mariamne: eine Herkunft, die ihm eine gute Aufnahme im Hause der Cäsaren verschaffte. Er ist daselbst mit den Kindern des Tiberius und des Germanicus auferzogen worden; er war ein intimer Freund des Caligula. Nach dessen Tod hat er zu der Erhebung des Claudius wesentlich beigetragen.

Claudius überließ dem Herodes Agrippa Judäa und Samaria, soweit es in den Händen Herodes' des Großen gewesen war, und ernannte ihn in aller Form zum König, so daß die unmittelbare Herrschaft der Römer in der That aufgehoben und dem Lande eine gewisse dynastische Unabhängigkeit zurückgegeben wurde. Hierüber aber erwachten in den Juden die alten Ansprüche auf volle Unabhängigkeit und sogar auf Ausdehnung ihrer Herrschaft, mit denselben aber auch der Widerspruch der Römer. Als Herodes Agrippa Anstalt machte, Jerusalem zu fortifizieren, wurde Claudius durch den Präses von Syrien aufmerksam gemacht, wie gefährlich ihm selber das werden könne, und legte Einspruch gegen dies Vorhaben ein, weil es zu Neuerungen führen könne. Gleich darauf starb Herodes Agrippa. In Rom aber trug man Bedenken, seinen Sohn Agrippa, der erst siebzehn Jahre zählte, als Nachfolger anzuerkennen: denn der sei viel zu jung, als daß man ihm vollkommen vertrauen dürfe. Wenn nun aber wieder Prokuratoren in Judäa erschienen, eifersüchtig darauf, die militärische Gewalt in ihren Händen zu behalten, so hatte das einerseits die Wirkung, daß die Juden ihrer alten Unabhängigkeit eingedenk wurden, namentlich jener Ansprüche, welche sich an das nationale Heiligtum, den Tempel in Jerusalem, anknüpften. Sie hielten sich für berechtigt, dieselben, selbst mit Gewalt, aufrecht zu erhalten. Als einst galiläische Pilger, die zum Osterfest nach Jerusalem wanderten, von den Samaritanern, durch deren Gebiet sie ihr Weg führte, überfallen und mißhandelt wurden, und der römische Prokurator diese dafür zu züchtigen säumte, machten sich bewaffnete jüdische Scharen auf, den erlittenen Schimpf an den Samaritanern zu rächen. Der Prokurator Cumanus wollte dem nicht ruhig zusehen; er verband sich mit den Samaritanern gegen die Juden; viele von den letzteren wurden niedergehauen. In Rom aber fand das Verhalten des Prokurators keinen Beifall; man schreibt es dem jungen Agrippa zu, der, von der damaligen Augusta, Agrippina, unterstützt, Einfluß bei Claudius gewonnen habe, wenn dieser Partei für die Juden nahm, den Prokurator ins Exil verwies und einen von dessen Gehülfen sowie einige Samaritaner mit dem Tode bestrafte. Agrippa wurde mit ansehnlichen Besitzungen ausgestattet; Judäa selbst bekam er darum nicht zurück, wie das doch die Juden gewünscht hätten. Sie hatten sich einst einen König verbeten und einen Prokurator erhalten; jetzt waren sie der Prokuratoren müde und verlangten nach einem König und zwar nach einem solchen, der zugleich von Herkunft ein Hasmonäer war.

Die alte Entzweiung, die eine Zeit lang zurückgedrängt war, brach wieder hervor, als der Prokurator Neros, Gessius Florus, nach Judäa kam, eben in der Zeit, in welcher der Brand von Rom die Verfolgung der Juden herbeigeführt hatte. Vornehmlich trug dazu bei, daß Nero die Tempelschätze der Nationen zu dem Wiederaufbau Roms heranzog, und der neue Pokurator eine ansehnliche Summe, siebzehn Talente, zu diesem Zwecke aus Jerusalem wegführte. Die Juden sahen darin eine Verletzung ihrer politischen Rechte und ein Attentat gegen ihre Religion und gerieten darüber in eine empörerische Aufwallung. Durch ihre Schmähreden beleidigt, erschien der Prokurator vor Jerusalem und forderte die Auslieferung der Schuldigen. Da diese nicht erfolgte, vielleicht nicht erfolgen konnte, ließ er es geschehen, daß die Truppen in die Stadt einbrachen und einen Teil derselben mit Mord und Plünderung anfüllten. Auch Männer von vornehmer Herkunft, die hiebei in die Hände der Römer fielen, wurden ans Kreuz geschlagen.

Damit wurde nun aber der Gehorsam keineswegs hergestellt. Eben das geschah, was man schon zur Zeit Jesu hatte kommen sehen: ein Konflikt zwischen der militärischen Allgewalt der Römer und dem provinzialen Selbstgefühl der Juden brach aus, von dem nichts anderes als der Untergang des Restes der jüdischen Unabhängigkeit zu erwarten war.

Vergeblich waren die Versöhnungsversuche des Herodes Agrippa, welcher, damals in seine palästinensischen Besitzungen zurückgekommen, das größte Interesse dabei hatte, den Frieden zwischen Juden und Römern wiederherzustellen. Er selbst gehörte den einen wie den andern an; angesehen am römischen Hofe, stand er den Juden als Nachkomme der Hasmonäer noch besonders nahe. Aber die Prinzipien, der Tempeldienst der Juden und die Religion der Waffen, stießen jetzt feindlich aufeinander. Die Juden wiesen jede Vermittelung zurück. Sie schritten, wenigstens indirekt, zu einer formellen Entfrembung gegen den Kaiser selbst fort, indem den Tempeldienern verboten wurde, Opfer, die von Fremden dargebracht wurden, anzunehmen, was sich vor allem auf die Römer bezog. Die einzige religiöse Verbindung, welche zwischen den Herrschern und den Unterworfenen bestand, wurde dadurch aufgehoben. Die Meinungen tauchten wieder auf, die zur Zeit des Census des Quirinius zum Aufruhr Anlaß gegeben, daß es nämlich mit der Religion nicht vereinbar sei, den Römern sich zu unterwerfen. Die nationale Religion wurde in ihrer schroffsten Auffassung, welche sie in Gegensatz mit allen anderen bringen mußte, proklamiert.

Den Juden kam es zu statten, daß sie vor einiger Zeit unter dem älteren Agrippa die Befestigung der Stadt wenigstens zum Teil hatten erneuern dürfen; aus einer Burg des Herodes, die zugleich dessen Zeughaus war und die sie einnahmen, brachten sie Waffen an sich und rüsteten sich zu entschlossener Gegenwehr. Sie waren keineswegs alle einverstanden; aber Eleasar, der Sohn eines früheren Hohenpriesters, wußte sich an der Spitze des Auf-

standes zu behaupten: ihm fällt dann eine Handlung zur Last, die den Bruch vollends unheilbar machte. Ein paar römische Kohorten, die vor Jerusalem lagerten, sahen sich durch die städtische Überzahl so weit gebracht, daß die Behauptung ihrer Stellung ihnen unmöglich erschien: sie kamen gegen alle römische Sitte mit Eleasar dahin überein, selbst ihre Waffen abzuliefern, wenn ihnen sonst nur freier Abzug gewährt würde. Sowie sie aber die Waffen abgegeben hatten, wurden sie sämtlich niedergemacht, ihren Anführer ausgenommen, der sich bereit erklärte, sich beschneiden zu lassen. Man bemerkte, daß das gerade an einem Sabbath geschah, dem Wochentage der Ruhe, deren Verletzung durch Heilungen einst Jesus als ein großes Verbrechen angerechnet worden war. Indem sich nun aber die Juden von der römischen Herrschaft auf diese Weise losrissen, erschütterten sie die allgemeine Ordnung der Dinge, welche den Frieden unter den einander entgegengesetzten Nationalitäten erhielt. In Cäsarea wurden die Juden sämtlich umgebracht, wogegen die Jerusalemitaner in die benachbarten syrischen Städte einbrachen und die Syrer niedermachten, was diese dann veranlaßte, allenthalben auf die gleiche Weise mit den Juden zu verfahren. Auch in Alexandria, wo das gute Vernehmen der beiden Bevölkerungen schon unter Cajus sich in das Gegenteil verwandelt hatte, kam es zum Ausbruch einer Feindseligkeit zwischen den verschiedenen Rassen, welche die gräßlichste von allen ist. Die Juden, die bisher ihre Macht in ihrer Ausbreitung gesehen hatten, wurden jetzt auf den Besitz von Jerusalem und die Landschaften, die von demselben dominiert wurden, eingeschränkt. Auch hier griff sie jetzt der Präses von Syrien, Cestius Gallus an.

Cestius hatte ein stattliches römisches Heer und ansehnliche syrische Hülfsvölker, mit denen er von Cäsarea her gegen Jerusalem vorrückte. Dann sind wohl noch einige Vermittelungsvorschläge gemacht worden, und in Jerusalem fehlte es nicht an Leuten, welche die Annahme derselben gewünscht hätten: selbst die Pharisäer zeigten sich gemäßigt und friedliebend; aber schon konnten die Parteihäupter, die den Krieg veranlaßt hatten, keinen Vertrag annehmen; sie würden dadurch ihre eigene Macht aufgegeben haben. Und man muß ihrem Andenken zugestehen: sie wehrten sich vortrefflich.

Schon bei Gabalon wurden die heranziehenden Römer in große Verlegenheit gebracht; das Fußvolk wurde nur dadurch gerettet, daß ihm die Reiterei rechtzeitig zu Hülfe kam. Den Angriff auf den Tempel schlugen dann die Juden entschlossen und glücklich zurück. Der Versuch einiger Freunde der Römer, diesen die Thore zu öffnen, wurde entdeckt und eine furchtbare Rache über die Verräter verhängt. Im Angesicht einer gut befestigten und gut verteidigten Metropole wagte Cestius nicht, sich einem Umschlag des Glückes auszusetzen; auf dem Rückzug, zu dem er sich entschloß, erlitt er noch sehr empfindliche Verluste. Im Jahre 66 unserer Ära hatten die Juden eine Stellung, in welcher sie sich als Sieger über die Römer betrachten durften; einen großen Teil der Landschaft konnten sie als ihr Eigentum ansehen; sie

trafen Anstalten, wie die Stadt, so auch das Land mit aller Macht zu verteidigen. Sie waren nicht ohne alle auswärtige Hülfe; wir vernehmen, daß ihnen Stammverwandte von jenseit des Euphrat und der Grenze des römischen Reiches zu Hülfe gekommen seien.

Im Orient war damals die Weissagung verbreitet, daß die Herrschaft der Welt von den Juden ausgehen werde. Die Juden zweifelten nicht, daß die stolze Metropole des Jehovahdienstes, schon einmal zerstört, dann wieder aufgerichtet und jetzt der Mittelpunkt für eine über den Orient und einen Teil des Occidents verbreitete Bevölkerung, einer großen Bestimmung vorbehalten sei: sie hatten keine Idee davon, daß das Messiasreich, von dem sie träumten, bereits auf eine ganz andere Weise, als sie glaubten, in der Welt Eingang gefunden hatte. Selbst dazu aber, was ihnen zunächst vorlag, sich der römischen Herrschaft zu erwehren, machte sie doch ihr innerer Zustand unfähig. Sie hatten Mut und Kampfbegier, Begeisterung für Freiheit und Vaterland, eine wohlbefestigte Hauptstadt, Waffen und Volk; aber es fehlte ihnen an einer Führung und einem Führer. Sie wollten selbst einen solchen nicht, weil es ihrer Idee von Freiheit allein unter Gott widersprach. Alles zerfiel in Faktionen; denn nicht eine Bewegung des Volkes selbst war es gewesen, wovon die Erhebung ausging, sondern die plötzlich emporkommende Macht eines Oberhauptes, dem sich dann andere entgegensetzten. Eine allgemeine Direktion gab es nicht: die nach den Provinzen abgeschickten Oberhäupter verfuhren ein jedes nach seinem Belieben. Und bei weitem nicht alle Juden waren vereinigt: selbst in der Mitte der von ihnen eingenommenen Landschaften gab es feste Plätze, welche die weltliche Autorität von Jerusalem nicht anerkannten. Wie hätte sich eine durch Fanatismus zwar zusammengehaltene, aber zugleich wieder gespaltene, im Kriege ungeübte Population gegen die Allgewalt des römischen Imperiums behaupten können?

Nero hat sich dadurch ein Verdienst um Rom erworben, daß er den ausgezeichnetsten der römischen Heerführer, dem er sonst nicht wohlwollte, zu dem Krieg in Judäa bestimmte: es war Titus Flavius Vespasianus, der sich, wie erwähnt, in Britannien einen Namen gemacht und dann in Rom zu den höchsten bürgerlichen und priesterlichen Würden aufgestiegen war. Den Krieg unternahm er mit all dem Nachdruck, mit dem die Römer ihre Weltherrschaft zu behaupten wußten: er brachte ein Heer von 60 000 Mann zusammen, mit einem Troß, in dem sich ebenso viele Bewaffnete befanden; unter den Verbündeten erscheinen orientalische Könige; selbst arabische Häuptlinge fehlten nicht. An der Spitze der Juden in Galiläa stand Josephus, den wir aus seinen Geschichtsbüchern als einen sehr unterrichteten, wohlgesinnten, seinem Vaterland eifrig ergebenen, aber doch keineswegs als einen Mann von eigentümlicher Begabung und großem Geist kennen lernen; er war in Rom gewesen und in eine zweideutige Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe getreten, indem er sich Eingang bei Poppäa Sabina verschaffte; von vornherein ließ sich nicht erwarten, daß er einem römischen Heere nachhaltigen Widerstand

leisten würde. Die Truppen, die er nach römischem Muster eingeübt hatte, liefen bei dem Anblick des römischen Heeres auseinander; eine Bergfeste, die er in guten Verteidigungsstand gesetzt hatte, und welche die Römer ein paar Wochen aufhielt, fiel dennoch in ihre Gewalt; er selbst geriet in die Hände des Siegers. Auch alle anderen Unternehmungen gelangen den Römern; nicht allein auf jenem großen Landsee, an dessen Ufer die erste Predigt des Evangeliums erschollen war, sondern auch auf dem Meere bei Joppe wurden die Juden nach tapferer, aber ungeordneter Gegenwehr überwältigt und zu vielen Tausenden entweder zu umfassenden Zwangsarbeiten des Staates bestimmt oder an Privatleute als Sklaven verkauft.

Vespasian erfreute sich der besten Aufnahme im Lande des Herodes Agrippa, der nach den mißlungenen Pacifikationsversuchen in enge Verbindung mit den Römern getreten war. Auch in dessen Gebiet hatten sich die jüdischen Bewegungen geregt, allein der verbündeten Macht ihres alten Fürsten und des römischen Feldherrn gegenüber konnten sie sich doch nicht behaupten. Die Stadt Tiberias unterwarf sich unter dem Vortritt ihrer einheimischen Magistrate und wurde dann auf Verwendung des Fürsten zu Gnaden angenommen, nur ein Teil der Mauern wurde geschleift. Besseren Widerstand leistete Tarichäa, wohin sich die Anführer des Aufstandes geflüchtet hatten. Es war eine der größten Handlungen des Titus, des Sohnes des Vespasian, daß er in die Stadt eindrang, eben in dem Augenblick, als die Eingeborenen mit den hinzugekommenen Fremdlingen in Entzweiung gerieten, — er war von ihrem Geschrei gleichsam eingeladen worden. Nach einem zur See und zu Lande erfochtenen Sieg schlug dann Vespasian sein Tribunal in Tarichäa auf, um über die Gefangenen Gericht zu halten. Er wäre geneigt gewesen, diese zu schonen; aber seine Umgebung erinnerte ihn, im Kampfe mit den Juden könne eine Gottlosigkeit gar nicht begangen werden.

Da nun noch einige andere Plätze in die Hände des Titus fielen, so geriet Jerusalem in eine verzweiflungsvolle Aufregung. Noch behauptete sich daselbst die Partei, welche den Krieg gewünscht hatte; allein in der isolierten Lage ließ sich ein Erfolg nicht mehr erwarten; Vespasian sah schon in der Eroberung von Tarichäa das Ende des Krieges.

So war Judäa sowohl wie Britannien niedergeworfen. Wenn man den römischen Standpunkt festhält, kann man nicht leugnen, daß die von einander so entfernten Unternehmungen, die jüdische und die britannische, doch in Bezug auf die äußere Macht zusammenhingen. Ein innerer Zusammenhang lag in der religiösen Bedeutung des Sieges. In Britannien wurde die vornehmste celtische Opferstätte vernichtet; hier wich der im Sinne des religiösen Partikularismus geleistete Widerstand Schritt für Schritt vor den Waffen der Römer, deren Überlegenheit keinem Zweifel mehr unterlag. Zu beiden Seiten siegte die Idee des Weltreiches. Indem das Imperium die Gegenwirkung erfuhr, die in den Grundbegriffen der neuen Lehre enthalten

war, erfocht doch nochmals die militärische Gewalt, auf der es beruhte, einen allumfassenden Sieg.

Da geschah nun aber, daß in Rom selbst ein Kampf entbrannte, der den Bestand des Reiches in Frage stellte.

Siebentes Kapitel.

Umwälzungen des Prinzipats in den Jahren 68 und 69 u. Ä. (821 und 822 d. St.).

Der Stifter der Alleinherrschaft hatte doch keine Dynastie gegründet. Das Haus der Claudier, dem er die Nachfolge bestimmte und hinterließ, zerfiel in sich selbst und wurde von Nero nahezu vernichtet; nur in ihm selbst sollte es repräsentiert sein. Wenn es dem Kaiser Tiberius gelungen war, die höchste Würde in Krieg und Frieden, nach innen und außen intakt zu erhalten, so verbanden sich in Nero die ungemessenen Ansprüche der Divinität mit der Unfähigkeit, den gewöhnlichen Regentenpflichten zu genügen.

In ihm kam die Kehrseite der Verbindung der griechischen Bildung mit der römischen zur Erscheinung. Was die Griechen, die doch unterworfen waren, bewunderten, erweckte die Mißachtung der Römer, denen die Herrschaft zugehörte.

Selbst das Anerkennenswerteste, was Nero that, war mit diesem Beigeschmack versetzt. Wenn er zur Ausführung eines Vorhabens schritt, das schon öfters beabsichtigt worden war und noch heute beabsichtigt wird, der Durchstechung des Isthmus von Korinth, so sagte man ihm nach, bei dem ersten Spatenstich, den er selbst that, habe er einen Gesang zu Ehren der Amphitrite angestimmt.

Indem der Inhaber der Gewalt beinahe lächerlich erschien, war er doch zugleich furchtbarer als jemals. Während er sich darin gefiel, unter den Griechen als Virtuose des Gesanges bewundert zu werden, ward die höchste Gewalt in Rom von einem seiner Freigelassenen ausgeübt. Man versichert, dieser sei ermächtigt gewesen, auch ohne Befragen des Kaisers Senatoren hinrichten zu lassen.

Wir bemerkten schon, daß die Grundlagen der Gewalt nicht mehr unerschüttert waren. Die Senatoren aus den vornehmsten Geschlechtern wurden nur durch persönliche Besorgnis in scheinbarem Gehorsam gehalten. Das Volk konnte die Hinrichtungen der echten Reste des cäsarisch-claudischen Hauses, an denen es festhielt, nicht verschmerzen. Die Prätorianer vermißten die Repräsentantin des Hauses des Germanicus, Agrippina. Und verkennen wir

es nicht: in den gewaltsam reprimierten Gesinnungen lag eine unverwüstliche Widerstandskraft; sie beeinflußten wenigstens in der Stille die allgemeine Stimmung. Auch gärte es hie und da bereits unter den Populationen; zwischen den Truppenführern und den Provinzialen bildete sich eine Art von gemeinschaftlichem Interesse, da die kaiserlichen Prokuratoren auf der einen Seite das Volk mit immer neuen Anforderungen bedrängten, auf der anderen den Befehlshabern beschwerlich fielen. Das wirkte nun alles zu einer Bewegung zusammen, die nach und nach hervortrat, aber in kurzem zu einem entscheidenden Ereignis führte.

Zuerst regte sich der Proprätor des lugdunensischen Gallien, Julius Binder, der von einer vornehmen einheimischen Familie stammte.

An sich hätte es möglich scheinen können, durch die Verbindung römischer Einrichtungen mit den Kräften der Provinzialen eine Veränderung von Grund aus hervorzubringen. Dahin scheint der Gedanke des Binder, der mit den angesehensten Eingeborenen in enge Verbindung trat, gegangen zu sein. Von Rom dachte er nicht abzufallen: die Provinzialen würden ihm dazu nimmermehr die Hand geboten haben. Sein Gedanke war, daß sich einer der großen Befehlshaber der benachbarten Legionen mit ihm verbinden und sich zum Imperator ausrufen lassen solle. Und in der That konnte sich aus den Legionen selbst der Imperator erheben, wie ja das Imperium von den Legionen ausgegangen war.

Der Legat des tarraconensischen Spanien, Servius Sulpicius Galba, trug kein Bedenken, sich in den letzten Zeiten Neros von demselben so gut wie unabhängig zu machen; davor aber, sich die höchste Gewalt als ein Nachfolger der Cäsaren anzumaßen, empfand er doch eine wohlbegründete Scheu. Er stellte sich als Legat des Senats und des römischen Volkes auf und erklärte, die höchste Würde nur dann in die Hand nehmen zu wollen, wenn der Senat es gutheiße.

Man kann kaum bezweifeln, daß der Senat mit Galba einverstanden war. Auch die Prätorianer, durch welche ja die Succession des augusteischen Hauses bei dem Übergang der Herrschaft von Caligula auf Claudius, von Claudius an Nero selbst aufrecht erhalten worden war, hielten an diesem nicht länger fest. Ein vorausgegangenes Verständnis zwischen den Oberhäuptern des Senats und den Führern der Prätorianer bildete höchstwahrscheinlich die Grundlage der ganzen Bewegung. Der Boden, auf dem Nero fest zu stehen glaubte, wankte unter den Füßen. Aber er war von seiner Divinität so durchdrungen, daß er davon nichts ahnte, noch besorgte. Gewaltthaten wurden gegen ihn nicht vollzogen; die Furcht reichte hin, ihn zu stürzen.

Als er sich von den wachthabenden Prätorianern verlassen sah, ergriff er die Flucht, wahrscheinlich in der Absicht, einer Anzahl von Truppen aus den germanischen Legionen, die er nach Alexandrien vorausgeschickt hatte, dahin nachzufolgen. Aber der Senat, der unter Augustus und Tiberius,

nicht minder bei dem Wechsel der späteren Regierungen, wieder zu einem universalen Ansehen gelangt war, faßte jetzt den Mut, seiner Stellung gerecht zu werden. Daran zwar dachte er nicht, wie bei dem Tode des Caligula, die Republik wiederherzustellen; er würde dadurch, wie damals, die Prätorianer beleidigt und zum Widerstande aufgerufen haben. Aber er sprach das Wort aus, durch welches der Kaiser außerhalb des Schutzes der Gesetze gestellt wurde: er erklärte denselben für einen Feind der Republik, und hierin fand er die Beistimmung der Prätorianer. Auf die Nachricht von diesem Beschluß hat sich Nero in der Villa eines Freigelassenen, wohin er sich geflüchtet hatte, bei dem ersten Lärm der heransprengenden Reiterei, von der er meinte, sie werde die Strafe eines Feindes der Republik an ihm vollstrecken, in aufgeregter Verzweiflung selbst umgebracht, wie man sagt, mit dem Bedauern, daß ein großer Künstler in ihm sterbe (9. Juni 68 u. Ä.). In dem Widerstreit zwischen der Verwaltung des Imperiums und persönlichen Gelüsten hat er gelebt: so kam er um.

So wenig Nero auch an sich bedeutete, so war doch sein Untergang das größte Ereignis, von welchem das römische Reich betroffen werden konnte. Das Imperium, das aus den inneren Entzweiungen mit Notwendigkeit hervorgegangen war, verlor plötzlich den Princeps, in welchem sich alle Momente der höchsten Gewalt, deren man nicht mehr entbehren konnte, konzentrierten. Auf das schwerste fiel es dann ins Gewicht, daß eine Succession überhaupt nicht bestand, und mit Nero, eigentlich durch ihn, das augusteische Haus vernichtet worden war, in dem sich die höchste Gewalt bisher fortgesetzt hatte. Die Ordnung des Weltreiches und — wenn wir soweit gehen dürfen — die Zukunft der Welt hing davon ab, wie er ersetzt werden würde.

Wollte man die Frage, wie sie damals vorlag, präcisieren, so lag sie darin, daß die verschiedenen Elemente, die das Reich konstituierten, durch die Macht des Augustus in einer Unterordnung gehalten wurden, die dazu diente, das Reich als solches aufrecht zu erhalten. Wenn es nun diesen Elementen nicht möglich war, ohne eine dirigierende oberste Macht zu bestehen: wie sollte eine solche aus ihnen selbst emporsteigen, wie sollten sie fähig sein, den Augustus zu ersetzen, der sie bisher beherrscht hatte?

Wir begleiten einfach die Entwickelung der Thatsachen.

Überzeugt von seinem Recht, in solchen Fällen selbst einen Kaiser zu bezeichnen, trug der Senat kein Bedenken, Galba als den wahren Imperator anzuerkennen.

Doch war damit noch nichts definitives geschehen, da die Prärogative des Senats keineswegs über alle Zweifel erhaben und das Reich in einer allgemeinen Gärung war. Daß man den Ansprüchen des Vindex, die vielleicht die bestberechtigten von allen waren, hätte Rechnung tragen sollen, ließ sich nicht erwarten, da sie dem Prinzip der alleinherrschenden Militärgewalt zuwiderliefen. Wenn Vindex an der Spitze der Provinzialen eine selbständige Haltung annahm und den nächsten Oberbefehlshaber, Galba, aufforderte, mit

ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, so ist es verständlich, wenn Galba, der nicht einmal von seinem eigenen Kriegsheer erhoben sein wollte, diese Forderung von sich wies. Vindex erlag der Übermacht der römischen Truppen. Von den obergermanischen Legionen, die unter Verginius Rufus gegen ihn anrückten, niedergeworfen, hat er sich in der Verzweiflung selbst getötet. Wohl hielten sich nun diese selbst für berechtigt, ihren Anführer Verginius Rufus zum Imperator auszurufen; aber dieser lehnte das ab, ohne Zweifel aus Rücksicht auf den Senat — wie er in seiner Grabschrift angedeutet hat —, der sich bereits für Galba entschieden hatte.

Servius Sulpicius Galba gehörte — ähnlich wie das Oberhaupt der letzten Verschwörung gegen Nero, Calpurnius Piso — einer jener vornehmen Familien an, die sich, obwohl von echt republikanischer Vergangenheit, doch dem augusteischen Hause angeschlossen hatten. Sein Ältervater hatte sich an der Verschwörung gegen Cäsar beteiligt und war in den Stürmen, die darauf folgten, umgekommen. Den Enkel desselben finden wir jedoch wieder im Einverständnis mit dem cäsarischen Hause, so daß er zur Würde des Konsulats gelangte. Er vermählte sich mit einer Urenkelin des Zerstörers von Korinth, Mummius, die die Mutter des Servius Sulpicius Galba wurde.

Das meiste verdankte dieser wohl der zweiten Gemahlin des Vaters, Livia Ocellina, deren Ehrgeiz dadurch befriedigt worden war, daß sie sich in dies vornehme Geschlecht verheiratete, und die ihn adoptierte. Sie stand mit Livia, der Gemahlin des Augustus, in freundschaftlicher Verbindung; sie hinterließ ihm ihre Reichtümer, Livia selbst hat ihn in ihrem Testament reich bedacht. Auch bei Tiberius blieb er in Ansehen. Er gehörte zu den Freunden des Claudius; es gab einen Moment, wo er selbst durch Verbindung mit der jüngeren Agrippina in die kaiserliche Familie kommen zu können schien. Er verschmähte jedoch die Hand der Agrippina und konnte dann als der geborene Gegner der Kombination betrachtet werden, die sich unter ihrem Einfluß vollzog. Als diese zusammenbrach, wurde Galba als der geeignetste Mann betrachtet, um die erledigte höchste Stelle einzunehmen. Nicht eine bloß legislative Institution jedoch war das Kaisertum; das Geschlecht der Cäsaren und Claudier hatte Sympathien, die sich nicht so ohne weiteres auf neue Herrscher übertragen ließen. In Rom selbst regte sich ein gewisser Widerstand gegen Galba.

Der Präfectus Prätorio, Nymphidius Sabinus, mißvergnügt darüber, daß Galbas nächste Freunde nicht eben seine waren, hat einen Versuch gemacht, ihn durch Hülfe der Prätorianer, denen er sagte, daß er selbst ein Sohn des Cajus Cäsar sei, zu verdrängen. Aber der Versuch des Nymphidius scheiterte an dem Widerstand der Prätorianer selbst; im Auflauf wurde er getötet.

So erschien Galba in Rom. Er ließ wohl vernehmen, er wäre nicht abgeneigt, die Republik wiederherzustellen; aber die Weltherrschaft erfordere nun einmal eine einheitliche Leitung. Es war, als wenn ein Cato — wie

denn der Urgroßvater Galbas ein Bundesgenosse Catos gewesen war — den Thron der Cäsaren bestiegen hätte: ein Mann, dem die alten Gesetze heilig waren, streng in seinen Sitten und sparsam. Die Anhänger und Werkzeuge Neros fanden keine Gnade bei ihm. Schon vor seinem Einzug in Rom warf er eine Truppe von der Seemannschaft, welche die Bestätigung der ihnen von Nero verliehenen Privilegien mit Ungestüm forderte, durch seine Reiterei gewaltsam nieder.

In Rom trug er vor allem Sorge, das Gemeinwesen der Delatoren zu entledigen, die in den letzten Jahren sich als besonders verderbliche Helfershelfer der Gewaltsamkeiten erwiesen hatten. Ohne Säumen rief er die Verbannten zurück und vernichtete alle Schenkungen an Geld oder Land, durch welche Nero das Reich geschädigt hatte. Die Sklaven waren unter Nero ihren Herren durch freiwillige oder provozierte Angebereien gefährlich geworden; Galba stellte die unbedingte Herrschaft der Herren über die Sklaven wieder her. Auf diesem Eigentumsrecht aber beruhte die damalige Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft; Nero hatte sie erschüttert, Galba befestigte sie wieder. Das geschah nicht gerade von dem einen aus Vorliebe für die individuelle Freiheit, von dem anderen aus Haß gegen dieselbe; sondern was der eine gethan, weil es sein Vorteil war, das widerrief der andere eben deshalb, weil es ein Moment der früheren Regierung gebildet hatte. Von dem augusteischen Hause wollte sich Galba keineswegs absondern; er nahm an den sakralen Einrichtungen zum Andenken des Augustus Anteil und ließ die Gebeine der von Nero gemordeten Mitglieder dieser Familie in das Grabdenkmal des Augustus bringen. Dem Senat, durch dessen Ausspruch er Imperator geworden war, widmete er volle Anerkennung. Und so viel erreichte er in der That, daß ihm alles gehorchte, ein allgemeiner Vorteil schien es zu sein, daß man von dem Anspruch der Divinität zu einer Verwaltung, die sich auf die alten Gesetze stützte, überging.

Einen Widerspruch gab es jedoch, der noch nicht überwunden war; er entsprang aus der Eifersucht der Legionen untereinander. Darin waren sie einig, daß das Imperium auf der bewaffneten Macht beruhen müsse. Aber es war doch nur Ein militärischer Körper gewesen, der an der Erhebung Galbas teilgenommen hatte. Den Vorzug, den dieser dadurch erlangte, wollten ihm die anderen nicht zugestehen.

Besonders war das bei den Legionen der Fall, die in zwei verschiedenen Lagern zur Verteidigung der Rheingrenzen aufgestellt waren. Sie hatten die Bewegung des Vindex, der ja einen Teil der Gallier für sich hatte, niedergeschlagen und waren, wie schon berührt, nur durch die Weigerung des Verginius Rufus abgehalten worden, diesen selbst auf den Thron zu erheben, und hatten nun, wiewohl nicht ohne Murren, Galba anerkannt. Aber die Abberufung des Verginius Rufus, die Bestellung eines neuen Oberbefehlshabers, auch die Härte, mit welcher Galba die gallischen Populationen, die gegen Vindex zusammengestanden, behandelte, brachten eine Aufregung her-

vor, welche beim Jahreswechsel zum Ausbruch kam. Als die Eidesleistung für Galba wiederholt werden sollte, weigerten sich zuerst die oberrheinischen Legionen, an deren Spitze als ihr Legat Alienus Cäcina stand, ein persönlicher Gegner Galbas, von dem er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder in Anspruch genommen worden war. Unter den niederrheinischen war es der Legat der Legionen, Fabius Valens, der dafür hielt, daß seine Dienste von Galba nicht gehörig gewürdigt und belohnt worden seien. Die oberrheinischen Legionen, die die Eidesleistung verweigert hatten, verhehlten sich nicht, daß sie bei diesem Schritt nicht stehen bleiben dürften. Denn wiewohl sie Senat und Volk als ihre Oberen anerkannt hatten, so leuchtete doch ein, daß ihr Beginnen der Prärogative des Senats selbst, durch welchen Galba zur höchsten Würde gelangt war, entgegenlief.

Und schon waren sie aufmerksam gemacht worden, daß der den Legionen am Niederrhein von Galba selbst vorgesetzte Oberbefehlshaber Aulus Vitellius, der Sohn jenes Censors Vitellius, der einst an den Schritten, welche schließlich zur Erhebung Neros führten, den größten Anteil genommen hatte, wohl dahin zu bringen sein werde, sich an ihre Spitze zu stellen. Vitellius hielt sich in Colonia Agrippina auf und war eben bei Tafel, als ihm die Nachricht von dem, was am Oberrhein geschehen sei, gebracht wurde. Er meinte, nur die Wahl zu haben, ob er die oberrheinische Bewegung mit Gewalt dämpfen oder sich von beiden Heeresabteilungen zum Imperator ausrufen lassen solle. In diesem Augenblick langten niederrheinische Truppen an, die ihn auf Antrieb des Valens zum Imperator ausriefen. Es war nicht eigentlich der Ehrgeiz des Vitellius, von dem die Bewegung ausging; aber er machte doch keinen Versuch, sich ihr zu widersetzen. Er nahm die Würde an, die ihm die beiden Truppenkörper boten, was ihm sofort eine große Stellung in der Welt verschaffte.

Als die Nachricht von dieser Empörung nach Rom kam, täuschte sich niemand darüber, daß sie nicht ohne Krieg werde unterdrückt werden können. Aber zu diesem Zweck mußte eine vorläufige Schwierigkeit beseitigt werden.

Galba war alt und kinderlos, und was schon unter den Cäsaren geschehen, daß der regierende Fürst seinen Nachfolger bestimmte, erschien bei dem Ausbruch dieser Verwickelung notwendig. Mochte Galba selbst gegen die Germanen ins Feld ziehen oder auch nicht, so mußte er sich einen Nachfolger ernennen, um bei dem Schwanken aller Dinge die Zukunft einigermaßen zu sichern.

Eine solche Ernennung war nun aber wieder ein großer Akt der höchsten Gewalt, der bisher noch immer in Übereinstimmung mit den Prätorianern vollzogen worden war. Mit denen aber war Galba durch seine Haltung überhaupt zerfallen. Er hatte ihnen die Geschenke versagt, die sie sowohl von Claudius als von Nero bei ihrem Regierungsantritt erlangt hatten; denn Verhältnisse dieser Art waren es eben, denen der neue Imperator ein

Ende machen wollte. Er hat wohl gesagt, er kaufe seine Soldaten nicht, sondern er befehle ihnen.

Nun gab es aber in der Umgebung Galbas selbst einen Mann, der mit den Prätorianern und den übrigen Truppen in der Hauptstadt in Verbindung stand und persönlich kein Mittel versäumte, ihre Zuneigung zu erwerben: Marcus Salvius Otho. Früher in einer sehr zweideutigen Beziehung intimen Vertrauens zu Nero, dann mit der Verwaltung einer Provinz betraut, war er doch mit denen in bestem Verständnis geblieben, welche noch von Neros Zeit her Ansehen in dem Prätorium besaßen. Otho hielt sich nun, und vielleicht nicht mit Unrecht, für den geeignetsten Mann, zum Kampfe mit Vitellius bestimmt und zu diesem Zweck von Galba adoptiert zu werden. Aber Galba wäre den Ideen, in denen er lebte, untreu geworden, wenn er einen Menschen von so zweifelhaftem Rufe zu seinem Nachfolger bestimmt hätte. Er zog ihm einen jungen Mann von untadelhafter Gesinnung, der dem Hause der Pisonen, zwar nicht durch Geburt, aber durch Adoption angehörte, vor. In dieser Wahl sah nun Otho, der überhaupt in der Umgebung Galbas mehr Feinde als Freunde hatte, eine Gefährdung für sich selbst. Der Gedanke erwachte in ihm, sich nach dem Vorgang der germanischen Legionen von den Prätorianern zum Imperator ausrufen zu lassen, — wenn nämlich diese Absicht wirklich in ihm entstanden und ihm nicht von seinen Anhängern in dem Prätorium, welche weder von Galba noch von Piso hören wollten, eingegeben worden ist. Die Sache nahm einen ebenso raschen als schrecklichen Verlauf.

Otho, der noch eben an dem Morgenopfer Galbas teilgenommen, ließ sich, da der Haruspex nach dem Befund des Opfertieres dem Imperator Unglück geweissagt hatte, wahrscheinlich auch dadurch in seinem Vorhaben bestärkt, von einer kleinen dienstbereiten Schar von Prätorianern in das Lager derselben tragen, wo es zwar eine Gegenpartei gab, die aber jetzt nichts mehr vermochte; Otho wurde hier zum Imperator ausgerufen. Er hat den Prätorianern Versprechungen von weitester Ausdehnung gemacht.

Galba ging von dem Morgenopfer nach dem Kapitol, um auch dort zu opfern, als man ihm Nachricht von der Erhebung Othos brachte. Anfangs meinte man, sie sei mißlungen. Vor dem Imperator selbst erschien ein Bewaffneter, welcher behauptete, Otho getötet zu haben. „Mann", sagte Galba, „wer befahl Dir das?" In diesem Augenblick aber wurde er bereits von dem Aufruhr, der keineswegs unterdrückt worden war, erreicht und in seiner Sänfte übermannt. Wie man erzählt, hat er den Mördern zuletzt seine Kehle mit den Worten dargeboten: man möge sie ihm durchschneiden, wenn es so für das Gemeinwesen gut wäre. Auch Piso wurde in dem Heiligtum der Vesta, wo ihn weder sein Versteck noch die Religion schützte, umgebracht.

In einem momentanen militärischen Tumult ward Otho Herr und Meister der Hauptstadt. Die Senatoren, von Angst für sich selbst ergriffen, zumal da sie sich vielfach gegen Otho ausgesprochen hatten, verstanden sich

dazu, ihm die tribunicische Gewalt und den kaiserlichen Titel zu votieren. Er selbst fand es nicht ratsam, die Verbannungen oder auch die Vergabungen zu erneuern, welche Galba abgestellt hatte; er versäumte nichts, um die Gunst der Menge zu erlangen. Für ihn selbst und, wie die Dinge jetzt standen, für Volk und Senat kam alles darauf an, den Bewegungen der germanischen Legionen entgegenzutreten. Versuche, eine Verständigung anzubahnen, führten nur zu gegenseitigen Schmähreden. Der offene Kampf mußte zwischen Otho und Vitellius entscheiden. Zwei Imperatoren traten dergestalt einander gegenüber, beide Genußmenschen, wie die damalige Gesellschaft sie hervorbrachte, von einem verwegenen Ehrgeiz erfüllt, die aber beide zugleich einem fremdartigen Interesse dienten: der eine dem der Prätorianer, das in Rom wieder die Oberhand gewonnen hatte, so daß sich Senat und Volk ihm fügten; der andere dem der Legionen, welche das Recht in Anspruch nahmen, einen Imperator aufzustellen — mochte der römische Senat dazu sagen, was er wollte.

Ohne sich lange zu bedenken, rückten die rheinischen Legionen gegen Italien vor, um sich der Hauptstadt zu versichern. Die oberrheinischen Truppen überstiegen unter Führung Cäcinas die penninischen, die niederrheinischen, die sich Galliens versichert hatten, unter Valens die cottischen Alpen. Sie beherrschten den Westen des Reiches. Dagegen waren die östlichen Provinzen in diesem Augenblick mehr für Otho, als gegen ihn, und Italien stand entschieden auf seiner Seite: denn trotz der Gewaltsamkeit, mit der er zur höchsten Stelle gelangt war, repräsentierte er doch die Herrschaft Roms über den Erdkreis. Die germanischen Legionen setzten sich ihm mit derselben Einseitigkeit entgegen, mit der sie von Galba abgefallen waren. Ihre Stärke lag in dem Impuls ihres Vordringens. Zwar konnte ihnen Otho mit einer stattlichen Macht entgegenziehen, und bei dem ersten Zusammentreffen beider Heere in der Nähe jener Kolonien, durch welche Oberitalien den Römern unterworfen worden war, behaupteten sich seine Truppen in der einen, Placentia, während die andere, Cremona, von Cäcina eingenommen wurde. In den Scharmützeln, die dann folgten, hatten die Othonianer sogar bisweilen die Oberhand. Aber als es auf der Landstraße, die von Brixellum nach Cremona führt, bei Bedriacum zum Kampfe kam, überwog die Kriegsübung der germanischen Legionen. Die Othonianer erlitten eine vollständige Niederlage.

Fast noch mehr, als die verlorene Feldschlacht, fiel die unerwartete Folge, die sie nach sich zog, ins Gewicht. Otho gab seine Sache verloren und tötete sich selbst, nicht ohne Großheit; man ist in Erstaunen, wenn man die Berichte der Schriftsteller über sein früheres Verhalten und sein damaliges miteinander vergleicht. In den ersten erscheint er höchst verwerflich, in den anderen bewunderungswürdig. Will man ihn verstehen, so muß man sich erinnern, daß er von Anfang an hauptsächlich durch superstitiöse Auslegung vorgekommener Wunderzeichen, fast widerstrebend, zu seinem Unternehmen

fortgerissen worden ist. Entgegengesetzte Wunderzeichen riefen in ihm die Besorgnis hervor, daß er Unrecht gethan und sich in eine Sache eingelassen habe, die er nicht durchführen werde. Innerlich teilte er den Abscheu der damaligen Generation gegen eine Erneuerung der Bürgerkriege; man bemerkte, daß er erzitterte, wenn Brutus und Cassius genannt wurden. In dem Ausgang der Schlacht nun sah er ein Zeichen, daß die Götter gegen ihn seien. Für die Sache, die er nicht ohne Leichtsinn unternommen hatte, wollte er sich doch den Eventualitäten eines langen Kampfes und einem schimpflichen Tode nicht aussetzen. Die Vorstellungen von den Hülfsquellen, die er noch besitze: Italien, den illyrischen Provinzen, den Legionen im Orient, machten ihm keinen Eindruck mehr. Er wußte seine Umgebung von sich zu entfernen und fiel dann in sein Schwert. Der Tod Othos bildet eins der wesentlichsten Momente im Gange der Ereignisse.

Erst nach erfochtenem Sieg erschien Vitellius, der bereits allenthalben als der neue Fürst fast mit königlichen Ehren empfangen wurde und den Genuß des Sieges in sich schlürfte. Auf dem Leichenfelde von Bedriacum soll er gesagt haben: kein Geruch sei so angenehm, wie der des erschlagenen Feindes. Das Wort ist vielleicht erfunden; gewiß ist, daß Vitellius nicht das mindeste Mitgefühl über den Tod so vieler seiner Mitbürger an den Tag legte; er nahm die unabwendbaren Folgen eines Bürgerkrieges, vor denen Otho erschrak, unbedenklich an. Verwandte Galbas, welche ihm gefährlich schienen, ließ er umbringen; Otho hatte sie nur verbannt. Die prätorischen Kohorten wurden aufgelöst und lieferten ihre Waffen ab. Die Senatoren dagegen, die dem Otho in großer Zahl ins Feld gefolgt und damals in Bononia versammelt waren, erhielten, als sie das Schlimmste erwarteten, eine gnädige Botschaft von Vitellius, der zwar den Titel eines Augustus noch verschmähte, aber sich die wesentlichen Zeichen der Autorität votieren ließ. Seine Mutter hat er dann doch als Augusta begrüßt. Sowie er und sein Heer sich sicher glaubten, überließen sie sich jeder Ausschweifung und Gewaltsamkeit.

Sollte nun aber eine solche durch Empörung einiger Legionen, eine blutige Schlacht und Eroberung errungene höchste Gewalt Bestand haben? Dazu hätte vor allem gehört, daß die übrigen Legionen den beiden Truppenkörpern, die den Sieg erfochten hatten, accediert wären. Von vornherein aber war das nicht zu erwarten. Der Anspruch, den die Legionen von Ober- und Untergermanien unter dem Einfluß des Cäcina und Valens kundgegeben hatten, lebte auch in den übrigen. Von Vitellius lag es am Tage, daß er nur ein Werkzeug in den Händen derer war, die er anführte. Die illyrisch-mösischen Legionen hatten den Sieg von Bedriacum eigentlich nicht als eine Niederlage ihrer Partei anerkannt; sie zerrissen die Fahnen des Vitellius, die man ihnen entgegentrug, und verharrten in einer fortwährend widerspenstigen Haltung. Aber die Hauptanregung ging doch von einer anderen Seite aus.

Die Anstrengungen, die der jüdische Krieg nötig gemacht, die glücklichen und ruhmreichen Handlungen, zu denen er führte, hatten in den orientalischen

Legionen ein verdoppeltes Selbstgefühl erweckt. Es waren ihrer neun, die in Ägypten, Judäa und Syrien standen, unter drei Oberhäuptern, die im Kriege gegen Judäa zusammengewirkt hatten: dem Präfekten von Ägypten, Alexander, dem Konsularlegaten von Syrien, Licinius Mucianus, und dem eigentlichen Kriegsanführer in Judäa, Titus Flavius Vespasianus. Der vornehmste von Geburt und zugleich in diesen Angelegenheiten, so weit man sehen kann, der wirksamste war Mucianus. Seine Herkunft, sein Reichtum, der Umfang seiner Provinz, die er auch dadurch beherrschte, daß er sich den griechischen Sitten anschloß, wie er denn einmal im Theater von Antiochia Staatsangelegenheiten vorgebracht hat, verschafften ihm das höchste Ansehen. Man kann nicht daran zweifeln, daß er sich ursprünglich auf der Seite Othos hielt; unter den Verbündeten desselben werden die syrischen Legionen ausdrücklich genannt. Von Vespasian ist dies nicht so gewiß. Er war von geringer Herkunft und eben deshalb von Nero nach Judäa geschickt worden, weil man von ihm nichts zu fürchten habe, aber auch mit Galba in gutem Vernehmen geblieben. Um sich Instruktionen für die Fortsetzung des Krieges einzuholen, machte sich der ältere Sohn Vespasians, Titus, in Person auf die Reise. Man schreibt ihm die Absicht zu, selbst von Galba adoptiert zu werden, was wegen seiner Tapferkeit, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit sehr möglich schien. Aber schon in Korinth vernahm er von der Katastrophe Galbas und eilte zu seinem Vater zurück. Mit Otho brachen sie darum nicht. Der zweite Herodes Agrippa, der sich dem Vespasian in Judäa angeschlossen und Titus auf seinem Wege begleitet hatte, begab sich nach Rom und hat dann ein gutes Vernehmen aufrecht erhalten. Denn mit den Prätorianern konnte man sich verständigen, nicht aber mit den Legionen, die ein gleiches, das heißt in diesem Falle das entgegengesetzte Interesse durchführten. Man meinte sogar, Vitellius denke, die germanischen Legionen selbst nach Syrien zu verpflanzen. Wahrscheinlich doch von allem Anfang an ist es Mucianus gewesen, der sich Absichten dieser Art aus seinem eigenen Interesse, dem der Legionen und des mit demselben verwachsenen Landes entgegenstellte. Vespasian las zwar in seinem Lager den an Vitellius zu leistenden Eid vor, aber er leistete denselben nicht, ebensowenig die Kriegsvölker. Zwischen den drei Provinzialoberhäuptern kam es unter Vermittelung des Titus zu einem Verständnis. Nicht Vitellius, sondern Vespasian selbst wurde in Alexandria und Antiochia zum Imperator ausgerufen. Vespasian hielt sich in Cäsarea auf; eines Tages, als er aus seinem Schlafgemach heraustrat, begrüßten ihn seine Leute als Imperator.

Es war die ganze östliche Reichshälfte, die sich nun gegen Vitellius in Bewegung setzte. Die Heerführer sorgten dafür, daß sie an den Grenzen keine Feindseligkeiten zu erwarten hatten. Mucian, der über eine ansehnliche Flotte gebot, gewann dadurch eine den Westen des Reiches zugleich zur See und zu Lande bedrohende Stellung. Vor allem konnte er auf die mösischen Legionen zählen, von welchen eine, die dritte, unter ihm gedient hatte. Von

denen wurden dann die pannonischen und von diesen die illyrisch-dalmatinischen Truppen in dem gleichen Sinne angeregt. Auch in Spanien, Britannien, selbst in Gallien unterhielten sie Einverständnisse mit den Kriegsvölkern. Es hatte das Ansehen, als ob die gegen die Feinde aufgestellten Legionen von allen Grenzen her die Richtung gegen Italien, dem sie doch ursprünglich angehörten, nehmen würden, um die unrechtmäßige Gewalt, deren sich die germanischen bemächtigt hatten, und die Autorität des von denselben aufgestellten Imperators zu vernichten.

Doch waren die Absichten weder Vespasians noch Mucians auf eine Erneuerung des Bürgerkrieges gerichtet; sie hofften auch ohne eine solche zum Ziele gelangen zu können. Vespasian meinte, der Abfall der reichsten Provinzen und besonders Ägyptens, wovon die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln abhänge, werde die Folge haben, daß die germanischen Legionen den übrigen ebenfalls beiträten. So glaubten die orientalischen Heerführer, zumal da die Strömung der öffentlichen Meinung gegen Vitellius ging, einen unblutigen Sieg erringen zu können. Als die mösisch-pannonischen Truppen gegen Aquileja herangezogen waren, forderte Mucian sie auf, bis auf weiteres innezuhalten.

Aber fast niemals ist es möglich, einem einmal entbrannten Kampfe, in welchem Blut geflossen ist, durch friedliche Verhandlungen ein Ende zu machen. Die illyrisch-pannonischen Legionen waren, wenngleich nur in geringer Zahl, in dem ersten Kampfe am Po mitbeteiligt gewesen; sie brannten vor Begier, die Scharte auszuwetzen, die ihnen beigebracht worden war. An ihrer Spitze stand Antonius Primus, wohl der erste unter den Provinzialen — er stammte aus der Kolonie Tolosa in Gallien —, die in die Geschicke von Rom entscheidend eingegriffen haben. Er verstand es, die illyrischen Legionen nach und nach um seine Fahnen zu scharen und so mit sich vorwärts zu führen. Auf dem Wege durch die Sitze der Veneter, ließ er überall die umgestürzten Bildnisse Galbas wiederherstellen: denn an dessen Andenken vor allem schloß er sich an. Es gelang ihm in Verona, wo die verschiedenen Truppenteile sich versammelten, die Irrungen, die sich noch unter denselben regten und nicht selten zu aufrührerischen Tumulten führten, niederzuschlagen, so daß seine Autorität die allgemeine wurde. Die Sarmaten, mit denen diese Truppen an der Donau zu kämpfen hatten, waren pacifiziert; von den Germanen hatten sich zwei suevische Könige, Sido und Italicus, ihm angeschlossen: sie mögen zu denen gehört haben, welche bei der Auflösung des Marbodschen Reiches selbständig wurden. Dieser Andrang von den Alpen her hatte unmittelbar den Abfall der Flotte von Ravenna zur Folge; denn die Seemannschaften gehörten den dalmatinischen und pannonischen Truppen an. Da wäre es nun wohl zu erklären, wenn in den germanischen Legionen, die an der postumischen Straße bei Hostilia Stellung genommen, eine unsichere Haltung eingetreten wäre. Wenigstens wurde der erste Führer ihrer autonomen Bewegung, Cäcina, von dem man behauptet, er habe schon

früher ein Verständnis mit den Gegnern angeknüpft, nunmehr bewogen, ein solches einem vertrauteren Kreise von höheren und niederen Offizieren anzuraten und sie zur Anerkennung Vespasians aufzufordern, die dann erfolgte. Aber es war nur ein kleiner Teil der Truppen, der sich hiezu fortreißen ließ; in der Mehrzahl erwachte die Erinnerung an den früher über denselben Feind erkämpften Sieg und ihre Waffenehre. Cäcina selbst wurde von ihnen in Ketten gelegt; unter anderen, neugewählten Führern zogen sie nach dem befestigten Cremona zurück, von wo ihr Glück ausgegangen war.

Mit um so größerer Heftigkeit drangen nun die illyrischen Legionen des Antonius von Verona nach Bedriacum vor, und da kam es dann zu einem nochmaligen Kampf, der mit der größten Erbitterung geführt wurde. Zum erstenmal seit den Bürgerkriegen schlugen die römischen Legionen ernstlich mit einander. Den Kriegseifer und das Selbstgefühl, welches an den Grenzen im Kampfe gegen die Anwohner derselben erworben und genährt worden war, wandten die entzweiten römischen Heere nun selbst gegen einander. Der Erfolg war eine Zeit lang sehr zweifelhaft. Antonius Primus hat bei dem ersten Zusammentreffen einen Fahnenträger, der zurückwich, getötet, die Fahne ergriffen und sie gegen die Feinde gewendet. Als diese zurückgeworfen waren, hielt er seine Truppen nur mit Mühe davon ab, sogleich gegen das wohlbefestigte Cremona heranzustürmen, und zwar sehr zur rechten Stunde: denn eben damals wurde die Besatzung dieses Platzes durch den Zuzug anderer Scharen verstärkt, und diese schickten sich unverweilt an, die illyrischen Legionen selbst anzugreifen. Es war das Verdienst des Antonius, daß er seine Leute auf und an der Heerstraße sammelte und in einer solchen Ordnung aufstellte, daß sie dem Gegner Widerstand leisten konnten. Man kämpfte die ganze Nacht, man schlug bei Mondenschein; als die Sonne über dem Leichenfelde emporstieg, hat die mösisch-syrische Legion dieselbe in orientalischer Weise angebetet. Aber die Führung des Antonius war bei weitem die bessere; er wußte die vitellianische Schlachtordnung, als sie zu schwanken anfing, zu durchbrechen und zu zersprengen. In diesem Kampfe ist es zu dem entsetzlichen Ereignis gekommen, daß ein Soldat seinen Vater, der bei den Vitellianern stand, erschlagen und erst in dem Augenblick, als keine Rettung mehr war, erkannt hat. Er flehte seine Kameraden an, ihn deswegen nicht als Vatermörder zu verdammmen; denn in der Feldschlacht sei der Soldat, der nur dem Befehl gehorche, nicht dafür verantwortlich, was durch ihn geschehe.

Bei Tacitus, der hier aus den Berichten von Zeitgenossen und Teilnehmern am Kampfe, wie Vipsanius Messala, schöpft, muß man lesen, wie dann das Lager der feindlichen Truppen erstürmt, Cremona eingenommen und verbrannt worden ist. Antonius Primus ward eines Anteils an den Greueln bezichtigt, die dabei vorgefallen sind; doch hat er Cäcina gerettet und zu Vespasian bringen lassen. Was von den Geschlagenen noch am Leben war, wurde nach Illyrien geschickt. Die Vitellianer waren damit noch nicht vernichtet. Aber

auch in dem Lager von Carsulä, wo sie wohl hätten widerstehen können, wurden sie doch von dem Gefühl, daß ihre Sache eine verlorene sei, ergriffen und hielten nicht länger stand. Die Flotte von Misenum, Campanien, die samnitischen Völkerschaften fielen nacheinander von Vitellius ab: das Imperium war auf die Hauptstadt eingeschränkt.

Hier hatte Vitellius, kein böser Mensch, wie er war, noch eine Partei für sich; das in den Tribus versammelte Volk versprach, ihm zur Seite zu stehen; Ritter und Senatoren wohnten der Versammlung bei. Aber auch eine Gegenpartei gab es, an deren Spitze der Präfectus Urbi, Flavius Sabinus, der ältere Bruder Vespasians, stand, um welchen sich allmählich alles sammelte, was wahrhaft Ansehen und Macht besaß. Vitellius, der die Gewalt angenommen hatte, weil man sie ihm darbot, wurde, als er die Überlegenheit seiner Feinde wahrnahm, dazu vermocht, bei einer Zusammenkunft mit Sabinus sich für zufriedengestellt zu erklären, wenn ihm in Italien ein ehrenvoller Wohnsitz zugesichert würde; in den allgemeinen Abfall von seiner Sache stimmte er gewissermaßen ein — er selbst gab sich auf. Er verließ in der That die kaiserliche Wohnung, um fortan als Privatmann zu leben. Dem aber setzte sich der Überrest der germanischen Legionen entgegen; sie wollten die Abdankung des Mannes, den sie zum Imperator gemacht hatten, nicht zugeben: und Vitellius, eine Natur, die immer von dem im Moment stärkeren Zuge der Dinge fortgerissen wurde, trat wieder als Imperator auf. Hierüber kam es nun in Rom selbst zu offenem Kampf; der Präfectus Urbi besetzte mit seinen Anhängern das Kapitol, die Gegner griffen ihn daselbst an. In diesem Kampf ist das Kapitol in Flammen aufgegangen; Flavius Sabinus geriet in die Hände der Vitellianer, er wurde ermordet und seine Leiche in die Gemonien geschleppt.

Noch hatten die siegreichen Legionen gezögert, nach Rom vorzudringen, weil sie auf die getroffene Abkunft trauten; allein dies Ereignis veranlaßte sie zur Erneuerung der Feindseligkeit mit offener Waffe. Die Vitellianer konnten den eindringenden Gegnern keinen Widerstand leisten; das Volk sah jetzt, als es so weit gekommen war, dem inneren Kampfe wie einem Schauspiel zu. Nur in dem Prätorium wurde ein ernstlicher Widerstand geleistet. Die alten Prätorianer, die bei den bisherigen Ereignissen sehr thätig gewesen und den Kern der flavianischen Truppen gebildet hatten, konnten sich ihres von den Gegnern eingenommenen Sitzes nicht ohne den blutigsten Kampf bemächtigen. Endlich aber geschah es, und soweit griff der Abfall um sich, daß ein Soldat, der den vitellianischen Legionen angehörte, der erste war, der seine Hand gegen Vitellius erhob, der in einem Versteck aufgefunden und herbeigeschleppt wurde. Nicht ohne Würde sagte Vitellius: „Ich war doch dein Imperator." Vitellius wurde nach den Gemonien geschleppt und dann ermordet.

So endigte dies Regiment, dessen Kern in dem Anspruch der Legionen des oberen und unteren Germaniens lag, dem Reiche eigenmächtig einen

Imperator zu geben. Der Versuch war einen Moment gelungen, aber er hatte eine Gegenwirkung in dem gesamten Reiche hervorgerufen. So war es nun einmal, daß die öffentliche Macht auf den Legionen beruhte, die, in verschiedenen Truppenkörpern vereinigt und immer im Kampfe an den Grenzen beschäftigt, ein besonderes Selbstgefühl in sich trugen und entfernt davon waren, dem einen oder dem anderen einen Vorzug gestatten zu wollen. Nur aus der Übereinstimmung aller konnte ein neuer Imperator hervorgehen. Ein solcher aber war nun Titus Flavius Vespasianus, dem der allgemeine Abfall von Vitellius zu statten kam; denn eigentlich unter seinem Namen war derselbe vollzogen worden.

Von der bewaffneten Macht dazu berufen, die Stelle der Cäsaren einzunehmen, befand sich Vespasian gleichwohl in einer ganz anderen Lage, als diese. Denn von den Cäsaren war die Gründung ausgegangen; die Verpflichtung der Legionen gegen das augusteische Haus bildete die Grundlage der gesamten Verfassung. Wenn nach dem Abgange Neros sich unter diesen ein Streit erhoben hatte, wer an dessen Stelle treten sollte, so war die Frage durch einen langen und blutigen Waffengang zwischen ihnen selbst entschieden, die Eigenmacht der rheinischen Legionen gebrochen, Vespasian durch Übereinstimmung aller zur ersten Stelle berufen worden. Aber die Bedeutung der alten Bürgerkriege hatte dieser Kampf doch nicht: es war ein großes Ereignis, daß das Imperium aufrecht erhalten wurde; allein mit der Gründung desselben ließ es sich nicht vergleichen. Vespasian war nichts als ein durch die Macht der Legionen emporgekommener Heerführer.

Demgemäß gestaltete sich auch das Verhältnis des Vespasian zum Senat in eigentümlicher, bisher noch nicht vorgekommener Weise.

Die Cäsaren hatten den Senat neu gestaltet und beherrscht. Wenn dann Galba das Imperium nicht eher antrat, als bis der Senat ihn dazu erwählt und proklamiert hatte, so wiederholten sich diese Beziehungen bei Vespasian nicht, insofern er unter den letzten Kämpfen bereits allenthalben zum Imperator erklärt worden war. Doch hatte der Senat unter all den Bedrängnissen, die er erfuhr, die einmal ergriffene Autorität nicht gänzlich wieder verloren: sie galt in den allgemeinen Schwankungen immer als maßgebend; er bildete den festen Kern des Gemeinwesens; an seine Aussprüche knüpfte sich der Begriff der Legalität. Zur Herstellung eines gesicherten Zustandes war nichts notwendiger, als daß die Stellung Vespasians zu dem Senat geordnet würde.

Der Senat war sehr bereit, ihn als Imperator anzuerkennen. Wie das aber geschehen solle, wurde Gegenstand einer Deliberation von großer Tragweite.

Auch Vespasian hatte eine Gegenpartei; sie bestand in der republikanischen Schule, welche durch die letzten Ereignisse eher wiederbelebt als gedämpft worden war; mit den Erinnerungen an die berühmten Namen der Bürgerkriege verband sich, wie wir wissen, in ihr eine ausgebildete philosophische

Doktrin, die der Stoa, die sich mit römischer Denkungsart verschmolzen hatte. Unter den bedeutendsten Männern des Staates, in dem Senat selbst hatte sie ihre Anhänger. Gleich in den ersten Tagen der neuen Regierung kam es in dem Senat zu einer Debatte, in welcher die verschiedenen Richtungen einander begegneten. Man beriet sich über die an Vespasian abzuordnende Gesandtschaft. Die Frage wurde erhoben, ob die Mitglieder derselben in aller Form erwählt oder nur durch den Ausfall des Loses bestimmt werden sollten. Die Philosophen nun forderten die Wahl. Sie meinten, bei der allgemeinen Stimmung, welche die letzten Handlungen Neros erweckt hatten, an denen manche, die in dem Senat saßen, nicht ohne Mitschuld gewesen waren, werde die an den Imperator abzuordnende Gesandtschaft, wenn es zu einer Wahl käme, auf die dieser Richtung entgegengesetzten Mitglieder fallen. Vespasian hatte mit den namhaftesten von denen, welche unter Nero eben ihrer Meinungen wegen hingerichtet wurden, wie Thrasea Pätus und Soranus, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden: man glaubte, wenn ihn der Senat durch Männer dieser Gesinnung begrüßen lasse, so werde das den besten Eindruck auf ihn machen; denn der Senat würde dann selbst als Vertreter dieser Gesinnungen auftreten. Dem aber setzten sich nun alle die, welche auf eine oder die andere Weise bei den früheren Regierungsakten mitgewirkt hatten, entgegen; sie vermeinten: von der Gesandtschaft ausgeschlossen zu werden, würde einer Anklage gegen sie selbst gleichkommen; eine republikanisch gefärbte Mission würde derselben einen einseitigen und den in der Mehrzahl der Senatoren herrschenden Ansichten widersprechenden Charakter verleihen. So ließ sich besonders Eprius Marcellus vernehmen, der bei jenen Hinrichtungen beteiligt gewesen war, aber darüber nicht zur Rechenschaft gezogen werden zu können glaubte, da ja die Beschlüsse von dem Senat ausgegangen seien. Die andere Meinung verteidigte Helvidius Priscus, Schwiegersohn des Thrasea und wie dieser von republikanischer Gesinnung und ein Anhänger der Stoa. Es ist bezeichnend, wenn ihm Marcellus zurief: er möge Brutus und Cassius in seinem Leben nachahmen, aber der Senat bestehe nicht aus deren Anhängern, sondern den Gegnern derselben; er seinerseits halte sich an den Senat, der bisher dem Prinzipat unterworfen gewesen sei. Diese Ansicht überwog nun auch im Senat; die Namen der Gesandten wurden durch das Los gezogen; eine Demonstration zu Gunsten der Republik wurde ausgeschlossen.

Auf dem Einfluß der Senatoren dieser Partei werden die Bestimmungen beruht haben, die unter dem Namen der Lex Regia in allen folgenden Jahrhunderten berühmt geblieben sind. Bei denselben kam alles darauf an, die Kontinuität des Regimentes gesetzlich auszusprechen. Das Aktenstück definiert die wichtigsten Prärogativen des Imperiums in seiner Civilstellung.

Diese sind vor allem: unabhängige Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, sodann die Initiative der Gesetzgebung durch fortwährende Leitung des Senats, Anstellung der Magistrate in den zuletzt geübten Formen und ein

absolutes Recht zu Verfügungen in religiösen, öffentlichen und privaten Angelegenheiten — umfassende Festsetzungen einer Prärogative, neben denen keine andere Autorität aufkommen konnte, die aber dennoch zugleich eine Beschränkung enthielten. Eine solche besteht, wenn ich nicht irre, darin, daß nur die Rechte, welche Augustus, Tiberius und Claudius wirklich ausgeübt hatten, erneuert, und also die persönlichen Gewaltsamkeiten ausgeschlossen wurden, die sich Caligula und Nero hatten zu schulden kommen lassen. Darin aber lag das wichtigste Moment der Staatsveränderung überhaupt. Die höchste Gewalt, welche dem Prinzipat zugefallen war, sollte aufrecht erhalten, der Mißbrauch zu persönlichen Gelüsten und unterdrückenden Gewaltsamkeiten verhütet werden. Es könnte fast scheinen, als sei hierin ein Ausgleich zwischen den Gegensätzen im Senat selbst gefunden worden. Die Anhänger des Prinzipats erreichten ihr vornehmstes Augenmerk, aber auch der Forderung der Philosophen wurde Rechnung getragen. Auffallend ist, daß von der tribunicischen Gewalt, die doch noch bei Otho erwähnt wurde, hier nichts vorkommt; man nimmt an, daß dieselbe in dem fehlenden Anfang erwähnt worden sei. Wer hätte jemals die schrankenlose Autorität einer Macht, die als absolute emporgekommen war, genau und sicher zu formulieren verstanden? Auch hier blieb man weit davon entfernt. Die in dem Senat vorherrschende Stimmung war und blieb dem Prinzipat günstig. Aber das gehörte doch dazu, um einer solchen den allgemeinen Gehorsam zu verschaffen. Da nun alles in Verhandlungen mit dem Senat festgesetzt wurde, der bei der ersten Erhebung gegen Nero die Initiative ergriffen hatte, so kann man nicht leugnen, daß dadurch in dem Senat jetzt wieder eine Macht anerkannt worden ist, welche auf eigenen Füßen stand. Die Übereinkunft wurde in der begutachtenden Form eines Senatuskonsults abgefaßt. Doch scheint es nachmals den Komitien vorgelegt und so zum Gesetz erhoben worden zu sein. Leider sind wir über den Verlauf dieser Dinge nur sehr schlecht unterrichtet. Die eherne Tafel, auf welcher die neue Festsetzung verzeichnet war, ist uns nur durch einen glücklichen Zufall, eigentlich durch ein Mißverständnis eines Volksführers im 14. Jahrhundert unserer Ära, erhalten worden. Man dürfte darin vielleicht den ersten Versuch einer legalen Konstituierung der höchsten Gewalt sehen. Ich fürchte nicht, zu irren, wenn ich in derselben den Beginn einer neuen Epoche erblicke, durch welche sich das Kaisertum zu regelmäßigen Formen verstand.

Achtes Kapitel.

Das Kaisertum der Flavier und ihr Sturz.

Die Legionen hatten in Vespasian wieder einen Imperator, der Senat einen Princeps, Volk und Reich einen Cäsar. Die fortdauernde Bezeichnung des Inhabers der höchsten Gewalt als Cäsar wurde dadurch vermittelt, daß Galba, der zu dem augusteischen Hause in nahen Beziehungen stand, sie angenommen hatte; Vitellius wies sie zurück, Vespasian aber wurde gleich bei seiner ersten Erhebung als Cäsar und Augustus begrüßt; sie ist dann die bleibende für alle Zeiten geworden. Doch waren die Unruhen, die mit dem Abgange Neros und des augusteischen Hauses überhaupt zusammenhingen, noch bei weitem nicht gedämpft, als Vespasian die Zügel ergriff.

Selbst mit dem, was in Rom geschah, war der neue Cäsar nicht einverstanden. Zwischen denen, die nach dem Umschwung der Dinge die Macht teilten, zu welchen der jüngere Sohn des Vespasian, Domitian, gehörte, waltete kein rechtes Verständnis ob. Überall regten sich noch die Vitellianer. Auch anderwärts schien alles aus den Fugen zu gehen; die Bande lockerten sich, welche bisher das Reich und die Hauptstadt verbunden gehalten hatten, wie denn die Seefahrt im Mittelmeer dadurch unterbrochen wurde, daß sich im nördlichen Afrika ein selbständiges Oberhaupt erhob. Der erste Dienst, welchen Vespasian der Hauptstadt leistete, bestand darin, daß er Schnellsegler mit Korn beladen dorthin abgehen ließ, die nur wenige Tage vorher eintrafen, ehe die vorhandenen Lebensmittel verbraucht waren. Aus den wichtigsten Grenzgebieten vernahm man unerwünschte Botschaften: die Sarmaten seien über die Donau eingedrungen, am Niederrhein gerate Germanien in Bewegung. Gewiß ist, daß der Brand des Kapitols in Rom an vielen Stellen als ein Vorzeichen betrachtet worden war, daß die römische Herrschaft zu Ende gehe — ein Gedanke, der eine Empörung unter den Batavern erregte. In ganz Gallien meinte man, das römische Joch könne noch abgeschüttelt werden. Man gab sich das Wort, wenn Rom sich entzweie und die Macht verliere, werde man die alte Freiheit wiederherstellen. Ähnliche Meldungen gingen von Britannien ein, und noch war der jüdische Krieg mit nichten beendigt.

Bei dieser Lage inmitten mannigfaltiger Bewegungen ist es zu begreifen, wenn die Regierung, die entschlossen war, sie alle zu dämpfen, es ihren ersten Akt sein ließ, das verbrannte Kapitol wiederherzustellen. Nach der Anweisung der herbeigezogenen Haruspices wurden die Trümmer des zerstörten Tempels weggeführt und in Sümpfen begraben: auf der alten Grundlage sollte das neue Gebäude aufgeführt werden; denn der Wille der Götter sei, daß an der bisherigen Form nichts verändert werde. Die Area wurde nach dem ältesten Ritus durch Suovetaurilia, d. h. das Opfer von Stier, Schwein und Schaf,

eingeweiht; Jupiter, Juno und Minerva und die anderen dem Reiche vorstehenden Götter wurden dabei angerufen. Priester und Magistrate, Ritterschaft und Senat, und ein großer Teil der Plebs waren bei der Legung des Grundsteines gemeinschaftlich thätig.

Einen inneren Zusammenhang hat es doch, daß das römische Kapitol, übrigens ganz in den alten Formen, nur höher als das frühere — denn nur diese eine Abweichung gestattete die Religion —, in demselben Augenblicke wiederhergestellt wurde, in welchem diese auch in Judäa die Oberhand behielt.

Vespasian hatte das Glück, die Heerführung in dem jüdischen Kriege seinem Sohne Titus anvertrauen zu können.

Die historische Kombination war es überhaupt, daß die Kräfte von Syrien und Ägypten, durch deren Zwiespalt die letzte Epoche der Unabhängigkeit von Judäa herbeigeführt worden war, jetzt unter einem römischen Führer und dem Abzeichen der römischen Religion zusammenwirkten, um es von Grund aus zu verderben.

Die Juden waren nicht allein isoliert, sie wußten sich auch in dieser Gefahr unter sich nicht zu vereinigen. In Jerusalem stellten sich drei Faktionen einander gegenüber, von denen die eine die Burg, die andere den Tempel, die dritte die untere Stadt dominierte; diese aber waren in offenen Feindseligkeiten gegeneinander begriffen, die mit einer wilden Wut ausgefochten wurden. Auf den Leichen der Gefallenen stehend, haben sie einander angegriffen und immerfort miteinander geschlagen. Nur so viel wurde erreicht, daß bei der Annäherung der Römer sich zwei von ihnen vereinigten, zuweilen alle drei; aber eine Versöhnung kam darum doch nicht zu stande, sondern nach abgewandter Gefahr brach der Kampf zwischen ihnen gleich wieder los.

Titus fand dennoch größeren Widerstand, als er erwartete. Unter seinen eigenen Völkern hat sich einmal die Meinung geregt, Jerusalem sei unüberwindlich, so daß es auch Überläufer zu den Juden gegeben hat, von denen diese neue Kriegserfahrungen sich aneigneten. Mit nicht geringem Geschick bedienten sich die Juden minenartiger Gänge, die aus ältester Zeit stammten und ihnen Gelegenheit zu unerwarteten Ausfällen gaben. Titus entschloß sich endlich, auf römische Weise die ganze Stadt mit einer Circumvallation zu umgeben, welche jeden Ausgang und Eingang abschnitt und den Juden, die in ungeheuerer Anzahl in der Stadt beisammen waren, das gräßliche Leiden einer Hungersnot zuzog. Auch damit war die Widerstandskraft derselben noch immer nicht gebrochen. Dann und wann hatten sie kleine Erfolge; aber die Mauern und Bollwerke der römischen Circumvallation vermochten sie doch nicht zu überwältigen, und den Römern gelang es, das Bollwerk, auf das sie vor allem zählten, die Burg Antonia, mit Sturm zu erobern. Dann aber war nicht mehr zu erwarten, daß der Tempel, der mit seinen äußeren Säulengängen eine Art Festung bildete, verteidigt werden könne. Die Römer konnten bereits darüber beratschlagen, ob sie das herrliche Gebäude zerstören sollten oder nicht. Titus hätte das hochberühmte Gotteshaus gern geschont; er soll gesagt haben:

er führe Krieg gegen die Menschen, nicht gegen Gebäude; aber der einmal in Wut gesetzte Soldat ließ sich durch diese Bedenken der Civilisation nicht aufhalten. Als der äußere Tempel ein Raub der Flammen geworden, hat Titus, so viel man weiß, selbst das Allerheiligste, wie einst Pompejus, noch betreten; aber das Innere und das Innerste wurde so gut verwüstet, wie das Äußere. Was nicht durch die Flammen zu Grunde ging, verfiel der Plünderung. Noch hielt sich eine tapfere Schar auf der Höhe von Zion: Titus ließ ihr Schonung anbieten, wenn sie sich ergeben wolle. Die Antwort war: sie hätten alle geschworen, sich niemals zu ergeben; wolle sie Titus ziehen lassen, so würden sie sich mit Weib und Kind nach der Wüste begeben — gleich als wären sie gesonnen, das unabhängige Leben, das ihre Altvordern einst vor der Eroberung des Jordanlandes geführt hatten, wieder zu erneuern. Titus hielt es für eine Art von Beleidigung, daß sie, vollkommen besiegt wie sie waren, ihm doch noch Bedingungen machen wollten; er ließ den Angriff fortsetzen, der zu wilden und großartigen Scenen führte, gleichsam einem nationalen Selbstmorde. Einige stürzten sich in die Schwerter der Römer, andere töteten sich untereinander, noch andere brachten sich selbst mit eigener Hand um, manche sprangen in das Feuer. Samt und sonders hielten sie es für ein Glück, gleichsam für eine Errettung, daß sie mit ihrem Tempel zugleich zu Grunde gingen.

So waren Ninive und Persepolis, Halikarnaß und Tyrus, Syrakus und Karthago untergegangen, keine von allen diesen Kapitalen großartiger als Jerusalem. Jerusalem hatte noch mehr zu bedeuten, als die Heiligtümer anderer Nationalitäten. Das Volk war heldenmütig, sein Untergang ist mit Heroismus gepaart. Aber das römische konnte nun einmal zwei Heiligtümer nebeneinander nicht dulden. Bei dem Triumph, den Vespasian und Titus im Jahr 71 unserer Ära miteinander feierten, hielt der Zug an den Schwellen des kapitolinischen Jupiter inne. Die goldenen Tempelgeräte der Juden wurden in dem Tempel des Friedens niedergelegt, den man errichtete, ihr Gesetz im kaiserlichen Palast; die zum Unterhalt des Jehovah-Tempels bestimmte Steuer wurde dem Jupiter Capitolinus überwiesen.

Indessen hatte man auch die Waffen gegen die gallische Bewegung gewendet. Sie hing mit dem Streite der Legionen untereinander insofern zusammen, als die Partei des Vespasian, die sich Italiens noch nicht bemeistert hatte, eine Unterstützung gegen die germanischen Legionen des Vitellius in den Eingeborenen suchte, die eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch nahmen.

In den Kriegen, in welchen diese den Römern dienten, hatten sie doch unter Anführung einheimischer Oberhäupter gestanden, die eben nicht bloß von den Römern abzuhängen vermeinten. Unter dieser doppelten Anregung erhob sich unter den Batavern Claudius Civilis, ein Mann von fürstlicher Herkunft, der aber wegen seiner selbständigen Haltung mit den Führern der Legionen in Entzweiung geraten und nur mit Mühe dem Tode entronnen war; die Legionen selbst hatten seine Hinrichtung gefordert. Bei dem Ver-

such der Römer, eine regelmäßige Aushebung vorzunehmen, kam die allgemeine Antipathie gegen sie unter der Führung des Civilis zum Ausbruch, der dann nach allen Seiten um sich griff und die römischen Legionen in nicht geringe Bedrängnis brachte. Diese hielten noch immer an Vitellius fest, Civilis proklamierte Vespasian. Und ohne Zweifel hat seine Erhebung, welche die Kräfte der Vitellianer teilte und beschäftigte, viel dazu beigetragen, daß die zweite Schlacht bei Bedriacum zu Gunsten des Antonius Primus und des Vespasian ausfiel. Als nun aber nach derselben Civilis aufgefordert wurde, die Waffen niederzulegen, weil ja der Zweck erreicht sei, so verweigerte er es aus dem Grunde, der ja eine gewisse Wahrheit hatte, daß er sich an denen rächen müsse, die ihn hätten hinrichten wollen. Die Sache Vespasians war doch nur ein Vorwand gewesen; der Impuls der Bewegung entsprang aus den nationalen Gefühlen der Bataver, die Bundesgenossen zu sein meinten und nicht Unterthanen werden wollten.

Und schon hatte sich, wie berührt, auf die Nachricht von dem Brande des Kapitols an allen Grenzen die Erwartung verbreitet, daß der Untergang des römischen Reiches bevorstehe. So verkündete den Germanen, die, wie man weiß, keine Seher hatten, ihre Seherin und Prophetin Velleda, die eine unbedingte Autorität genoß.

Was aber der Empörung ihren eigentümlichen Charakter aufprägte, war die Verbindung mächtiger celto-germanischer und celtischer Völkerschaften in der Nähe: ein Fürstensohn aus einem hervorragenden alten Geschlechte unter den Trevirern, des Namens Classicus, trat auf die Seite des Civilis. Das Schlachtgeschrei der Empörung war das Imperium Galliarum, was nicht gerade eine Herstellung der alten Zustände, aber eine definitive Losreißung von Rom in sich schließt. Aber viel zu stark war die Macht des römischen Imperiums bereits in Gallien geworden, als daß sie durch Empörung einzelner Völkerschaften, die sich untereinander selbst nicht verstanden, hätte gebrochen werden können, wenn sie nur in sich selbst wieder zur Konsistenz gelangte. Sobald Vespasian in den festen Besitz der imperatorischen Macht gekommen war, schickte er Petilius Cerialis nach Gallien, einen seiner vornehmsten Gehülfen bei dem endlichen Erfolg seiner Sache in Rom, der die noch bestehende imperatorische Macht repräsentierte und schon dadurch allein den größten Eindruck bei den Galliern machte. Er erinnerte sie wohl, daß sie wie vor alters zwischen der Herrschaft Roms und der der Germanen zu wählen haben würden und die Herrschaft Roms das Beste für sie selbst sei. Auf einer großen Landesversammlung der Eingeborenen wurde dann für Rom entschieden. Schon hierdurch geriet Civilis in eine beinahe unhaltbare Stellung. Er hatte im Bunde mit den Galliern zu kämpfen gedacht; die Gallier trennten sich von ihm, der Statthalter Vespasians rückte mit Heeresmacht gegen ihn an. Da ist er nun zweimal im offenen Feld geschlagen worden; er hatte keine andere Zuflucht als zu den Batavern, und keinen anderen Schutz als die deutsche Hülfe, welche der Einfluß der Velleda ihm

noch verschaffte. Aber Velleda wurde durch die Anmahnungen des Cerialis, dessen Erscheinung am besten bewies, daß Rom noch nicht untergegangen sei, anderen Sinnes gemacht. Auch die Bataver zeigten sich zum Abfall geneigt; Civilis mußte sich ergeben und der alte Zustand wurde wiederhergestellt. Das von Augustus eingerichtete feste Lager, Castra Vetera, das von Civilis erobert worden war, wurde wieder befestigt. Und wie nun schon von jeher die britischen, nordgallischen und niederdeutschen Verhältnisse ineinander verflochten waren, so warf sich auch jetzt, nachdem die Germanen bezwungen waren und die Gallier sich wieder unterworfen hatten, das Gewicht der römischen Macht gegen Britannien.

Hier trat noch unter Vespasian Cnäus Julius Agricola auf, den man aus dem gelungenen biographischen Denkmal kennt, das sein Schwiegersohn, Cornelius Tacitus, ihm gesetzt hat. Als Konsularlegat i. J. 78 nach Britannien gekommen, nahm er die Romanisierung des Landes energisch und glücklich in die Hand.

Seine ersten Handlungen bestanden darin, das einst Besessene und dann Verlorene wieder zu erwerben. Die Nation der Ordovicen hat er beinahe ganz vernichtet, die Insel Mona, welche durch die Briten eingenommen worden war, durch einen plötzlichen Anfall zurückerobert. Dort erschien er selbst an der Spitze einer geordneten Heeresmacht während des Sommers, welcher sonst den Römern zur Erholung diente; hier kam ihm die Seichtigkeit der Gewässer zu statten, welche durchwatet und selbst durchschwommen wurden, was die Feinde niemals erwartet hatten.

Mit der Autorität, die ihm diese Erfolge verschafften, schritt Agricola zu einer Reorganisation des römischen Dienstes: er ließ an geeigneten Plätzen Burgen anlegen, so daß auch benachbarte noch freie Völker nicht ablehnten, Geiseln zu stellen; sie wurden nicht mehr durch Gewaltthätigkeiten der römischen Truppen aufgereizt, und die guten Anordnungen hielten sie in Schranken. Um die zerstreut wohnenden und rohen und deshalb zum Kriege geneigten Bevölkerungen an Ruhe und Behaglichkeit zu gewöhnen, mahnte er sie an und unterstützte sie dabei, Tempel, Versammlungsplätze, Häuser zu erbauen: er brachte eine Art von Wetteifer in ihnen hervor, der in der veränderten Lage begründet war. Die Kinder der Vornehmsten wurden in den Künsten unterrichtet; in kurzem erlebte man, daß die, welche soeben sich gegen die römische Sprache gesträubt hatten, jetzt nach der römischen Beredtsamkeit verlangten. Sie hielten die Kleidung der Römer in Ehren und trugen häufig die Toga. Bald folgten Säulengänge, Bäder und elegante Grabmäler.

Agricola ist der Gründer der römischen Kolonisation von Nordbritannien. Mit der Befestigung der römischen Herrschaft hing aber auch eine Erweiterung derselben zusammen. Als Agricola bis zur Landenge, an welcher die Fluten des Oceans und der Nordsee branden, zwischen Clyde und Forth, vorgedrungen war, meinte er die Briten gleichsam nach einem anderen Eilande zurückgeworfen zu haben. Allein die Bevölkerungen waren doch durch ihre

Verwandtschaft allzu enge verbunden, als daß er nicht hätte versuchen müssen, auch nach dem inneren Caledonien vorzudringen.

Da trafen noch einmal die römischen Waffen und die celtische Unabhängigkeit aufeinander. Bei dem Berge Graupius, den man oft für die Grampianberge gehalten hat, hörte man dem Geschichtschreiber zufolge die Reden der Heerführer, auf der einen Seite von der Macht des römischen Reiches, welche hier an ihre äußersten Grenzen gelange, auf der andern von der Notwendigkeit des Widerstandes gegen diese Räuber des Erdkreises. Auch hier aber erfochten das Schwert der Römer und ihre anderen Angriffswaffen über die kleinen Tartschen der Caledonier und ihre Schwerter ohne Spitze den Sieg. Agricola nahm sein Quartier bei den Horesti, also mitten in Schottland. Indessen umschiffte seine Flotte das nördliche Schottland, so daß nun zuerst die sichere Kunde in die Welt kam, daß Britannien eine Insel sei. Zur festen Begründung der römischen Herrschaft hätte vor allen Dingen die Eroberung von Irland gehört, und es schien nur einer Legion zu bedürfen, um die gesamte Insel zu überwältigen und zu romanisieren. Wahrscheinlich wäre Agricola der Mann gewesen, auch das nördliche Schottland, sowie Irland zu unterwerfen; allein eine so große Autorität wollte der jüngere Sohn Vespasians, damals Imperator, Domitian, in diesen entfernten Landstrichen nicht zustande kommen lassen; er berief Agricola von seinem großen Wirkungskreise ab.

Aber auch ohne weiter zu gehen, haben doch die Flavier die große Aufgabe erfüllt, die ihnen zunächst oblag. Wie den Orient, so haben sie auch den Occident den kapitolinischen Göttern wieder unterworfen und die Grenzen des Reiches, wie sie unter den Claudier-Cäsaren bestanden, wiederhergestellt, in Britanien selbst erweitert. Die Aufmerksamkeit wendet sich wieder nach dem Verhältnis des Imperators in Rom.

Trotzdem der mit dem Senat getroffenen Übereinkunft stieß doch Vespasian im Schoße desselben auf einen mächtigen Widerstand. Die republikanische Partei, die im allgemeinen zurückgedrängt worden war, regte sich immer aufs neue. Als ihr Führer trat Helvidius Priscus auf.

Daß dem Imperator selbst der endliche Triumph dieser Partei nicht unmöglich vorkam, scheint die Äußerung anzudeuten, die man einst beim Herausgehen aus einer Sitzung von ihm vernahm: entweder werde ihm sein Sohn nachfolgen oder gar niemand; — das heißt doch: wenn er nicht eine Gewalt gründe, in der seine Kinder ihm nachfolgen könnten, so werde die Republik wiederhergestellt werden.

Die Rücksicht auf seine Familie und das Reich überhaupt bewog ihn, wenigstens in einem Falle, zu einer Härte, die sonst nicht in seiner Natur lag, zu schreiten. Da Helvidius Priscus in seiner oppositionellen Stellung verharrte, so ist er ins Exil geschickt und dort nicht lange darauf hingerichtet worden. Vespasian soll das schon gefällte Urteil zurückgenommen haben, aber diese seine Weisung zu spät eingetroffen sein, um dem Helvidius das Leben zu retten. Weiter aber vergoß er kein Blut.

Wir werden versichert, er habe sich um den standhaften Widerspruch der Philosophen wenig bekümmert und habe Versuche, die gegen ihn gemacht wurden, mehr übersehen als bestraft. Er hütete sich, die, welche gegen ihn gewesen waren, oder ihre Anhänger zu verfolgen. Schon genug, wenn er die im Zaume hielt, welche auf seiner Seite gestanden hatten. Im Anfang nahm sich besonders Mucianus viel heraus. Vespasian wies ihn mit dem einfachen Worte, daß der Cäsar ein Mann sei, wie Mucian ja wisse, in seine Schranken. Einer seiner Gesichtspunkte tritt darin hervor, daß er die Ausgaben des Reiches im allgemeinen berechnete. Er soll die Summe, deren er bedürfe, auf 40000 Millionen Sesterzien, zehn Milliarden Franken, angegeben haben. Ich finde in den Ziffern nichts Unglaubliches; die Hauptsache ist, daß er die Bedürfnisse des Gemeinwesens im allgemeinen überschlug und nicht die zufälligen Erträge, die nach Rom gelangten, sondern eine bestimmte Summe zur Grundlage der Verwaltung machte. Wie so oft später, so war es auch bei Vespasian die Erhaltung des Kriegsheeres, wovon er ausging: denn ohne das Heer konnten die an den Grenzen eingenommenen Stellungen nicht behauptet werden, konnte überhaupt weder das Imperium noch der Imperator bestehen. Wie sehr treten hiebei die Anekdoten, die man von dem Geize Vespasians erzählt, in den Hintergrund! Die Sparsamkeit, deren er sich befleißigte, kam dem ganzen Reiche zu gute. Das monumentale Bauwerk, zwar nicht das schönste, aber das größte und umfassendste in der Hauptstadt, welches soeben eine neue Restauration erfährt, hat das Andenken an ihn alle Zeit lebendig erhalten. Das durch den Brand und die Kriege zerstörte Rom wurde wieder erneuert.

Eine ähnliche Sorgfalt widmete er den Städten im ganzen Umfang des Reiches. Er bot zu dem Wiederaufbau des Zerstörten allenthalben hülfreiche Hand. Er stellte die unterbrochenen Kommunikationen her — jene Kunststraßen, welche die Einheit des Reiches unentbehrlich machte — und stiftete sich dadurch ein rühmliches Gedächtnis. Allenthalben nahm man seine fördernde Fürsorge wahr.

Ein späterer römischer Geschichtschreiber hat es als eine besondere Gnade der Götter bezeichnet, daß das Gemeinwesen nach so vielen Gewaltthaten wieder einen Imperator erhielt, der es verstand, es wieder haltbar und lebensfähig zu machen. Vespasian erkannte die Pflichten, die ihm als Vorsteher des großen Gemeinwesens oblagen, und lebte darin, sie zu erfüllen. Schon vor Tage stand er auf, um die eingegangenen Briefe und Berichte zu lesen, die schleuniger Erledigung bedurften. Dann empfing er im kaiserlichen Schmuck die Freunde; hierauf stieg er zu Pferde und widmete sich den Beschäftigungen des Tages. Abends sah er Freunde bei sich, mit denen er vertraulich verkehrte. Vespasian war eine durchaus praktische Natur, die die Pflicht der Herrschaft noch mehr als ihren Genuß zur Anschauung brachte. Tacitus versichert, daß sein Beispiel auf die Verbesserung der Sitten im allgemeinen zurückgewirkt habe; so meinte er auch selbst, das Beispiel wirke

mehr als Strafe. Er war strenge durch und durch, aber doch fern von willkürlichen Gewaltschritten, mannhaft bis in den Tod. Von ihm ist das Wort: ein Kaiser müsse stehend seinen letzten Augenblick erwarten.

Das Charakteristische seiner Regierung kann man darin sehen, daß das Imperium unter ihm ein Amt geworden war, zu dessen Verwaltung aber die persönlichen Qualitäten gehörten, die er besaß. Eine Voraussetzung dabei war, daß es auf seine Erben übergehen werde, wie es dann geschah.

Wie in dem jüdischen Krieg, so hatte Vespasian auch in dem Prinzipat seinen älteren Sohn Titus zum Nachfolger, welcher auch seinerseits den Grundsatz aussprach, allem abzusagen, woran er bisher besonderes Vergnügen gefunden hatte, sowie er den Thron bestieg, und sich nur den Pflichten seines Amtes zu widmen. Er vermied die Härten seines Vaters und machte sich dessen allgemeine Gesichtspunkte zu eigen: in dem besten Vernehmen stand er mit den Senatoren, die seinen Tod wie ein ihrer Familie zugestoßenes Unglück beklagten; sie versammelten sich ungerufen in der Kurie und sprachen dem Verstorbenen lebhafter ihren Dank aus, als jemals bei Lebzeiten geschehen war. Denn schon sah man andere Zeiten kommen.

Domitian, der jüngere Sohn Vespasians, war bei dem Wechsel der Dynastie in Rom anwesend gewesen, und schrieb es seiner Einwirkung auf die großen Angelegenheiten zu, daß sein Vater zum Imperium berufen worden war. Im Getümmel jener Tage aber war ihm aus dem Gedächtnis gekommen, woher denn eigentlich die Unruhen entsprungen waren, in deren Mitte sein Vater emporstieg. Er schlug eben die Wege ein, die zu denselben geführt hatten.

Auch er hatte eine persönliche Liebhaberei für poetische Studien, wie Cajus für die Redekunst. Was schon Nero versucht hatte, nahm er mit besserem Succeß wieder auf. Er richtete auf dem Kapitol die quinquennalischen Wettstreite wieder ein, bei denen auch um den Preis in griechischer und lateinischer Prosa gerungen wurde. In purpurnem, halb griechischem Ornat, mit einer Art von Krone geschmückt, auf welcher Jupiter, Juno und Minerva prangten, präsidierte er denselben, nicht ohne die Assistenz seiner flavianischen Priesterschaft, die er nach dem Muster der augusteischen eingerichtet hatte. Es war ohne Zweifel als Schmeichelei gemeint, nimmt sich aber beinahe wie eine Satire aus, wenn Quintilian von den poetischen Arbeiten des Domitian sagt, den Göttern sei es nicht genug gewesen, ihn zum größten Poeten zu machen, denn sie hätten ihm die Regierung der Welt vorbestimmt.

Zu dem wesentlichen der imperatorischen Macht besaß Domitian nur geringe Fähigkeiten. Nach Kriegsruhm trug er wenig Verlangen. Wenn er als Sieger erscheinen wollte und Triumphe hielt, so setzte sich die Meinung fest, daß sie erdichtet und eigentlich den unbesiegten Feinden abgekauft seien. Das auf das mühevollste eingerichtete Gleichgewicht der Finanzen wußte er nicht zu behaupten; er vergrößerte den Sold der Truppen; aber da die Ein-

künfte hiezu nicht hinreichten, so verminderte er ihre Zahl, obgleich sich doch an allen Grenzen längs der Donau und des Rheines Völkerbewegungen zeigten. Da man, um den Geldmangel zu ergänzen, zu dem alten System von Gewaltsamkeiten schritt, bei dem auch die Erbschaften angetastet wurden, so trat eine allgemeine Unsicherheit des Besitzes ein, die eine Gärung wie unter Cajus veranlassen mußte. Noch war die Schule des Thrasea und Helvidius keineswegs vernichtet. Domitian trug kein Bedenken, jede Regung derselben mit Gewalt zu unterdrücken. Man nennt eine Reihe ausgezeichneter Männer, die er aus der Hauptstadt verbannte. Von seinen Gewaltsamkeiten sahen sich eben die am meisten bedroht, welche in gesellschaftlicher oder litterarischer Beziehung am höchsten standen.

An sich war es nun ein Unterschied, ob ein Abkömmling des augusteischen Geschlechtes sich seiner Macht überhob, oder der Sohn des Mannes, der dazu berufen worden war, den Excessen des ersteren ein Ende zu machen. Und wenn man durch die Lex Regia den neuen Herrscher durch einige Bestimmungen hatte beschränken wollen, so ist es auffallend, daß gerade die Cäsaren, deren Namen in der Urkunde absichtlich nicht als autoritative genannt worden waren, von Domitian nachgeahmt und kopiert wurden. Bleiben wir aber nicht bei einem einzelnen Artikel stehen; die Gesamtlage war eine solche, daß der Senat, von dem augusteischen Hause wiederhergestellt und in Unterwerfung gehalten, dem flavischen Hause gegenüber von Anfang an eine selbständigere Stellung einnahm. Vespasian hatte mit ihm einen Vertrag geschlossen, sodaß die Beachtung des Senats ein wesentliches Moment der Verfassung bildete. Aber Domitian übte das Recht des Schwertes so gewaltsam aus, wie einer der ersteren Cäsaren, bei denen es doch auf der aus den Bürgerkriegen überkommenen militärischen Gewalt des Siegers über die Besiegten beruhte.

Die Senatoren haben einmal den Gedanken gehabt, dem Kaiser das Recht über Leben und Tod der Senatoren zu beschränken, die ja selbst seine Kollegen seien; ein Todesurteil sollte nur unter Teilnahme des Senats selbst verhängt werden können. Aber Domitian war weit davon entfernt, sich einem Widerspruch von seiten des Senats oder einer Freisprechung aussetzen zu wollen: er bestand auf dem unbeschränkten Rechte des Schwertes über alle. Die Folge war, daß die Senatoren, für ihr Leben zitternd, nicht mehr zu reden wagten.

Plinius schildert einmal, wie es bei den Senatsbeschlüssen herging. Eigentliche Beratungen fanden nicht statt. Nur einige wenige wurden gefragt, diese aber waren im voraus über den Inhalt ihrer Antwort instruiert. Sie sprachen aus, was sie vielleicht selbst mißbilligten. Niemand hätte dagegen den Mund aufzuthun gewagt — nicht gerade aus Dienstbeflissenheit, sondern aus Furcht. Sie schlossen sich der schon gegebenen Antwort an.

Die Autorität des Senats diente nur dazu, die tyrannische Gewalt des Fürsten zu verstärken, wenn man ihr folgte, oder sie herauszufordern, wenn man ihr widersprach.

So fern Domitian dem genealogischen Anspruch der Cäsaren auf die Abkunft von den Göttern stand, so erneuerte er doch die Divinität der höchsten Gewalt. Aber die Servilität des Senats war nicht mehr eine in der Lage begründete, mehr oder minder freiwillige. Die thatkräftigen Männer aus angesehenen Geschlechtern, die jetzt zur Knechtschaft unter einem Imperator von viel geringerer Herkunft, als die ihre war, verurteilt waren, knirschten vor Wut. Und dieser Imperator genügte der vornehmsten Amtspflicht nicht mehr, die ihm oblag: Domitian war, wie berührt, kein Kriegsmann. Aber überdies, er wußte auch das kriegerische Verdienst nicht zu schätzen. Den hochverdienten Agricola rief er aus Britannien zurück, weil er nirgends einen Mann aufkommen lassen wollte, dessen Ansehen dem seinen gefährlich werden konnte: er meinte wohl, in anderen Beziehungen verdunkelt werden zu können, nicht aber in der Kriegführung, die das eigenste Geschäft des Imperators sei. Mit der Gewaltsamkeit, die ohne alles Verdienst war, verband sich die Eifersucht auf fremdes Verdienst. Agricola wurde bei seiner Ankunft in Rom mit einer frostigen Umarmung abgefertigt und hielt sich seitdem in einer Art von Verborgenheit, die ihm selbst zur Last gelegt wurde, in der ihn aber, wenn wir Tacitus glauben, geheime Nachstellungen erreichten. Tacitus preist seinen Schwiegervater glücklich, daß er das Schlimmste nicht habe erleben müssen: denn immer wilder sei die Gewaltsamkeit Domitians geworden. Nero hatte doch seine Augen von den blutigen Exekutionen abgewandt; Domitian wohnte ihnen bei. Der Ausdruck von Grausamkeit in Blick und Miene gab dem hochroten Antlitz des Gewalthabers das Gepräge des Schreckens. Plinius versichert: wo er sich gezeigt habe, sei jedermann zurückgewichen; eine einsame Öde habe sich in seiner Nähe gebildet.

Domitian hat einmal gesagt, daß man die Realität von Verschwörungen erst glaube, wenn sie zu ihrem Ziele gelangt seien. Aber indem er sich gegen Gefahren zu schützen vermeinte, wurde er von einer Verschwörung erreicht, die er nie geahnt hatte. Seine allervertrautesten Hausgenossen, denen die unbedingte Gewalt, die jeden Augenblick auch über ihr eigenes Leben verfügen konnte, unerträglich wurde, haben sich vereinigt, ihn umzubringen. Ein Libertus versetzte ihm den Todesstoß. Daß seine Gemahlin selbst daran Anteil gehabt, ist wenigstens nicht bewiesen. Der Oberkammerherr Parthenius leitete alles. Doch hat er sich im voraus ein Verständnis verschafft, das ihn für den Fall sicher stellte, wenn der gegenwärtige Herr weggeschafft sein würde. So wurde der Herrschaft des vor kurzem emporgekommenen flavischen Hauses ein Ende gemacht (September des Jahres 96).

Neuntes Kapitel.

Das Imperium des Marcus Ulpius Trajanus.

Jene Übereinkunft, die man als Lex Regia bezeichnet, hatte ihren Zweck allerdings zum Teil erreicht. Die Kontinuität der höchsten Gewalt, der Umfang des Reiches waren erhalten worden, das Imperium bestand. Aber wenn jede Verfassung eines Landes auf der Tendenz beruht, eine höchste Gewalt mit einem solchen Ansehen zu schaffen, daß sich die für die Gesamtheit notwendige Autorität zur Geltung zu bringen vermag, so steht ihr doch auch immer die andere zur Seite, das provinzielle, korporative und individuelle Leben, das in dem der Gesamtheit nicht aufgeht, in dem Bestand seiner Besonderheit zu erhalten. Diese beiden Bestrebungen stehen einander unaufhörlich gegenüber; auf der einen beruht die Macht, auf der anderen das innere Gedeihen. In dem römischen Reiche nun war die Macht des Oberhauptes aus den bürgerlichen Kriegen erwachsen und mit faktischen Prärogativen ausgestattet, deren Ausübung jedes andere lebendige Dasein unmöglich machte oder doch gewaltsam niederhielt.

Man darf das römische Kaisertum nicht als eine Staatsform ansehen, wie Monarchie, Aristokratie oder Demokratie nach griechischem Begriff; es ist eine weder einer früheren noch einer späteren gleichartige Institution: wie der Name, so die Sache. Das Wort schon ist der Ausdruck der durch Kriege errungenen und durch die Gewalt des Schwertes begründeten höchsten Macht, von der niemand leugnen kann, daß sie für die Erhaltung des öffentlichen Friedens unentbehrlich war, die aber in ihrer Verbindung einer unbedingten Autorität mit persönlichen, von einer vermeintlichen Divinität hergeleiteten Ansprüchen nicht für alle Zukunft bestehen konnte. Man darf die Excesse der Gewalt, die vorkommen, nicht allein aus den Eigenschaften der Individuen, welche sie besaßen, herleiten; sie entspringen aus der Natur dieser Gewalt selbst, für welche ein unmittelbar göttlicher Ursprung angenommen wurde, kraft dessen sie die allgemeine unbedingte Unterwerfung forderte. Durch Gesetze konnte sie nicht beschränkt werden: denn dazu hätte eine gesetzlich über ihr stehende Macht gehört, die es eben nicht gab. Sie konnte nicht beschränkt, sondern nur umgebildet werden. In diesen Umwandlungen liegt die spätere Geschichte des Reiches. Die erste Umbildung, welche sie erfuhr, lag darin, daß das Geschlecht, welches sie ausübte, zu Grunde ging, woraus dann folgte, daß das zweite Geschlecht, wenn es zu einem ähnlichen Verhalten sich fortreißen ließ, den Grund seines Bestehens aufhob.

Nero und Domitian sind eigentlich einer inneren Unmöglichkeit, ihre Position zu behaupten, erlegen. Nero tötete sich, als er sich von allen anderen verlassen sah; Domitian, der diesen Tod selbst an dem Gehülfen des-

selben rächte, der doch nur den Willen des Kaisers vollzogen, ist durch seine nächste Umgebung umgebracht worden.

Nun aber hatte das Kaisertum infolge der Umstände, aus denen es hervorging, republikanische Institutionen, namentlich den Senat, den es beherrschte und brauchte, ohne jedoch vollkommen mit ihm einverstanden zu sein, übrig gelassen. Schon der sterbende Tiberius hatte sich zu einem erneuerten Kampfe mit dem Senat angeschickt. Bei dem Sturze Caligulas waren einige angesehene Senatoren beteiligt, und nach dessen Tode erhob sich im Senat einen Augenblick der Gedanke, die höchste Gewalt an sich zu bringen oder doch mit dem Kaisertum zu teilen. Bei dem Sturze Neros hat der Senat, wenn nicht geradezu die Initiative ergriffen, so doch die entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Nach der Erhebung Vespasians war eine Art von Pakt zwischen dem Senat und dem neuen Imperator zu stande gekommen, durch welchen man die Extreme der Gewaltsamkeit zu vermeiden hoffte. In dieser Hinsicht war jedoch die Lex Regia ohne allen Erfolg geblieben. Niemals war der Gegensatz zwischen Senat und Princeps stärker gewesen als beim Tode Domitians. Wir wissen, wie tief die Senatoren durch die Knechtschaft empört waren, welche Domitian ihnen auflegte. Schon waren einige der angesehensten Männer unbegründeten Anklagen erlegen. Die Delatoren, welche ihr Unglück veranlaßt hatten, gelangten selbst zu den wichtigsten Stellen, auch zu dem Konsulat; sie wurden in die Priesterschaften aufgenommen. Die Senatoren sahen sich mit dem Untergange bedroht, besonders wenn sie Reichtümer besaßen und wichtige Stellungen bekleideten oder solche ausgeschlagen hatten. Viele wurden zum Exil verdammt; manches Felseneiland wurde mit dem Blut von Verbannten befleckt. Da war nun einer der angesehensten Senatoren, Marcus Coccejus Nerva, der aus einem Geschlechte stammte, das unter Augustus und Tiberius große Dienste geleistet, und der selbst die höchsten Ämter verwaltet hatte, in ein Verständnis mit der Umgebung des Domitian getreten, durch welche dieser getötet worden ist. Nerva war, soviel man weiß, nicht in der Verschwörung; aber dieselbe würde doch ohne ihn nicht stattgefunden haben: denn es kann kein Zweifel sein, daß er sich eventuell zur Annahme des Prinzipats bereit erklärt und den Mördern sichernde Versprechungen gemacht hat.

Ein Augenblick trat ein, wo noch einmal alles zweifelhaft erschien. Das Gerücht erscholl, Domitian sei seinen Mördern entronnen. Man sah Nerva blaß werden, erzittern und beinahe zusammenbrechen: denn noch war er nichts als ein rebellischer Privatmann. Auf die Nachricht, daß Domitian wirklich umgekommen sei, ermannte er sich wieder. Nerva, der auf Veranstaltung des Oberkammerherrn und des mit ihm einverstandenen Praefectus Praetorio Petronius Secundus zum Imperator ausgerufen worden war, begab sich in die Kurie, wo er als solcher anerkannt wurde, ohne daß man von hierüber gepflogenen Beratungen etwas vernähme. Einer der Vornehmsten soll dem Eintretenden gedankt haben, daß er in dieser gefährlichen Krisis die höchste Gewalt anzunehmen den Mut besitze. Alle sahen in dem Morde Domitians

ihre eigene Errettung. Unverzüglich wurden Leitern herbeigebracht und in der Kurie selbst die Bilder und Abzeichen des Verstorbenen herabgerissen. Statt der üblichen Vergötterung faßte man den an das ägyptische Altertum erinnernden Beschluß, daß sein Name aus seinen Denkmälern ausgemeißelt und sein Gedächtnis auf immer vertilgt werden sollte.

Um Imperator zu werden, hat jedoch Nerva dem Senat, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sogleich einen Preis für seine Anerkennung zahlen müssen: er mußte schwören, daß er keinen Senator umbringen lassen werde. Den Tag seiner Erhebung hat man in einer kapitolinischen Inschrift als den Tag gefeiert, an welchem die Freiheit wiederhergestellt worden sei.

Die ersten Schritte der neuen Regierung waren Akte heftiger Reaktion. Die goldenen und silbernen Bildsäulen Domitians wurden herbeigeschafft und in Geldmünzen verwandelt. Man nahm aus seinem Nachlaß, was man vorfand, und gab es denen zurück, welchen es entrissen war. Auch neue Ackerverteilungen wurden vorgenommen; vornehmlich aber: die Delatoren, denen man die allgemeine Unsicherheit zuschrieb, wurden der öffentlichen Rache preisgegeben. Die allgemeine Aufregung, die hierdurch entstand, wurde durch eine Kundgebung der Prätorianer verdoppelt. In dem Lager derselben war man keineswegs mit dem Präfekten Petronius einverstanden. Man machte einen Unterschied: man nahm den einmal ausgerufenen Nerva zum Imperator an, aber man verlangte die Bestrafung derer, die an der Ermordung Domitians teilgenommen hatten, des Parthenius selbst und des mit ihm einverstandenen Petronius. Nerva weigerte sich: denn wie könne er Leute zur Strafe ziehen, durch welche ihm der Weg zu seiner Autorität gebahnt worden sei. Aber die Prätorianer bestanden auf ihrem Ansinnen, und Nerva war nicht stark genug, ihnen zu widerstehen. Die beiden Angeklagten wurden umgebracht, und der Kaiser selbst mußte dem Volke erklären, es sei ein Verdienst der Prätorianer, die Urheber des abscheulichen Attentats gezüchtigt zu haben. Man begreift es, wenn der damalige Konsul Fronto sagte: es sei schlimm, unter einem Kaiser zu stehen, der alles verbiete, aber schlimmer noch, unter einem solchen, der alles erlaube.

Der Senat und der neue Kaiser waren keineswegs Meister der Situation. Das Kaisertum war überhaupt auf die militärische Macht, Legionen und Prätorianer gegründet. Wenn schon die Prätorianer dem Kaiser ihren Willen auflegten: was ließ sich erwarten, wenn die Legionen sich demselben widersetzten? Es war nichts dringender, als die Legionen, die bei den letzten Unruhen ihrer Macht sich sehr bewußt geworden waren, zu befriedigen, um sie von eigenmächtigen Erklärungen zurückzuhalten. In diesem Gefühl und gleich damals wieder von einer Verschwörung bedroht, faßte Nerva den Entschluß, der ihn unsterblich gemacht hat: er stieg zu dem Kapitol hinauf und ernannte, wie er sagte, zum Heile des Senats, des Volkes und zu seinem eigenen den berühmtesten und angesehensten unter den damaligen Heerführern, Marcus Ulpius Trajanus, zu seinem Adoptivsohne.

Trajan gehörte nicht zu seinen Freunden. Er war kein geborener Römer; er stammte aus einer noch von dem älteren Scipio gegründeten militärischen Ansiedelung in Spanien. Aber die Verhältnisse forderten einen Mann, der das allgemeine Vertrauen besaß. Trajan galt als der beste Soldat seiner Zeit; er war der Mann der Legionen, mit den würdigsten persönlichen Eigenschaften ausgestattet. Dadurch erst bekam die neue Wendung der Dinge Haltbarkeit; man konnte Vertrauen auf die Zukunft fassen.

Unbedenklich darf man annehmen, daß auf alles, was dem voranging und folgte, die bisher so oft und so gewaltsam reprimierte Partei der Philosophen und Republikaner Einwirkung ausgeübt hat. Mit der Natur der großen Hauptstadt, in der sich alle Ideen repräsentierten, hing es zusammen, daß sich jetzt und vielleicht zum ersten Male in den an der höheren Kultur Anteil nehmenden Klassen eine öffentliche Meinung bildete und zu maßgebendem Einfluß gelangte. Selbst die Ernennung Trajans hing mit demselben zusammen: denn wie oft war schon unter Domitian von der Unerträglichkeit seines Regiments und der Möglichkeit, zu einem anderen zu gelangen, die Rede gewesen! Wir vernehmen mit zuverlässiger Gewißheit aus Tacitus, der eines intimen Gespräches, das er mit seinem Schwiegervater Agricola hatte, gedenkt, daß schon damals die Augen auf Trajan fielen, denselben, den Nerva jetzt erwählt hatte, und der allein dazu fähig schien, eine neue Ära zu inaugurieren.

Von dem Umschwung, der sich vollzog, haben wir ein unvergängliches Denkmal in den historischen Schriften des Tacitus. Denn in den Historikern, namentlich in ihren politischen Anschauungen, reflektiert der Geist der Epoche, in der sie schreiben. Die taciteischen Schriften haben den Widerstreit der unbedingten Herrschaft mit den noch obwaltenden Gefühlen der republikanischen Freiheit zu ihrem vornehmsten Gegenstand; Tacitus stellt denselben in dem Sinne der neuen Ära dar. Die Schriften des Tacitus sind wie ein zwischen den verschiedenen Epochen aufgerichteter Markstein; in dem Genuß der neuen Freiheit wird die eben vergangene Zeit mit moralischer Verwerfung geschildert und dem Abscheu preisgegeben. Gewiß läßt sich gegen die objektive Gültigkeit der taciteischen Darstellung manches einwenden, und ein großer Irrtum würde es sein, Ansichten in der allgemeinen Historie zu adoptieren, die eben nur in einer entgegengesetzten Strömung der Anschauungen wurzeln. Aber auch darin liegt eine Aufgabe, daß die Schattenseiten hervorgehoben und zur Kunde der künftigen Jahrhunderte gebracht werden. Niemals ist dies großartiger geschehen, als in den taciteischen Werken. Nochmals traten die echtrömischen, altrepublikanischen Gesinnungen auf; man erkannte das Prinzipat an, jedoch unter dem Vorbehalt der Bedingung der individuellen Freiheit. Anschaulich und ergreifend werden die Abweichungen von der moralischen Grundlage alles Gemeinwesens, welche sich die früheren Imperatoren hatten zu Schulden kommen lassen, geschildert. Tacitus trägt die Gewaltsamkeit der Machthaber und das Recht der Unterdrückten mit einer Wärme der Sym-

pathie vor, die wieder Sympathie erweckt. Von diesem Gegensatz rührt die große Wirkung seiner Darstellung auf alle späteren Epochen her. Auf unmittelbare Popularität aber war es dabei nicht abgesehen. Die Sprache selbst ist von dem Gedankenreichtum angehaucht, in welchem der Autor lebt; sie ist nur für ein einsames Nachdenken recht verständlich.

Tacitus beruht zum Teil auf Seneca und knüpft an ihn an; doch ist er weit entfernt, die allgemeinen politischen, religiösen und moralischen Tendenzen Senecas und seiner Zeit zu teilen. Er glaubt an die alten Götter und hält an der Idee der römischen Weltherrschaft fest. Aber er hat vor allen klassischen Autoren den Vorzug, daß er den Eigentümlichkeiten der Nationen, mit denen die Römer kämpften, aufmerksame Beachtung widmet. Mit seinem Abscheu vor einer alles dominierenden Gewalt im Gemeinwesen hat das einen inneren Zusammenhang. Denn wie er einmal selbst sagt: in den Formen der Civilisation wurde die Knechtschaft fortgepflanzt. Die Tugenden, die er an den Germanen rühmt, sind eben die, die er an den Römern vermißt; er stellt seinen Römern die Barbaren zum Muster auf. Doch genug hievon; die taciteischen Werke sind nicht allein Geschichtsbücher, sie sind selbst eine historische Erscheinung.

Auch die äußeren Verhältnisse des römischen Reiches haben bei der Erhebung des Trajan mitgewirkt.

Fast der vornehmste Ruhm Trajans ist es, daß er das unter Domitian zweifelhaft gewordene Übergewicht der Römer über die benachbarten Völker wiederherstellte, wodurch dann zunächst die abgesonderte Entwickelung der beiden europäischen Hälften möglich wurde.

Jenes Vorhaben des Augustus, den Weltkreis gleichsam zur See zu umfassen und Germanien zu einer römischen Provinz zu machen, war aufgegeben. Man sprach nicht mehr von der Elbe und den östlichen Gewässern. Nur davon war noch die Rede, die Position, die man inne hatte, auf eine Weise zu gestalten, daß sie sich behaupten ließ. Am Niederrhein war durch den Untergang des Civilis die Scheidung zwischen den freien Germanen am rechten Rheinufer und den in Abhängigkeit von den Römern geratenen am linken neu begründet worden. Die letzteren mußten sich den Römern eben infolge ihrer Niederlage noch mehr anschließen und noch unterwürfiger werden, als bisher. Der Bestand von Colonia Agrippina und die Erneuerung der anderen Kastelle schloß jeden Angriff aus. Dagegen waren am Oberrhein und der oberen Donau deutsche Stämme in steten Konflikten mit den Römern, deren Ausgang niemand absehen konnte, wenn die Grenzen nochmals überschritten wurden.

Trajan stand als Legat in Obergermanien, als er die Nachricht von seiner Adoption durch Nerva erhielt.

Das erste Werk, das er angriff, war die Fortführung der von Moguntiacum her bereits begonnenen Grenzbefestigung, des Limes, der sich vom

Odenwald nach der Wetterau hinzog und unter dem Namen Pfahlgraben eine große Wichtigkeit für die nächste und alle folgenden Epochen gehabt hat. Der eigenste Gedanke Trajans scheint es gewesen zu sein, den Limes der Rheingegenden mit dem zu vereinigen, der die Landschaften an der oberen Donau sicherte, deren Mittelpunkt Regensburg war. Man braucht diese Namen nur zu nennen: Köln, Mainz, Regensburg, um inne zu werden, welche Bedeutung diese Grenzbefestigungen für das innere Leben von Europa überhaupt gehabt haben. Aber eine Sicherung des Reiches innerhalb dieser Grenzen war doch unmöglich, solange nicht auch die mittlere und untere Donau in der Gewalt der Römer standen.

Schon zur Zeit Cäsars war dort ein ausgedehntes Reich entstanden, welches bei den Griechen als ein getisches, bei den Römern als ein dacisches erscheint und dem römischen Reiche selbst gefährlich zu werden drohte: Cäsar soll die Absicht gehabt haben, den Kampf mit demselben aufzunehmen. Seitdem war es nun aber wieder in kleinere Reiche zerfallen, von denen damals das des Decebalus am meisten bedeutete. Es hatte seinen Mittelpunkt in Siebenbürgen, von wo es sich westlich nach der Theiß, östlich nach dem Pruth und der Dniesterbiegung, südlich nach der Donau hin erstreckte: 250 geographische Meilen weit und breit. Decebalus, streitbar und oftmals siegreich, zog die Feindschaft der Römer auf sich, so daß Trajan, der indes durch den Tod Nervas wirklich Imperator geworden war und die Regierung in einem die Zeitgenossen befriedigenden Sinne begonnen hatte, den Entschluß faßte, einen großen Kriegszug gegen ihn zu unternehmen. Im Jahre 101 ging er auf zwei Brücken, bei Ujpalenko und bei Orsova, über die Donau; die beiden Heere vereinigten sich unfern des Eisernen Thores, des Passes nach Siebenbürgen; vor Sarmizegethusa, der Hauptstadt des damaligen Dacien, das man nach Varhely setzt, schlug er die Feinde. Decebalus schickte hierauf eine Gesandtschaft, die aus den Vornehmsten seines Landes bestand; nachher erschien er selbst und warf sich dem Cäsar ohne Waffen zu Füßen. Er versprach, seine Eroberungen herauszugeben und ferner römische Krieger und Kunstverständige nicht mehr in seinen Dienst zu nehmen.

Allein zwei Jahre darauf brach der Krieg wieder aus. Jetzt (104) baute Trajan eine steinerne Brücke über die Donau, von der noch einige Pfeiler in der Gegend von Kladowa in Serbien im Fluß nahe am Ufer bemerkt werden. Leider sind die Kommentarien verloren, welche Trajan selbst nach Cäsars Beispiel über diesen Krieg verfaßt hatte. Auch andere Nachrichten haben wir nicht: die Abbildungen der trajanischen Säule müssen als eine historische Urkunde dienen; wenigstens erläutern sie die Schriftsteller. Dio sagt, daß viele Dacier zu Trajan übergegangen seien; so sehen wir auf der Säule eine Anzahl Dacier mit dem römischen Schwert, während andere das sichelförmige tragen.

Man überschritt jetzt die drei siebenbürgischen Pässe: das Eiserne Thor, den Paß Volka und den Roten Turm-Paß, und rückte in das Gebirge vor.

Die Darstellung der Säule zeigt, daß da besonders Germanen auf Seite der Römer Anteil nahmen.

Als Decebalus alles verloren sah, tötete er sich selbst. Die Säule stellt dar, wie auch die vornehmen Dacier den Ruin ihres Landes nicht überleben wollten und bei dem Feuer ihrer brennenden Häuser einander den Giftbecher zutranken.

Dacien ward nun als Provinz eingerichtet. Noch nennen die Eingeborenen die Straße, die durch die Walachei nach Siebenbürgen führt, Kalea Trajanului, und das Thor jenseit des Roten Turmes Puarte Romanilor. Sie sind die Nachkommen der Menschen, welche Trajan aus allen Ländern der römischen Herrschaft dahin verpflanzte.

Sarmizegethusa verwandelte sich in Ulpia Trajana. Es ist wohl eigentlich der letzte Kriegszug, durch welchen die Römer eine ansehnliche Provinz unterwarfen und mit römischen Kolonen besetzten, historisch deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie damit den halb nomadischen Bewegungen in den Regionen jenseit der Donau eine feste Grenze entgegensetzten. Eben an dieser Grenze aber haben sich dann infolge der Aktionen der Eingeborenen neue Kämpfe entwickelt, welche dort militärische Einrichtungen hervorriefen, die für die Nachwelt auf beiden Seiten die wichtigsten Folgen herbeigeführt haben.

Wenden wir nun aber unsern Blick auf das Innere des römischen Reiches zurück, für welches es an historischen Dokumenten ebenfalls mangelt, so bietet sich uns doch ein anderes Dokument dar, das zugleich die Regierungsweise Trajans und die öffentliche Stimmung bezeichnet, die ihm dabei zu Hülfe kam: der Panegyricus des jüngeren Plinius.

Es ist eine Anrede, durch welche Plinius als Konsul im Jahre 100 dem Kaiser im Namen des Senats seinen Dank aussprach, jedoch erst später als ein kleines Werk ausgearbeitet.

Wir können das Charakteristische der Regierungsweise Trajans daraus mit Sicherheit abnehmen. Den größten Wert legt Plinius darauf, daß Trajan sich nicht den Göttern gleichstelle: er betrachte sich als ein sterblicher Mensch, der über Menschen herrsche. Bei seinem Einzuge sei er nicht auf einem Viergespann gefahren, noch wie frühere Imperatoren von Menschen getragen worden, sondern zu Fuß sei er einhergeschritten, alle anderen durch seine hohe Gestalt überragend, so daß auch die Frauen gesehen, wer der Mann sei, dem ihre Söhne im Frieden gehorchen und im Kriege dienen sollen. Weiter hebt er dann das Verhältnis hervor, in welches sich Trajan zu dem Senat gesetzt hatte. Von anderen Fürsten seien die Senatoren von der Sella curulis her mit kalter Gleichgültigkeit begrüßt worden: Trajan habe sie mit einem Kusse bewillkommnet und sich mit einem Kusse von ihnen verabschiedet. Unter den früheren Regierungen habe der Gedanke vorgewaltet: bei dem Senat seien die in Gunst, die der Fürst hasse; er hasse die, die der Fürst liebe. Jetzt erhebe der Fürst die zu den höchsten Stellen, die der Senat ihm empfohlen habe; es herrsche ein Wetteifer zwischen Fürst und Senat zu

Gunsten ausgezeichneter Männer. Die Älteren genießen Bevorzugungen, die den Jüngeren zum Antrieb dienen. Was vom Senat gebilligt wird, gewinnt dadurch die allgemeine Beachtung. Der Fürst sieht seine Ehre darin, daß die, welche im Vergleich mit ihm zurückstehen, doch auch ihrerseits Geltung haben. Die öffentlichen Spenden verteile er an das Volk nicht, wie manche seiner Vorgänger, in der Absicht, den Haß desselben zu beschwichtigen, sondern aus wirklichem Wohlwollen, und so werde es auch aufgenommen. Zwischen diesen Geschenken und dem Donativ an die Truppen beobachte er das Gleichgewicht: denn alle seien Bürger.

Höchlich rühmt er die alimentaren Einrichtungen, die von Nerva begonnen, von Trajan in größerem Umfange ins Werk gesetzt wurden. Es waren hypothekarisch mit aller möglichen Sicherheit in den Kommunen angelegte Kapitalien, deren Zinsen zur Erziehung junger Leute beiderlei Geschlechts verwandt werden sollten. Ein Relief stellt Italia mit ihren Kindern dar, der der Kaiser die Hände entgegenstreckt. Plinius sagt: die Tausende von jungen Leuten, denen diese Stiftungen zugute kommen — er giebt wahrscheinlich bloß die Zahl der in Rom unterhaltenen auf 5000 an —, werden ihr Vaterland lieben, nicht bloß, weil es ihr Vaterland ist, sondern weil es sie ernährt; sie werden das Heer und die Tribus füllen. Bei der Erwähnung der Annona gedenkt Plinius der aus der Art, wie Trajan sie einrichtete, für das ganze Reich entspringenden Vorteile. Bei dem Handel und Wandel, Kauf und Verkauf, wie er jetzt stattfinde, habe man nirgends Hungersnot zu befürchten. Ägypten selbst, das sich gerühmt habe, die Hauptstadt zu ernähren, sei durch die Fürsorge des Fürsten bei einer Hungersnot, die daselbst eingetreten, gerettet worden. Der Begriff, nach welchem die Versorgung der Hauptstadt der Zweck aller Einrichtungen war, tritt hiebei zurück. Die Provinzen lernen die Vorteile kennen, die aus der Unterwürfigkeit unter Rom für sie entspringen. Was die Natur in jeder Provinz hervorbringt, gereicht allen zu Nutzen. Unter der Verwaltung eines weisen Fürsten kommen sie einander zu Hülfe, so daß das Reich sich selbst als ein zusammengehöriges Ganze zu begreifen anfängt.

Mit besonderer Freude begrüßt Plinius die Vorkehrungen gegen die Delatoren, welche die Kinder gegen ihre Eltern, vor allem auch die Sklaven gegen ihre Herren aufgewiegelt hätten, Es sei wie ein Sklavenkrieg gewesen, der von der höchsten Gewalt selbst in Gang gesetzt worden. Dem aber habe Trajan ein Ende gemacht. Die Sklaven haben wieder gelernt, ihren Herren zu gehorchen, was für sie selbst das beste sei. So habe auch das Ärar aufgehört, bloß einen Tummelplatz für geraubtes Gut zu bilden. Der Fiskus gestatte, daß man mit ihm rechte. Der Fürst und der freie Bürger haben dasselbe Forum. Und so könnte es fast scheinen, als sähe Plinius in dem Imperator nur eben einen Vorsteher des Gemeinwesens, welcher sonst anderen gleich sei. Doch ist das nicht sein Sinn. Er vindiziert demselben eine höhere Autorität, wie eine solche der gesetzlichen Macht gebühre.

Das Prinzipat erkennt er auf seine Weise an, nicht aber die Dominatio, kraft deren der Fürst Herr und Meister im Staat sein würde, wie ein Hausherr in seinem Gehöfte. Er sagt: der Fürst habe das, was allen gehöre; er habe ebensoviel, wie alle anderen zusammengenommen. Es kommt sogar vor: es wäre wünschenswert, der Fürst legte über den Aufwand, den er etwa bei den Kriegen machen müsse, in aller Form Rechenschaft ab. Das ganze Reich erscheint bei Plinius als eine Einheit, in deren Mitte der Fürst zu dem allgemeinen Besten waltet, — im ganzen so, wie das einst Seneca als das Wünschenswürdigste ausgesprochen hatte. Mehr als einmal geschieht der Tugend der republikanischen Zeiten Erwähnung, für welche jetzt wieder die Zeit gekommen sei. Offenbar ist es, daß wir uns hier in Vorstellungen bewegen, die einer neuen Epoche angehören. Es ist ein Schritt in der Entwickelung des Kaisertums, daß die Ideen der allgemeinen, durch die Geschichte hervorgebrachten Einheit und der persönlichen Freiheit sich mit demselben ausgleichen. Nur so konnte es geschehen, daß die historische Notwendigkeit zugleich die Fortentwickelung der Welt in einem von dem absoluten Willen freien Gebiete möglich machte. Auch der Schluß der Schrift ist bemerkenswert. Es ist ein Gebet an Jupiter Capitolinus, der als die leitende Gottheit erscheint. Er wird angefleht, den bereits empfangenen Wohlthaten die der Perpetuität derselben hinzuzufügen, und nach einer langen Reihe von Jahren, wenn ein Nachfolger nötig werde, möge er denjenigen bezeichnen, der auf dem Kapitol adoptiert zu werden verdiene.

Mit diesen Schlußworten berührt Plinius die größte Schwierigkeit, welche bei dem Fortbestand des Reiches notwendig eintreten mußte und wirklich eintrat.

Der kriegerische Trajan hielt es für seine Pflicht, das Ansehen des römischen Reiches auch nach einer anderen Seite hin, wo es unter Nero geschädigt worden war, wiederherzustellen.

Im Orient hatte Nero einen Arsaciden auf dem Throne von Armenien anerkannt, was dann das Übergewicht der Parther in diesen Landstrichen herbeiführte, dem Trajan ein Ende machen zu müssen glaubte.

Ich sehe nicht, warum man es ableugnen will, daß aus dem entfernten Asien Aufforderungen an die Römer gelangt seien, um ihre Hülfe gegen den Arsacidenkönig Chosroës in Anspruch zu nehmen. Dazu nun machte sich Trajan wahrscheinlich im Jahre 114 auf. Wenigstens besitzt man eine Münze von diesem Jahre, in welcher die Abreise des Augustus verherrlicht wird, und in dem folgenden finden wir Trajan mit überlegener Macht in Armenien vorrückend. Denn darin lag die erste Frage, ob Armenien von den Römern oder von den Parthern abhängen sollte.

Parthamasiris, Neffe des Chosroës und von diesem in Armenien eingesetzt, war doch nicht gemeint, seine Krone in einem Kampf auf Leben und Tod gegen die Römer zu verteidigen; er erschien in der ersten armenischen Stadt, welche Trajan eingenommen, und legte sein Diadem in dem ver-

sammelten Heereslager vor Trajan, der auf seinem Suggestus saß, nieder, in der Erwartung, dieser werde ihm dasselbe zurückgeben. Nicht so aber verstanden die Legionen die Demütigung des Arsaciden: sie begrüßten dieselbe als ein Zeichen völliger Unterwerfung mit militärischem Jubel. Betroffen von diesem Geschrei, aber nicht erschreckt, verlangte Parthamasiris ein Zwiegespräch mit dem Imperator, das aber zu nichts führte: denn der Imperator konnte nichts verfügen, was sein Heer mißbilligt hätte. Trajan behandelte Armenien als ein den Römern von Rechtswegen unterworfenes und nun wiedergehöriges Land. Auch in den benachbarten Gebieten erneuerte sich nun der alte Einfluß der Römer. Der Fürst von Edessa ergab sich unter Vermittelung seines Bruders, der in der Umgebung des Imperators eine gewisse Rolle spielte; anderwärts erhoben sich die den einheimischen Fürsten zugesendeten, aber nicht allein unthätig gebliebenen, sondern von diesen aus Furcht in einer Art Gefangenschaft gehaltenen römischen Truppen unter Führung eines mutigen Centurio. Der Zug des Imperators war zugleich unaufhörliche Kriegsübung: er selbst war zu Fuß wie die Legionen: er durchwatete mit ihnen die Flüsse. Zuweilen ließ er sie durch falsche Nachrichten allarmieren, um ihre Streitfertigkeit zu erproben. Feste Orte, wie Nisibis, wurden mit Gewalt genommen. Mit den freilich keineswegs unzweifelhaften Berechnungen der Jahre stimmt es überein, wenn man annimmt, daß Trajan nach diesen Vorbereitungen nach Antiochia zurückging, wo er sich zu dem Unternehmen gegen Parthien selbst gerüstet hat, das entscheidend werden sollte. Der Senat hatte ihm die Titel Optimus und Parthicus votiert; Trajan machte kein Hehl daraus, daß ihm der erste am besten gefiel: der andere war erst noch zu verdienen. Dem setzten sich jedoch größere Schwierigkeiten entgegen, als man ahnen konnte. Mitten in den Kriegsrüstungen traf ihn zu Antiochia, wo sich alle militärischen, administrativen, merkantilen Interessen vereinigten, eines der entsetzlichsten Erdbeben, welches die alte Welt verwüstet hat. Er selbst geriet dabei in persönliche Gefahr; die Berichte der Zeit, die auch das Kaisertum gern mit Wundern umgeben, erzählen von einer übermenschlichen Gestalt, die den Kaiser aus den zusammenstürzenden Gemächern gerettet habe. Mit möglichster Anstrengung schritt man hierauf zu dem großen Unternehmen.

Der Imperator eroberte Seleucia und Ktesiphon; er nahm die Landschaft, in welcher einst Alexander den Darius Codomannus besiegt hatte, in Besitz: Schiffe, die von den Mündungen der Flüsse nach Indien abfuhren, riefen in ihm die Erinnerung an Alexander auf. Diese wurde in der Epoche überhaupt aufs lebendigste im Gedächtnis erneuert. Trajan soll gesagt haben, er würde nach Indien gehen, wenn er nur jünger wäre. Die Parther leisteten damals keinen nachhaltigen Widerstand; der goldene Stuhl der Arsaciden fiel in die Hände des römischen Imperators. Aber nun auf dem Wege Alexanders des Großen weiter vorzudringen, war schon deshalb unmöglich, weil die nächsten Provinzen keineswegs einen sicheren Rückhalt darboten. Die

Parther wurden durch eine Empörung gerettet, welche in den eben eroberten Städten Seleucia und Nisibis ausbrach. Auch die alten Freunde der Parther, die Juden, haben sich in diesem Augenblick nochmals erhoben, und zwar zugleich in Afrika und in Asien. Dort haben sie die Römer und Griechen, die in ihre Hände gerieten, gräßlich zu Grunde gerichtet. Und an den Grenzen selbst leisteten die Orientalen, in denen sich eigentümliche Regungen Bahn machten, einen hartnäckigen Widerstand. Vor dem geheimnisvollen Sonnenpalast in Hatra wich Trajan, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück. Es blieb dabei, was schon das Resultat der Niederlage des Crassus gewesen war: dem römischen Reiche waren dort unübersteigliche Schranken gezogen. Der tapfere Trajan selbst ward bei dem Rückzug von einer Krankheit ergriffen, der er im August 117 erlag.

In den Konflikten der Zeit nicht allein, sondern für die allgemeine Entwickelung war dieser Todesfall ein bedeutendes Ereignis. Trajan muß als der Imperator betrachtet werden, dem es am besten gelang, die beiden großen Zweige seines Amtes gut zu verwalten. Nur sehr außerordentliche Umstände hatten es möglich gemacht.

Von ihm war der Krieg selbst noch glücklicher geführt worden als von Vespasian. Er hatte die Grenzen des Reiches erweitert und zuletzt auch die Schmälerung desselben im Orient, welche unter Nero vorgefallen war, wettgemacht. Und zugleich war es ihm gelungen, auch im Inneren eine neue Ära der Gesetzlichkeit und einer mit der Monarchie vereinbarten Freiheit anzubahnen. Den Ruhm, der beste der Kaiser gewesen zu sein, verdient er bei weitem eher, als Titus, dessen Einwirkung nur eine vorübergehende und flüchtige gewesen ist. Trajan hat die äußere Macht und innere Freiheit auf unwandelbaren Grundlagen befestigt. Da trat nun die inhaltschwere Frage ein, ob er einen Nachfolger haben würde, der den doppelten Anforderungen auf eine ähnliche Weise, wie er, genügen würde. Schon Plinius hatte diese Frage, indem er sie erhob, gleichsam an die Götter gerichtet. Soviel sich urteilen läßt, hat noch Trajan in seinen letzten Augenblicken seinen Nachfolger bezeichnet. Aber so nahe ihm dieser stand, so schlug er doch unverzüglich eine andere Richtung ein; er schickte sich nicht an, den Krieg fortzusetzen, sondern den Frieden wiederherzustellen.

Zehntes Kapitel.

Zeiten des äußeren Friedens und inneren Gedeihens.

Von den römischen Eroberungen war keine in so enge Beziehungen zu der Hauptstadt getreten, wie die pyrenäische Halbinsel. Sie war eher römisch, als das obere Italien, und das selbst entschiedener, als das untere, in welchem die Griechen allezeit einen besonderen Bestandteil bildeten. Aus den in Corduba angesiedelten vornehmen Römern entsprang Seneca, der erste Römer, der eine eigentümliche Weltanschauung in die griechisch-römische Philosophie brachte. Noch entscheidender vielleicht war Italica, welches Scipio aus den Veteranen seines Heeres gebildet hatte, wo dann — man kann daran nicht zweifeln — die Erinnerungen an die altrömische Tapferkeit und der geistige Schwung, den ihr Scipio eingehaucht hatte, fortwirkten; von da stammte der größte Kriegsmann dieses Jahrhunderts. Das mag wohl damit zusammenhängen, daß sich in Kolonien überhaupt der Geist freier von den engen Beziehungen des Herkommens zu entwickeln vermag, ohne doch die eingeborene Eigentümlichkeit zu verlieren, wie man im Altertum an einigen griechischen Kolonien — z. B. Syrakus — bemerkt und in neueren Zeiten in Amerika erlebt hat.

In Rom nimmt man eine eigentümliche litterarische Rückwirkung schon damals auch von Afrika her wahr, wo sich Autoren ersten Ranges und große Juristen hervorthaten, wie sich einige Zeit später gallische Kulturelemente und eine militärische Ausbildung von der größten Bedeutung für die Welt in Illyrien unterscheiden lassen. Alles wirkte auf die Kapitale zurück. Entfernen wir uns aber nicht aus den Zeiten, in denen wir stehen.

Corduba war die älteste aus Römern und vornehmen Provinzialen zusammengesetzte Kolonie, die, soviel man sieht, keine militärische Besatzung hatte; die epigraphischen Denkmale, die von derselben übrig sind, beweisen aber ein ausgebildetes municipales Leben. Der Sitz des Legaten der Legion war Italica. Noch in dem sechzehnten Jahrhundert trugen die Ruinen den Namen La Talca.

In den Inschriften von Italica finden sich zuweilen die Ulpier, von denen Trajan abstammte, häufiger die Älier, aus denen Hadrian hervorging. Dieser Name selbst erinnert an den Ursprung aus Italien, indem sich das Geschlecht von einem Stammvater herleitete, der aus Hadria in Picenum gebürtig gewesen sei. Die beiden Familien waren auf das engste verbunden; eine Vaterschwester Trajans war mit einem Älier vermählt, dessen Enkel Publius Älius Hadrianus war.

Der Vater Hadrians war früh gestorben; dieser selbst war in Rom auferzogen worden, dann aber wiederum zu seiner Mutter nach Gades zurück-

gekehrt. Dort ergab sich der junge Mensch, der vom ersten Augenblick an die mannigfaltigsten Fähigkeiten an den Tag legte, dem Vergnügen der Jagd. Trajan wollte ihn nicht dabei verkommen lassen: er beschied ihn zu sich und behandelte ihn als seinen Sohn. Durch seine Gemahlin Sabina trat der junge Hadrian in eine noch engere Verbindung mit der Familie der Ulpier: sie war die Enkelin einer Schwester Trajans. Trajan war wenigstens nicht dawider. Hadrian wurde hierauf noch mehr in die Dienste des Kaisers gezogen: er hat die Reden desselben im Senat verlesen; dabei geschah ihm aber, daß er durch seinen provinziellen Dialekt unangenehm auffiel, worauf er sich befliß, diesen Fehler abzulegen. Er folgte dem Kaiser in seine Feldzüge und verfehlte nicht, dabei auch die Enthaltsamkeit und Strenge desselben nachzuahmen. Er erwarb in Bezug auf den Dienst im Lager einen guten militärischen Namen. Der Kaiser hatte ihm wohl einen Diamanten geschenkt, der ihm selbst vom Senat verehrt worden war. Daß er ihn nun aber auch für den besten Oberanführer gehalten hätte, läßt sich nicht nachweisen. Mehrere andere werden genannt, wie Palma, Celsus, Quietus, die ihn in der Heerführung übertrafen. Auch keinen von diesen ernannte Trajan; denn wer überläßt nicht am liebsten die Zukunft ihr selber? Erst in den letzten Augenblicken seines Lebens, unter der Einwirkung seiner Gemahlin Plotina, ist die Adoption Hadrians geschehen, wenn sie überhaupt geschehen ist. Die syrischen Legionen, an deren Spitze Hadrian stand, begrüßten ihn als Imperator; er wies das nicht zurück — weil ja das Reich einen Imperator haben müsse; dann aber entschuldigte er sich darüber beim Senat, denn anders sei es in einem gefährlichen Moment des Krieges nicht möglich gewesen. Erwägt man seine Lage, so konnte sie ihn nicht zur Fortsetzung des Krieges animieren. Denn was hätte wohl daraus erfolgen können, als daß er von den größeren militärischen Talenten anderer Heerführer in Schatten gestellt worden wäre? Und überdies: die Absichten Trajans waren zu weit ausgreifend gewesen, als daß sie von einem anderen hätten aufgenommen werden können.

Hadrian begann seine Regierung mit einem Entschluß, in dem sich seine geistige Selbständigkeit manifestierte. Er hielt für notwendig, die Grenzen im Orient zu pacifizieren, was ohne einen Rückgang in dem soeben erworbenen Übergewicht der Römer nicht möglich war. Um die Parther zu befriedigen, hatte Trajan einen nationalen König aufgestellt, dem sie aber den Gehorsam versagten. Hadrian willigte in die Absetzung des Schützlings der Römer durch die Parther, zufrieden damit, daß dieser von einigen kleinen Völkerschaften anerkannt wurde. Auch durch andere Nachgiebigkeiten hat er sich der Freundschaft der Parther zu versichern gewußt. Er zog die römischen Truppen an den Euphrat zurück. Aus einem Schriftsteller, der eben hier aus den eigenen Aufzeichnungen Hadrians geschöpft haben wird, Älius Spartianus, entnehmen wir sein Motiv, welches darin bestand, daß an vielen Stellen des Reiches, namentlich in Judäa und Ägypten, Empörungen aus-

gebrochen und die Nachbarn an den von Trajan erweiterten Grenzen allenthalben in Bewegung waren. Hadrian säumte nicht, das sich unaufhörlich regende Judentum zu unterdrücken; an die Stelle des Jehovah-Tempels trat die römische Älia Capitolina. Das System Hadrians war nun, mit den benachbarten Fürsten freundschaftliche Verhältnisse einzugehen, wie mit den Iberern und Albanern im Orient, an der Grenze von Mösien mit den Roxolanen, denen er die Zahlungen, welche sie nach dem Herkommen forderten, unverkürzt weiter leistete, und mit den germanischen Stämmen, unter denen er angesehene Oberhäupter zu Königen ernannte. Doch geschah das nicht ohne Verstärkung und Übung der an den Grenzen lagernden Legionen, mit denen der Kaiser auch nachmals, wenn er sie besuchte, alle Beschwerden und ihre frugale ländliche Kost teilte, indem er so zugleich die Magazine und die Provinzialkassen in guter Ordnung hielt. Er duldete keine zu alten, wollte aber auch keine zu jungen Soldaten. Zu den Befehlshaberstellen nahm er Männer im Vollbart, erfahren, aber noch kräftig, die sein Vertrauen besaßen, ohne daß er sich viel darum gekümmert hätte, ob sie beliebt waren oder nicht. An dem Limes zwischen Rhein und Donau traf er so gute Anstalten, daß das Land vor plötzlichen Einfällen gesichert wurde. So gab er auch dem britannischen Wall eine haltbare Erweiterung und Befestigung. Dieser bildete eine zusammenhängende Reihe von Wällen, Gräben, Türmen und Kastellen zu Schutz und Trutz von Meer zu Meer, deren Ruinen man dort mit Bewunderung wahrnimmt. Appian versichert, man habe nicht weitergehen wollen, weil das Land nichts einbringen würde. Der Limes sprang nun von Nordbritannien an den Niederrhein über, erreichte dann bei den alten Kastellen des Drusus jenen Sinus Imperii, dessen Grenze in Germanien der Pfahlgraben ist, und der sich dann längs der Donau fortsetzte. Durch eine doppelte Befestigung, die der britannischen ähnlich war, wurden Mösien und die untere Donau geschützt. An dem Schwarzen Meere hielten die bosporanischen Könige, die im Klientenverhältnis zu den römischen Kaisern standen, die Wacht. An den asiatischen Küsten erhob sich Trapezunt zu einer großen Metropole des Handels und der Kultur; es war mit einem wohlbefestigten Hafen versehen. Die Binnenbefestigung in Asien wurde durch Bündnisse mit den benachbarten Völkern gesichert; zuweilen erscheinen die Könige der Iberer in Rom. Für den Besitz Vorderasiens war es von größter Wichtigkeit, daß Armenien in Abhängigkeit von den Römern erhalten wurde, was man dadurch erreichte, daß man es einem König von arsacidischem Stamme anvertraute. In Mesopotamien wurden die alten griechischen Ansiedlungen durch römische Einzöglinge verstärkt. Überall finden wir römische Legionen. Im oberen Mesopotamien erhielt sich das aus syrisch-griechischen Elementen erwachsene mixobarbarische kleine Reich der Abgare von Edessa, die soeben durch ihr Schwanken zwischen Parthern und Römern sich das schwerste Schicksal zugezogen hatten. Der Euphrat bildete unter Hadrian im Osten die Grenze des römischen Reiches. Seleucia und Ktesiphon waren noch

zwischen den beiden Welten, der orientalischen und occidentalischen, streitig. Palmyrene wurde von Hadrian mit der Provinz Syrien vereinigt. Das System beruhte darauf, daß die Beschränkungen doch nicht erzwungen, sondern mit einer Überlegenheit der römischen Waffen verbunden waren. Wir vernehmen, daß die Anträge mancher benachbarter Völkerschaften, sich den Römern anzuschließen, von diesen abgelehnt, andere aber, welche in das römische Gebiet feindlich einzudringen die Begierde hatten, durch den Anblick der militärischen Tüchtigkeit der ihnen gegenüber lagernden Legionen abgeschreckt worden seien.

Von diesen unbesiegbaren Bollwerken umgeben, durch das Atlantische Meer und durch die afrikanische Wüste gesichert, genoß nun das römische Reich eines Friedens, in welchem für den Fortschritt einer ruhigen Entwickelung Raum gemacht wurde. Sobald als möglich eilte Hadrian nach Rom, wo er mit einem Triumph begann, wohlverstanden jedoch im Namen Trajans, nicht in seinem. Er bewirkte, daß das Andenken Trajans die herkömmliche Sanktion erhielt, und wurde alsdann als Imperator begrüßt. Man darf das nicht unbemerkt lassen, weil darin doch wieder eine Rückkehr zu einem die Nachfolge bestimmenden Familienverhältnis lag, das sich dann auch weiter fortgesetzt hat. Nach Ereignissen, welche einen Umsturz der bestehenden Gewalt, wie beim Untergang der Claudier und Flavier, herbeiführten, sind immer wieder Successionen eingetreten, die eine Zeit lang vorgehalten haben. Doch ist der erste Eintritt Hadrians nicht ohne Gewaltsamkeiten geschehen. Als seine wirksamsten Gehülfen dabei werden die beiden Praefecti Praetorio, Attianus, ebenfalls einst sein Vormund, und Sulpicius Similis, genannt; mit deren Unterstützung habe er sich der vornehmsten seiner Nebenbuhler, die ihn, sei es bei einer Jagd oder bei einem Opfer hätten umbringen wollen, entledigt: es waren Cornelius Palma und Publilius Celsus, die schon vorher nach der höchsten Gewalt getrachtet hatten, und Nigrinus, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Hadrian hat behauptet, sie seien eigentlich gegen seinen Willen auf Befehl des Senats umgebracht worden. Auch er erwies dem Senat die Rücksicht, deren sich derselbe unter Trajan erfreute. Für einen durch die Legionen erhobenen Imperator hat es doch eine große Bedeutung, daß er den Schwur Nervas erneuerte, gegen keinen der Senatoren das Recht des Schwertes geltend zu machen. Erhebung in den Senat erklärte er für die höchste Ehre, die er überhaupt erweisen könne. Nie versäumte er eine Sitzung des Senats, wenn er sich in der Nähe befand. Die, welche ihn besuchten, empfing er mit der Ehrerbietung, die sie in Anspruch nahmen. Die Ritter zog er hervor und beschäftigte die, die dessen bedurften, in seinem Dienst. Er nahm sie in das Konsilium von Senatoren und Rechtsgelehrten auf, welches bei der Beratung schwieriger Rechtsfälle ihm zur Seite stand und jetzt erst eine feste Gestalt erhielt. In der Verwaltung übertrug er ihnen einige der wichtigsten Ämter, die bisher in den Händen von vertrauten Freigelassenen gewesen waren. Doch wollte er den

Rittern keinen Anteil an den gerichtlichen Verurteilungen der Senatoren gestatten. Das Volk von Rom wußte er durch eine Freigebigkeit, welche mit der der julisch-claudischen Cäsaren wetteifern konnte, zu befriedigen. Was unter Nerva und Trajan begonnen, die Herstellung des Gleichgewichts zwischen beiden Gewalten, bestand auch fortan. Für die allgemeine Regierung hielt Hadrian den Grundsatz fest, daß die Fehler seiner Vorgänger hauptsächlich daraus entsprungen seien, daß sie ihren Freigelassenen zu viel Spielraum gewährt hätten. Sueton, der Geheimschreiber Hadrians, hat in seinen Lebensbeschreibungen der vorangegangenen Kaiser diesem Gesichtspunkt einen besonders durchgreifenden Ausdruck gegeben.

Für Hadrian hatte das die Folge, daß er der Organisation des Reiches eine neue, von der Hofhaltung unabhängigere Gestalt gab, die seinen Nachfolgern zum Muster gedient hat. Allgemein verrufen sind die Unordnungen, welche durch die Rückstände bei der Steuerzahlung eingerissen waren. Hadrian hat dieselben mit einem Schlage für ungültig erklärt und für die Folgezeit eine alle fünfzehn Jahre wiederkehrende Revision der Steuerreste und des gesamten Steuerwesens angeordnet: eine Einrichtung, auf die sich die späteren Indiktionen zu begründen scheinen.

Genug, indem Hadrian in der politischen Richtung, welche bei dem Tode Domitians hervorgetreten war, weiter fortschritt, den Ansprüchen der senatorischen Geschlechter Rechnung trug und den persönlichen Rückwirkungen der Hofhaltung Einhalt that, hielt er doch an der berechtigten Pflicht der Imperatoren fest, den allgemeinen Interessen zu dienen. Wir werden sogleich des Anteils gedenken, den er an der Gründung einer festen Rechtspflege hat. Hier werde noch zweier anderer Anordnungen gedacht, die ihn unvergeßlich machen. Er verfolgte die Menschenopfer, die man noch hie und da in punischer Weise vollzog. Und zugleich machte er dem Mißbrauche, daß das Leben des Sklaven von dem guten Willen des Herrn abhing, ein Ende; er verbot den Herren, ihre Sklaven umzubringen. Dadurch zuerst kamen die Sklaven in eine unmittelbare Beziehung zu dem Staate und zu dem Rechte. Hängt aber nicht das eine mit dem anderen genau zusammen? Es liegt eine Idee angeborener Menschenrechte hiebei zu Grunde, die sich allmählich Bahn bricht.

Hadrian scheint es ganz gefühlt zu haben, was es hieß, der erste Mann unter alle den Bevölkerungen zu sein, die das Mittelmeer umgaben, und welche die Kultur der Menschheit in sich schlossen.

Er hat sein Reich unaufhörlich durchzogen. Er hat den Ätna und den Mons Casius bestiegen, um sich an dem Anblicke des Sonnenaufgangs zu weiden. Er hat seinen Namen auf der Memnonsäule in Ägypten eingraben lassen. An dem Eise der Donau und in der Glut der afrikanischen Sonne ist er mit unbedecktem Haupt einhergegangen. Allenthalben hat er die Denkmäler der Kunst in Augenschein genommen. Doch war das nicht etwa sein einziger Zweck. Aus einem Privatbriefe, der von ihm übrig ist, ersieht man, daß er nicht allein das alte Ägypten aufsuchte, sondern das damals gegen-

wärtige in Augenschein nahm. Von der beweglichen Stimmung der Einwohner war er nicht erbaut. Die Betriebsamkeit der Alexandriner schildert er mit einer gewissen Ironie. Er hat dieser Stadt aber einige Privilegien gewährt, und nicht ohne Befriedigung erwähnt er den Dank, der ihm dafür zu Teil geworden sei. Die Villa unfern Rom, auf der Hadrian die letzten Jahre verlebte, bildete, wenn wir so sagen dürfen, eine Centralhalle für die bedeutendsten Denkmale, an denen Hadrian sich auf seiner Reise erfreut hatte, besonders aus Athen. Tibur war vielleicht die schönste Kunstschöpfung, oder wenigstens die reichste; alle Museen Europas sind aus den Ruinen derselben mit Bildsäulen versehen worden.

Wir haben ein Denkmal dieser Zeiten übrig, jedermann kennt es: es ist das Mausoleum Hadrians, welches freilich später ganz anderen Zwecken gedient hat.

In unmittelbarer Nähe des Flusses, welcher nun einmal der Mittelpunkt der Welt geworden war, erhob sich auf einer mit parischem Marmor bekleideten viereckigen Basis ein Rundbau von kolossalen Dimensionen. Wie in den Pyramiden der ägyptischen Könige entdeckt man auch in jenem ursprünglichen Grundbau Grabkammern für Urnen und für Sarkophage. Dem Baumeister schwebten aber nicht allein ägyptische, sondern auch die altrömischen Denkmale vor.

Wenn von den früheren Imperatoren einer ein Redner, ein anderer ein Musiker, ein dritter ein Dichter gewesen war, so war Hadrian in allen Wissenschaften und in allen Künsten bewandert. Er war recht ein Mann der allgemeinen Kultur, die niemals weiter verbreitet oder den Menschen wichtiger erschienen ist als damals.

Man darf sich das römische Reich im zweiten Jahrhundert nicht als ein durchaus von Rom abhängiges Gemeinwesen denken. Denn überall im Umkreis desselben bestanden die alten landschaftlichen Kantone, vor allem in Griechenland und Vorderasien. Hier blühten die philosophischen Schulen, aber noch mehr die Sophistik, d. i. die öffentliche Rede als Kunstübung betrachtet. Man wird in deren Beurteilung nicht zu hart sein dürfen. Die Redekunst hatte ihren vornehmsten politischen Zweck verloren. Nur in den Gerichtsverhandlungen, namentlich in denen, die vor dem Kaiser stattfanden, war sie nicht ohne Wert. Aber auch abgesehen von einem unmittelbaren Zweck, gewährte sie dem griechischen Geiste eine seiner Natur analoge Beschäftigung, selbst als sie Deklamation geworden war und Gegenstände mehr des allgemeinen Wissens aus der Geschichte der alten Republik behandelte. Der Scharfsinn, mit dem alles erwogen wurde, und die Form des Vortrags erregten die Aufmerksamkeit der gebildeten Menge. In Rom selbst fanden die Redekünstler eben unter Hadrian Eingang und Beifall. Hadrian hat wohl einen derselben, den namhaftesten von allen, Herodes Atticus, zu den höchsten Ehren erhoben, einen anderen, Polemon, mit reichen Geschenken bedacht, einem dritten große Räumlichkeiten zu seinen rednerischen Leistungen eröffnet. Die

Sophisten waren Schauspieler, aber ihre Vorträge beschäftigten die Zuhörer mit Gedanken und Erinnerungen, die etwas Ideales in sich trugen.

Im zweiten Jahrhundert finden wir rhetorisch-grammatische Schulen, für beide Sprachen bestimmt, in den großen Städten Galliens. Die Einrichtung besoldeter Lehrstühle in den vornehmsten Städten des Reiches, die Hadrian, wenn nicht zuerst, so doch systematischer als seine Vorgänger durchführte, hat zur Erhaltung der litterarischen Kultur in dieser Epoche und zur Fortpflanzung derselben in eine spätere vorwiegend beigetragen. Wenn man erzählt hat, er habe sich gegen die Gelehrten und Künstler, die er um sich sammelte, doch nicht immer unparteiisch erwiesen, einen mißfälligen Widerspruch sogar auf das härteste bestraft, so verrät das eine rücksichtslose, herrische Natur, aber sein Verdienst kann es an sich nicht schmälern.

Für Hadrian walteten nun, wenn er zu einer Adoption schreiten wollte — auch er hatte keinen Sohn —, nicht dieselben Schwierigkeiten ob wie für Trajan; denn eines bewährten Kriegsmannes bedurfte er nicht. Dennoch waren mit diesem letzten Akt seiner Regierung ähnliche Gewaltsamkeiten verknüpft, wie mit dem Anfang. Hadrian konnte nichts weniger ausstehen, als wenn jemand die Succession im Imperium, zu dessen sicherem Besitz es damals wünschenswert erschien, daß kein bestimmter Nachfolger im voraus anerkannt war, in Anspruch nahm. Die ziemlich durchsichtigen Andeutungen einer solchen Prätension, welche sein Schwager Servianus für seinen Enkel, nicht für sich selber — denn er zählte schon neunzig Jahre — sich erlaubt hatte, veranlaßten den Cäsar, beide, Großvater und Enkel, zugleich hinrichten zu lassen. Vor seinem Tode bezeugte Servianus vor den Göttern, denen er Weihrauch anzündete, seine Unschuld und flehte sie zugleich an, daß Hadrian, wenn er zu sterben wünsche, nicht sterben könne: eine Erzählung, die damit zusammenhängt, daß Hadrian in eine unheilbare Krankheit fiel, von der er durch den Tod befreit zu werden auf das ernstlichste herbeisehnte. Er forderte seine Sklaven auf, ihn umzubringen, und seinen Arzt, ihm Gift zu geben. Niemand aber hätte es wagen dürfen, der geheiligten Person des Cäsar ein Leid anzuthun; denn nach seinem Tode standen ihm göttliche Ehren bevor. Hadrian rief zähneknirschend aus: Andere könne er töten, aber nicht sich selber.

Statt des Schwagers hatte er sich den Lucius Cejonius Verus zum Nachfolger ausersehen, gleich als wolle er das Unrecht wieder gut machen, das er einst an Nigrinus, seinem gefährlichsten Nebenbuhler, begangen hatte; denn dessen Schwiegersohn war der Erwählte. Hadrian sparte keine Kosten, die Anerkennung dieser Adoption bei Volk und Senat durchzusetzen. Cejonius, dem er bereits den Namen Älius gegeben hatte, starb aber noch vor ihm. Hierauf nun wandte Hadrian sein Augenmerk auf Titus Aurelius Antoninus, der aus einer römischen Kolonie stammte, wie Hadrian, dem an der Straße nach Spanien gelegenen gallischen Nemausus. Er gehörte der ursprünglich sabinischen, mit sacralen Vorrechten ausgestatteten Familie der Aurelier an. Antonin hatte sich nicht im Krieg, wozu keine Gelegenheit war, aber in der

Verwaltung einen guten Namen gemacht und überhaupt den Ruf eines moralisch vortrefflichen und zu den Geschäften tauglichen Mannes erworben. Hadrian soll ihn den Senatoren mit der Reflexion empfohlen haben, daß es zweierlei Söhne gebe: solche, welche man der Natur oder, wie er sagt, dem Dämonion verdanke, die dann leicht mit allerlei unliebsamen Fehlern behaftet sein könnten, und solche, die man sich selbst nach ihrem Verdienst und ihren Eigenschaften aussuche. Einen Mann dieser Art erblickt er in Antoninus. Hadrian legte ihm die Pflicht auf, zwei Männer zu adoptieren, durch die er gleichsam auf seine erste Adoption zurückkam; der eine war der Sohn des Cejonius, Älius Verus, und der andere Marcus Annius, welcher durch die Adoption den Namen Aurelius Antoninus empfing; es ist der so berühmt gewordene Marc Aurel.

Hadrian fügte also seinen übrigen Verdiensten auch das hinzu, daß er dem Gemeinwesen die beiden durch ihre Tugenden berühmtesten Kaiser, Antoninus Pius und Marc Aurel, verschaffte. Nicht minder hoch darf man anschlagen, daß beide Senatoren waren und ihr Ansehen dem guten Verhältnis verdankten, das zwischen dem Imperator und dem Senat überhaupt bestand. Von dem Großvater Antonins wird erzählt, er habe Nerva bedauert, als derselbe das Imperium annahm: der Enkel that es nun selbst, aber unter glücklicheren Umständen. Das Reich befand sich in vollkommenem Frieden; er bedurfte keines Gehülfen, wie Nerva; nirgends war ein Widerstand zu befürchten, Antonin konnte seine friedliche Autorität in vollem Umfang ausüben. Er war der erste Imperator, der aus dem Senat unmittelbar hervorging. Bald nach vollzogener Adoption ist Hadrian gestorben. Antonin verdiente sich den Beinamen Pius hauptsächlich dadurch, daß er dem Widerstand zum Trotz, der sich im Senat regte, dem Adoptivvater göttliche Ehren dekretierte. Man erzählt, der Senat habe gezögert, die Acta Hadriani im allgemeinen zu bestätigen; Antonin habe darauf erwidert: er könne dann nicht Princeps sein, denn seine Adoption gehöre zu den Acta Hadrians.

Antonin war eine von Hadrian durchaus verschiedene Natur, weit entfernt von dessen heftigem, rücksichtslosem Wesen. Er besaß jene freundliche Milde, welche die Herzen gewinnt. Er war nüchtern und fleißig, unter anderem auch beim Landbau, ohne jedoch einen Ehrgeiz darin zu suchen. In allen häuslichen Verhältnissen hat er sich musterhaft betragen; auch durch die Fehler seiner Frau ließ er sich darin nicht beirren. Dieser selbst sagte er: indem er die Regierung übernehme, gewinne er doch nichts für sich selbst dabei; vielmehr müsse, was sein Eigen gewesen, jetzt der Republik zu gute kommen. Schon bisher war er an der Regierung wesentlich beteiligt gewesen. Man bemerkte, daß er bei den Beratschlagungen, die dann vorkamen, immer für die mildere Meinung gestimmt habe. Von seinem Prokonsulat in Asien, einem Amte, das leicht zu Eigenmächtigkeiten und Bereicherungsgelüsten Anlaß gab, war das allgemeine Urteil, er habe es nicht allein mit Würde, sondern mit einer gewissen Heiligkeit verwaltet. Nachdem er jetzt der Nachfolger

Hadrians geworden, beließ er alle, die dieser mit höheren Ämtern bedacht hatte, in denselben. Er hat, worin ihm Tiberius vorangegangen war, die Vorsteher der Provinzen sieben, selbst neun Jahre lang in ihrem Amte gelassen. In den Staat, der erst von den republikanischen Parteien und dann von der Gunst oder Ungunst der Kaiser und ihrer Liberti in steter Gärung erhalten worden, kam dadurch endlich die Stabilität einer wirklichen Monarchie. Wie Hadrian, so war auch Antonin streng gegen seine Freigelassenen und Hausgenossen. Er erwies jedem Senator die Ehre, die er selbst in Anspruch genommen hatte, als er Senator war. Es kam nun wirklich dahin, daß unter dieser Regierung kein Senator hingerichtet wurde. Einen, dem ein todeswürdiges Verbrechen nachgewiesen wurde, hat der Senat selbst auf eine Insel verwiesen. Seine Prokuratoren hielt Antonin in strenger Zucht, indem er ohne Schwierigkeit die anhörte, welche sich über dieselben beklagten. Wir erinnern uns, wie hoch man es dem Trajan anschlug, daß er Beschwerden gegen seinen Fiskus annahm. Es war der Weg, den Trajan gebahnt und Hadrian innegehalten hatte, dem auch Antonin folgte.

Dabei aber vermied Antonin doch manches, was man Hadrian zur Last gelegt hatte. Er war neidlos gegen Talent und Wissenschaft: allen denen, welchen eine specifische Wissenschaft beiwohnte, gab er gerne nach, namentlich denen, welche die Kunde der Gesetze besaßen. Die Anstellungen in den rhetorischen Lehranstalten der Hauptstädte des Reiches gewannen größere Festigkeit. Alle die philosophischen Schulen, welche damals blühten, hatten ihre Lehrer: wir lesen bei Lucian, wie hoch diese Stellungen angeschlagen wurden, wie man sich darum stritt und beneidete. Antonin hielt darüber, daß ein jeder seines Amtes wartete; niemand sollte ein Besoldung beziehen, ohne einen Dienst zu leisten. In der Veranstaltung von Schauspielen und anderen Vergünstigungen an das Volk beobachtete er die größte Mäßigung. Er bekümmerte sich nicht um die Acclamationen der Menge. Nur die Sache selbst, so rühmt sein Nachfolger, habe er vor Augen gehabt; er habe die Dinge kommen sehen und für das Geringste Aufmerksamkeit gezeigt; niemals habe er etwas mit Leidenschaft ergriffen: er habe nichts im Schweiße seines Angesichts gethan, aber auch Überdruß habe er niemals empfunden, weder gegen Personen, noch in Bezug auf die Sachen; an seinen Freunden habe er allezeit festgehalten. Oftmals sei er von Kopfschmerz heimgesucht worden; nachdem er denselben überstanden, sei er mit vollkommener Heiterkeit an die Geschäfte gegangen. In Antonin erscheint die Monarchie in ruhiger und sicherer Fassung, selbstgenügsam und stark. An die Stelle der Tyrannei, welche das Prinzipat ausübte, sieht man eine väterliche Gewalt treten, welche doch nicht ohne Strenge war. Einige Bewegungen sind auch unter Antonin entstanden — es kam zu Empörungen in Achaja und Ägypten —, sie wurden aber sofort unterdrückt. Der Friede, den Hadrian an allen Grenzen herbeigeführt hatte, wurde ein paar Mal gestört, aber ohne viele Mühe wiederhergestellt, auch infolge der Ehrerbietung, welche man an allen Grenzen gegen

die kaiserliche Autorität in dieser Gestalt empfand. Antonin brauchte sich nicht selbst in Bewegung zu setzen; er blieb möglichst ununterbrochen in Rom, wo die Nachrichten von allen Seiten her einliefen und dann die Beschlüsse gefaßt, die Befehle erlassen wurden. Das System der Posten, welches Augustus eingerichtet hatte, war von Hadrian erweitert, es war durch ihn recht eigentlich eine Sache des Fiskus geworden. In Rom war die Stelle, von der aus das Ganze geleitet wurde: früher war die Verwaltung meist Freigelassenen anvertraut worden; Hadrian hatte sie in die Hände der Ritter gegeben. Die Einrichtung diente zur Entwickelung einer centralen Gewalt, die jetzt mit der Autorität der Macht und der Gesittung ausgeübt wurde. Wenn sich von Antonin keine Biographie von einigem Werte findet, so rührt das wohl auch daher, daß von einer ruhigen administrativen Thätigkeit, die sich in Geschäften bewegt und die eingefahrenen Bahnen inne hält, nicht viel zu sagen ist. Wie Trajan, so hielt auch Antonin darüber, daß er immer zugleich als Privatmann erschien. In seinem Hause sah man ihn kleine Dienste selbst verrichten. Er liebte das Schauspiel, vergnügte sich an Jagd und Fischfang, hielt vergnügte Weinlese; er besuchte die Gelage seiner Freunde und verstand Scherz. Die Macht des Imperiums erscheint unter ihm gleichsam in bürgerlicher Gestalt. Von seinem Tode erzählt man: nach einem kurzen Fieberanfall habe er die goldene Fortuna, welche in den Gemächern des Kaisers zu stehen pflegte, in die des Nachfolgers hinübertragen lassen und ihm die Republik, sowie seine Tochter empfohlen.

Man sieht, wie die politischen Ideen so ganz andere geworden waren, als in den Zeiten der Cäsaren und selbst der Flavier.

Hauptsächlich zwei Männer hatten die Notwendigkeit eines gemäßigten Regiments in der Litteratur zum Ausdruck gebracht.

In seinen Schriften bezeichnet Dio Chrysostomus den Fürsten, der die Gesetze nicht achtet, nur seinem eigenen Vergnügen nachhängt, für die Unterthanen keine Sorge trägt und, anstatt sie vor Gewaltthaten zu sichern, selbst solche begeht oder veranlaßt, unverhohlen als Tyrann und Räuber, wobei er jedoch die Verwaltung durch einen einzigen Willen, in welchem sich Verstand und Tugend vereinigen, jeder anderen Verfassung vorzieht.

Dio gehört zu denen, welche, von Domitian aus Rom verbannt, nur in tiefster Niedrigkeit ihr Leben fristen konnten.

Gar nicht auszusprechen ist es, wie viel die niederen Klassen, die durch die Sklaverei in eine unmittelbare Berührung mit den höheren gelangten, zur Entwickelung des allgemeinen Geistes beigetragen haben. Es gehörte eben alles zusammen: das Leben der Weltmetropole in sich selbst, die Einwirkung der aus den Kolonien nach derselben zurückkommenden Römer von unabhängiger Stellung, ihre Vermischung mit den übrigen, die Ausdehnung des Bürgerrechtes auf entfernte Kommunen, welche dann ein gewisses Recht der Selbständigkeit erwarben und ihren Angehörigen mitteilten, ferner aber der Einfluß der aus allen Regionen dahin geführten Sklaven, die sich zu emancipieren

trachteten und, wenn ihnen das gelang, in dem Verhältnis zu ihren Patronen verharrten oder auch im ganzen einen Stand bildeten, der zwar nicht am Bürgerrecht, aber doch an der Freiheit teilnahm. In dem kaiserlichen Palast haben die Liberti an der Ausübung der Gewalt, zuweilen am Sturze derselben entscheidenden Einfluß gehabt. In ihrer Mitte ist der Gedanke der allgemeinen Freiheit gefaßt worden, so entschieden und kräftig, wie er bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, bis Fenelon, nicht wieder ausgesprochen ist.

Epiktet, der als Sklave nach Rom gekommen war, bildete die stoische Lehre, welche der erwähnte Hymnus des Kleanthes enthielt, zu dem Postulat allgemeiner Freiheit aus. Denn die Seele, lehrt er, sei ein Teil des göttlichen Wesens, das dem Menschen mitgeteilt ist. Dieses innere Leben könne keinem Zwange unterworfen werden; die Götter würden nicht mehr Götter sein, wenn das Göttliche gezwungen werden könnte. Auch die Furcht vor dem Tode dürfe darauf keinen Einfluß haben, kein Verlust irgend einer Art; denn er betreffe das, was die Seele nicht sei. Von alledem, was nicht in der Macht der Seele sei, müsse der Mensch sich entfernt halten, selbst von großem Ansehen und hohen Stellen. In dieser individuellen Unabhängigkeit liege die Freiheit. Mancher sei Konsular, alle seine Vorfahren seien frei gewesen. Waren sie aber, so fragt Epiktet, darum wirklich frei? Bei einer Ansicht, wie diese, verlieren die Sklaverei, die bedrückenden Einrichtungen des Staates, die höchste Gewalt selbst ihre Bedeutung für das Individuum; die Bedingungen des socialen Lebens haben keinen wahren Wert mehr; nur das Selbst des Philosophen in seinen Beziehungen zu gut und bös, in seiner Herrschaft über sich selbst, ist das Lebendige. Diese Anschauungen, in dem niedrigsten Stand entsprungen, aber durch einen Lehrer, der sich allgemeinen Eingang verschaffte, verbreitet, erreichten nun die höchste Stelle.

Ich möchte behaupten: auf den beiden Elementen, die sich aus den individuellen Anforderungen Epiktets und den socialen Dios ergeben, beruht Philosophie und Regierung Marc Aurels.

In der philosophischen Schrift, die wir von ihm übrig haben, und die man als „Selbstgespräche“ bezeichnen könnte, erwähnt Marc Aurel einige Grundzüge der Gesinnung, die er von Vater, Mutter und Großvater überkommen habe: Gemütsruhe frei von aller Hitze, Männlichkeit mit Bescheidenheit gepaart, Gottesfurcht, Milde und Wohlthätigkeit. Die letzte Weisung verdankt er seiner Mutter Domitia Lucilla, die ihm die Lehre gegeben hat, nicht allein nichts böses zu thun, sondern auch nichts arges in Gedanken zu fassen, und sich eines einfachen Wandels zu befleißigen, entfernt von der Lebensweise reicher Leute; dem Ältervater schreibt er die Weisung zu, sich nicht durch öffentliche Vorträge, sondern durch gute Privatlehrer ohne Rücksicht auf die darauf zu verwendenden Kosten unterrichten zu lassen. Die Familie gehörte zu den vornehmsten und meistbegüterten. Umsomehr fällt es ins Gewicht, daß es gleichsam eine erbliche Sinnesweise in derselben war,

mit allen männlichen Eigenschaften die Tugend der Mäßigung, Einfachheit, Milde und Zurückgezogenheit zu verbinden. Marc Aurel erwähnt dann die Unterweisungen seiner Lehrer; sie bestehen hauptsächlich in Warnungen vor den Faktionen des Cirkus, vor Verleumdungen, vor angeblichen Erscheinungen und Gaukeleien, der eitlen Anwandlung in dem Wettstreit der Sophisten zu glänzen, vor aller tyrannischen Mißgunst, Veränderlichkeit und Heuchelei, sowie vor der den vornehmen Herren eigenen Lieblosigkeit. Der Philosoph Junius Rusticus, der ihm in der ganzen Zeit seiner Regierung zur Seite stand, hat ihm die Schriften des Epiktet eingehändigt, die, wie das ganze Buch zeigt, die mächtigste Wirkung auf ihn hervorbrachten, ihn mit sich fortrissen und gleichsam seine eigene Überzeugung bestimmten. Manche gute Lehren werden gegeben, wie sie auch anderen Fürsten eingeschärft worden sind. Was aber am höchsten anzuschlagen sein wird, ist die durch seinen Bruder oder — denn die Lesart ist zweifelhaft — durch einen anderen Lehrer vermittelte und durch die Weisung, immer die Wahrheit zu lieben, unterstützte Bekanntschaft mit Thrasea, Helvidius, Cato und Brutus, wodurch er den Begriff von einem Staate erhalten habe, in welchem Isonomie und Isegorie herrsche, und die Idee von einem Königtum, welches die Freiheit der Beherrschten über alles liebt. Die oppositionelle Gesinnung, die sich unter Kaisern wie Nero und Domitian ausgebildet hatte, gelangte hierdurch zu maßgebendem Einfluß auf den Inhaber der höchsten Autorität, die doch noch auf ihren alten Grundlagen beruhte und unter den damals obwaltenden Umständen eine Hervorbringung mächtig förderte, welche als die bedeutendste geistige Leistung der Römer in der ihnen eigentümlichen Richtung angesehen werden muß. Das Imperium trat in die engste Beziehung zu der Rechtswissenschaft, wobei diese zu einer Durchbildung gelangte, durch welche sich der römische Geist seine Wirkung auf alle folgenden Jahrhunderte gesichert hat.

Ausbildung des römischen Rechts.

Die Rechtswissenschaft hat sich in enger Verbindung mit dem Staate selbst entwickelt. Ursprünglich war das Civilrecht mit dem Jus sacrum beinahe identisch. Es gab Dekrete der Pontifices, welche bei der späteren Rechtsentwickelung zu Grunde lagen: an dieselben war die Rechtsprechung gebunden, wiewohl diese selbst von den Magistraten ausgeübt wurde. Die Magistratur, welche ebenfalls aus der unvordenklichen Vorzeit stammte, hatte zwar das Recht der Jurisdiktion, aber sie war an ein bestimmtes Herkommen geknüpft; denn sonst würde sie der von den politischen Bewegungen unzertrennlichen Willkür verfallen sein. Alles dies atmet den Geist der ursprünglichen Verfassung, in welcher patricisch-pontifikale Ideen und Antriebe vorwalteten; an diese Gewalten war noch alles gefesselt.

Wenn nun das Emporkommen des plebejischen Elementes eine Losreißung der römischen Staatsentwickelung von dem Patriciat in sich schloß, so mußte

die Veränderung, welche hierin lag, auch die Rechtsverfassung ergreifen, sobald es gelang, das Pontifikat von den Patriciern zu trennen. Der erste plebejische Pontifex Maximus, Tiberius Coruncanius, ist auch zugleich als der Begründer des Systems der Wirksamkeit der eigentlichen Rechtsgelehrten zu betrachten. Man hat oft der Ursache nachgefragt, weshalb das Civilrecht bei den Griechen bei weitem nicht zu der Ausbildung gefördert wurde, welche es in Rom erhielt. Schon Cicero hat dieselbe darin gefunden, daß bei den Römern nicht Männer von untergeordneter Stellung den Parteien zur Seite standen, sondern nur solche, die auf die höchsten Ämter Anspruch hatten und zu den ersten Männern der Republik gehörten. Das war nun schon immer geschehen, doch hatte es mehr den Charakter eines freundschaftlichen Dienstes; erst seit Coruncanius trat ein, daß diese Thätigkeit anerkannt wurde. Es war niemals erforderlich, daß der fungierende Magistrat Rechtskunde besaß: zu seiner Seite aber erschienen Rechtsgelehrte, an deren Ausspruch er sich notwendig halten mußte. Die Pontifikalbücher waren und blieben die Grundlage der Gesetze; die Thätigkeit der Rechtsgelehrten stützte sich darauf, daß keine Forderung anerkannt wurde, sie wäre denn auf ein schon bestehendes Recht begründet gewesen; und eben darin bestand der vornehmste Beruf der Rechtsgelehrten, alle Aktionen an ein schon gegebenes Gesetz anzuknüpfen und daraus abzuleiten. Die Jurisprudenz gewann nun einen auf das Leben tief eingreifenden Einfluß, der umsomehr wachsen mußte und wuchs, als die inneren Entzweiungen der Republik einen Rechtsschutz notwendig machten. In den Verwirrungen der marianischen Zeiten ist dann der erste große Jurist, Lehrer und Meister aller späteren, Mucius Scävola, emporgekommen.

In der Entwickelung des Rechts lag also eine doppelte Notwendigkeit: die eine der Befreiung von den Beschränkungen der alten Zeiten durch wissenschaftliche Deduktion, welche dem veränderlichen und immer veränderten Zustand der Republik entsprach; auf der anderen Seite aber auch die Pflicht, den Willkürlichkeiten der durch die inneren Stürme zur Gewalt erhobenen Männer zu widerstehen. Freiheit und Konsequenz der Rechtsentwickelung bedingten einander. In diesen Zeiten der größten politischen Entwickelung im Innern und nach außen, die zwar zu einer Weltherrschaft, aber auch zum Imperium führte, hat sich nun die römische Jurisprudenz in ihrem eigentümlichen Charakter ausgebildet. Daß sie in sich nicht ohne Widerspruch war, versteht sich von selbst: wie hätte sie sich sonst wissenschaftlich entwickeln können? Damit waren mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden; aber auch überhaupt stellte sich die Frage heraus, wie sich das Prinzipat zu der Rechtskunde verhalten werde. Cäsar soll den Gedanken gehabt haben, ein umfassendes Rechtssystem als Gesetz zu proklamieren; Augustus stand von diesem Äußersten ebenso ab, wie er es in vielen anderen Dingen that. Mit dem sicheren Takt, mit dem er überall verfuhr, verband er die wissenschaftliche Jurisprudenz mit der höchsten Gewalt dadurch, daß er das Recht, Gutachten zu erteilen, an eine Verleihung des Prinzipats knüpfte, wodurch beides ver-

einigt war, die Freiheit der Wissenschaft und die Autorität des Prinzipats. Die Responsa waren bisher frei hinsichtlich der Personen, ihrer Form und ihrer Wirkung; Augustus ordnete an, daß die Responsa schriftlich und zwar versiegelt eingegeben werden sollten.

Unter den Rechtsgelehrten gab es, wie sich denken läßt, auch eine republikanische Schule, welche die Gewaltthätigkeiten der Triumvirn verwarf und sich den Neuerungen des Augustus entgegensetzte, wie Antistius Labeo, dessen Vater als Anhänger des Brutus gestorben war, und der die Hälfte seines Lebens, die Hälfte jedes Jahres, zu wissenschaftlichen juridischen Arbeiten anwendete, welche den Sinn der alten Festsetzungen — denn Labeo war auch ein guter Grammatiker — weiter zu entwickeln bestimmt waren. Denen aber trat eine andere Schule gegenüber, die sich den einmal geschehenen Umwandlungen in der Republik in Bezug auf Besitz und Gewalt unterwarf und auf diesem Grunde fortbaute, als deren Oberhaupt in der gleich darauf folgenden Zeit Massurius Sabinus erscheint, der das Recht, Gutachten zu geben, von Tiberius erhielt, aber in seinen drei Büchern über das bürgerliche Recht den wissenschaftlichen Charakter behauptete, was ihm dann auch wieder Ungunst zuzog. Diese Bücher haben den Späteren vielfach vorgelegen und sind von ihnen herübergenommen worden. Für die Entwickelung des Rechtes war nun aber das Prinzipat auch insofern von Wichtigkeit, als es alle Streitigkeiten, die in den Bereich der höchsten Gewalt fielen, abschnitt. Aus dem taciteischen Dialogus erfährt man, daß die vornehmste öffentliche Thätigkeit der Privaten sich bei den verschiedenen Gerichtshöfen, welche fortbestanden — einer vor dem Kaiser selbst —, entwickelte. In Rede und Antwort konnte man dabei sehr weit gehen. Nur mußte man sich hüten, die Linie zu überschreiten, die sich aus dem Begriff des Prinzipats ergab. Gewaltsame Kaiser, wie Caligula und Nero, waren mit beiden Schulen unzufrieden: Caligula hat wohl gesagt, ihm selbst sollte eigentlich das Recht, Gutachten zu geben, allein zustehen. Nero verbannte einen der vornehmsten Rechtslehrer der sabianischen Schule. Auch darin liegt eine der rühmlichen Handlungen Vespasians, daß er beide Schulen in seinen Schutz nahm: er hat ihre Oberhäupter in das Konsulat befördert. Der damalige Meister der labeonisch-republikanischen Schule, Juventius Celsus, war in die Verschwörung gegen Domitian verwickelt; der Kaiser Nerva war selbst ein Enkel jenes Marcus Coccejus Nerva, der als der vornehmste Schüler Labeos gegolten hat, desselben, der den Tiberius nach Caprea begleitet hatte. Unter Hadrian besaß ein Sabinianer, Salvius Julianus, das meiste Ansehen, ein geborener Afrikaner, der aber zu den größten nicht allein, sondern auch zu den wirksamsten Rechtsgelehrten aller Zeiten gehört. In den Pandekten sind mehr als fünfhundert Sätze aus seinen Schriften aufgenommen. Das Bedeutendste, was er leistete, ist sein Anteil bei der Aufstellung eines unveränderlichen prätorischen Edikts. Es erinnert doch sehr an die republikanischen Zeiten, wenn der Prätor ursprünglich nur an das von ihm selbst erlassene Edikt in

den bürgerlichen Rechtshändeln gebunden war. Wohl hatte sich allmählich eine solche Form dieses Edikts eingeführt, die von einem Prätor auf den andern übergehen, jedoch auch wieder von demselben abgeändert werden konnte. Der hierdurch eintretenden Unsicherheit des Rechtsverfahrens that nun Hadrian dadurch Einhalt, daß er ein prätorisches Edikt promulgierte, welches für keine momentane Abänderung Raum ließ, nur für Erweiterung in solchen Fällen, die in demselben nicht berührt seien. Auch das sollte dann unter der höchsten Autorität zu erfolgen haben, die er selbst bekleidete. Er griff damit nicht in die juridische Thätigkeit ein. Durch den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welcher lebte, wurden die Ergebnisse der alten Jurisprudenz zusammengefaßt und durchgearbeitet. Aber das Edikt, das durch ein Senatskonsult bestätigt wurde, gab nun für die Zukunft eine bestimmte Norm an die Hand, deren Inhalt unveränderlich sein sollte und auch später, nur wenn es nötig wäre, durch die höchste Autorität ergänzt werden könnte.

Wie es jetzt von Hadrian promulgiert wurde, sollte es der Hauptstadt und den Provinzen zur Richtschnur dienen. Die höchste Gewalt trat in die engste Verbindung mit der Rechtspflege, ohne die Fortbildung des Rechtes auf dem Wege der Rechtsgelehrsamkeit zu verhindern.

Antonin folgte auch darin dem Vorgang Hadrians nach, daß er die großen Juristen, deren Antworten den Gerichtshöfen zur Richtschnur dienten, in seine Nähe zog, sodaß Legalität und Recht umsomehr die Norm des ganzen Gemeinwesens wurden.

Marc Aurel hatte die juristische Schule ebenfalls durchgemacht; er war ebensowohl Jurist als Philosoph. Die allgemeine Stellung der Juristen hat eine Analogie mit der Stellung der Philosophen. In beiden repräsentierte sich der unabhängige Geist der Wissenschaft im Zusammenhang, aber auch im Gegensatz mit der Alleinherrschaft des Kaisertums.

Unter Marc Aurels Regierung hat Gajus seine Institutionen geschrieben: eines der merkwürdigsten Rechtsbücher, die überhaupt abgefaßt worden sind, inwiefern durch dasselbe die Ausbildung des römischen Rechtes zu einem allgemeinen angebahnt wurde und zum Ausdruck gelangte. Eingeleitet war das freilich schon längst; denn das römische Recht, welches die Entwickelung einer original-römischen Idee enthielt, konnte schon in den republikanischen Zeiten nicht schlechthin auf die Fremden angewendet werden, die zahlreich nach ihren verschiedenen Völkerschaften nach Rom strömten. In den Streitigkeiten zwischen Römern und Peregrinen bildeten sich Modifikationen des römischen Rechtes aus, die dem Geiste desselben nicht eben Eintrag thaten. Denn bei aller seiner Einseitigkeit und Strenge entwickelte der römische Geist in dem Laufe der Jahrhunderte doch eine große Flexibilität. Er modifizierte sich den veränderten Verhältnissen gemäß, ohne sich doch zu verlieren. Sehr gut spricht Gajus dies Verhältnis aus. Er geht davon aus, daß alle Nationen ihre besonderen Rechte haben, welche aus der natürlichen Auffassung der Dinge durch die Vernunft entspringen. Jede Nation hat ihr eigenes, aus ihren

besonderen Zuständen hervorgegangenes Recht; alle diese Rechte aber werden durch die natürliche Auffassung der Vernunft bedingt: so hat auch das römische Recht einen Bestandteil, der dem allgemeinen Rechte angehört. Dieser Bestandteil ist es nun, der zu einem allgemeinen Rechte führt, dem sich alle Völker unterwerfen können, zu dem, welches die Vernunft als ein gemeinschaftliches erscheinen läßt. Auf das positive Recht der Ausländer wird dabei wenig Rücksicht genommen: das Recht der Völker ist römisches, auch auf die Fremden anwendbares Recht. Wie die Weltherrschaft eine römische war, so erhebt sich in ihr und durch sie ein allgemeines, auf alle Unterthanen fremden Ursprungs anwendbares Recht. Die Arbeiten der Rechtsgelehrten dienten dazu, es vorzubereiten: durch die Konstitutionen der Kaiser wurde es ein allgemeines, das den römischen Erdkreis umfaßte.

Die Epoche, welche auf die Antonine folgte, weit entfernt das Verhältnis der Rechtsgelehrten zur obersten Gewalt in Frage zu stellen, bildete ihre Verbindung vielmehr noch enger aus.

Die Rechtswissenschaft ist das echteste Produkt des römischen Geistes. Das römische Recht erscheint als eine Institution des Kaisertums und der höchsten Gewalt, wenngleich auf uralten Grundlagen, wie das Reich selbst, dem es entsprach. In dem Staat war das Lebendige der Civildienst, der vom Begriff des Rechts durchdrungen war und dadurch, man möchte sagen, geadelt wurde, daß er mit dem persönlichen Dienst den Dienst der Idee verband.

Die Rechtsgelehrsamkeit entsprach einem praktischen Bedürfnis und war zugleich eine wissenschaftliche Leistung, welche die Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft verband. Ähnliche Arbeiten hat das Zeitalter auch in einigen anderen Zweigen hervorgebracht. Es ist dadurch gleichsam zur Herrschaft über die folgenden Epochen gelangt. An dem Hofe Marc Aurels lebte Galenus, auf dessen Wirksamkeit die Medizin eine lange Reihe von Jahrhunderten beruht hat. Nicht allein auf die Sammlung des Stoffes kam es dabei an, sondern auf eine geistige Durchdringung desselben, die auch anderen ein Verständnis möglich machte. Das schöpferische Talent, welches Galenus in der Physiologie bewährte, befähigte ihn, auch eine Pathologie und Therapie aufzustellen, die in den folgenden Jahrhunderten beibehalten worden ist.

Das größte wissenschaftliche Verdienst erwarb sich ohne Zweifel Claudius Ptolemäus, der zur Zeit der Antonine im Serapeum zu Alexandrien den gelehrten Ruhm dieser Schule erneuerte. Sein Hauptwerk, der sogenannte Almagest, beruht vornehmlich auf den umfassenden Beobachtungen, wie sie bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts fortgesetzt waren, und ist auch deshalb unschätzbar. Ptolemäus bildete sie dadurch zu einem System aus, daß er die Bewegungen der Himmelskörper mit mathematischer Genauigkeit berechnete. Gewisse Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes hat er zuerst entdeckt. Er beschreibt die Planeten mit einer Kunde, die noch heute

jedermann in Erstaunen setzt; die Milchstraße lernt man bei ihm fast am besten kennen. Die Erde betrachtet er als den unbeweglichen Mittelpunkt des Universums; doch kennt er die sphärische Gestalt derselben, und die Messungen der Schatten setzen ihn in den Stand, die Erdoberfläche in verschiedene Zonen zu teilen und geographische Ortsbestimmungen in großem Umfang zu verzeichnen: alles auf eine Weise, welche den Reiz der fortgehenden Forschung mit der Genugthuung verbindet, die ein gefundenes Resultat gewährt. Das Weltsystem des Ptolemäus hat eine lange Reihe von Jahrhunderten die Vorstellungen der Menschen über die kosmischen Verhältnisse beherrscht und ist für die orientalische Kultur ebenso wichtig geworden, wie für die occidentalische; Ptolemäus ist einer der großen Lehrmeister der Menschheit. So verhält es sich auch mit seinem geographischen Werke. Er knüpft an die Verlassenschaft der Phönizier an, geht aber weit über die bisherige Erdkunde hinaus, selbst wie sie bei Strabo erschien. Indem er die völlige Abgeschlossenheit des Kaspischen Meeres nachwies, zerstörte er den Wahn, daß dasselbe in das Weltmeer münde, und die Meinung von dem die Erde im Osten umflutenden Ocean. Er benutzte Nachrichten, die ihm der Karawanenhandel zuführte; in seiner geographischen Nomenklatur finden sich Namen, die aus Sanskrit und Zend stammen. Ebenso eröffnet seine Beschreibung der Länder jenseit der Donau und des Rheines gleichsam eine neue Welt. Seine Geographie ist, wie seine Astronomie, das Handbuch der folgenden Jahrhunderte gewesen; daran haben die großen Entdeckungen der neueren Zeit angeknüpft.

Außer Alexandrien behauptete sich Athen als ein lebensvoller Mittelpunkt für die litterarische Kultur. In dieser Stellung wurde es durch die Fürsorge der Kaiser, welche besondere Lehrämter einrichteten, befestigt.

Aber auch die anderen Sitze der alten Studien waren in hoher Blüte. Niemals hat die Litteratur einen größeren Schauplatz gehabt, als die damalige, niemals ein größeres Publikum von gleicher Teilnahme, gleicher Befähigung und gleichem Verständnis. Alles aber, was getrieben und gedacht wurde, beruhte auf den Hervorbringungen der alten klassischen Zeiten, deren Denkmale eine unmittelbare Kontinuität des geistigen Lebens erhielten.

Wie mächtig diese Gegenwart von der Vergangenheit umfaßt wurde, sieht man, wenn man sich an der Hand des Pausanias in Griechenland umherführen läßt; sein Buch ist die beste Fundgrube für die Antiquitäten des Götterkultus. Noch immer herrschte der Polytheismus. Die griechische Philosophie hatte denselben in seinen Wurzeln erschüttert; aber zu ersetzen vermochte sie ihn doch nicht. In den produktivsten und gelesensten Autoren des zweiten Jahrhunderts treten die Gegensätze hervor, welche die Geister beschäftigten.

Plutarch hat für die Religion ein tiefes Gefühl; er sucht sie in den geheimnisvollen Diensten, welche aus Asien und Afrika nach Europa gedrungen waren, zu begreifen; er verehrt die Götter im allgemeinen und glaubt ihre Wirksamkeit im Laufe der Ereignisse zu erkennen. Apulejus, eines der glän-

zendsten schriftstellerischen Talente, die die Epoche hervorgebracht hat, verfolgt eine ähnliche Tendenz. Die lächerlichen und zugleich verabscheuungswürdigen Erscheinungen, welche der Dienst der Magna Mater herbeiführte, vergegenwärtigt er auf das anschaulichste. Aber dabei hält er doch an dem Dienst der Isis fest und läßt sich darüber mit Bewunderung und Feierlichkeit vernehmen. Wie ganz anders Lucian! Er leugnet die Unterwelt und überschüttet die Götter, an welche die Menschen glauben, mit Spott. Die Immoralitäten, welche die Mythologie ihnen Schuld giebt, bringt er zu einer Evidenz, welche die vernichtende Wirkung der Komödie hat. Die Abscheulichkeit der Opfer stellt er in starken Zügen vor Augen, im Gegensatz zu dem Glauben des Volkes, den er für eine Thorheit hält. So wenigstens konnten die religiösen Meinungen und Dienste nicht überliefert werden. Denn der Mensch bedarf eines sicheren Gottesbewußtseins, welches die Grundlage seines geistigen und moralischen Lebens ausmacht. Und schon war, wie wir wissen, eine Religion in der Welt erschienen, die ihm ein solches darbot.

Anfänge der christlichen Kirche.

Wenn man die Völkerelemente, die sich in dem römischen Reiche vereinigten und ihre damalige Entwickelung wieder scheidet, so repräsentierte sich der griechische Geist in der allgemeinen Kultur, die jetzt vom Osten her auch den Westen umfaßt hatte, der specifisch römische in dem Kriegswesen, der Verwaltung und der Rechtsgelehrsamkeit; die gegenseitige Durchdringung des griechischen und römischen Geistes bildete die vornehmste Aufgabe der damaligen Zeitgenossenschaft. Aber noch ein anderes Element gab es in derselben, das semitische, welches, in den allgemeinen Verband entweder freiwillig oder gezwungen aufgenommen, jetzt zwar niedergeworfen und beinahe vernichtet, in seinem Kern eine Transformation erfahren hatte, die eben in der Annäherung an die übrigen Nationen bestand, und dadurch eine nicht zu ermessende Wirkung in Aussicht hatte, da es zugleich das Prinzip der ältesten Religion behauptete und so zum Gemeingut der Welt machte.

Wir haben oben den Ursprung des Christentums zu schildern versucht; wir begleiten seine weitere Entwickelung Schritt für Schritt.

In den ältesten nachapostolischen Schriften waltet der Geist der Absonderung von dem Judentum vor, den Paulus angeschlagen hatte.

Noch entschiedener als der Apostel selbst knüpften seine Nachfolger an die älteste Tradition der Menschheit an, welche durch das Judentum nur verdunkelt worden sei. In den ignatianischen Briefen wird sehr ausdrücklich betont, daß das Christentum dem Judentum geistig vorangehe. Der Christianismus hat nicht an den Judaismus geglaubt, sondern der Judaismus an den Christianismus; das Wahre des Judentums gehörte im voraus schon nicht dem Judentum, sondern dem Christentum an, wie die Propheten des Alten Testamentes; die Juden, die noch vor Christus auf seine Ankunft ge-

hofft haben, waren bereits damals nicht mehr Juden, sondern Christen. In dem Briefe des Barnabas wird dem Judentum alle geistige Realität abgesprochen; es erscheint als Nichtwissen, das Christentum als das Wissen. Im Hirten des Hermas ist weder von Beschneidung, noch von den für die Proselyten gemachten Vorbehalten die Rede. Im Hebräerbriefe wird Melchisedek, Priester Gottes des Höchsten, ausführlich erwähnt; an dessen Stelle ist Jesus durch die Kraft Gottes Hoherpriester auf immer und zugleich Gott.

Diese Bestrebungen einer Emancipation von dem Judentum verloren aber ihre prägnante Notwendigkeit durch den Untergang des Restes der Selbständigkeit, welchen die Juden noch besaßen. Die Eroberung Jerusalems kam insofern den Christen zu gute, als der Tempel, an den sich zu halten ihnen angemutet worden war, zerstört wurde; die Beschneidung, außer welcher die Juden keine an Jehovah anknüpfende Religion anerkennen wollten, wurde denselben von Kaiser Hadrian verboten.

Wenn nun hierdurch der Gegensatz zum Judentum, der dem werdenden Christentum verderblich zu werden gedroht hatte, aus dem nächsten Gesichtskreise verschwand, so trat dagegen die Idee des römischen Imperiums, an welches sich die Christen anfangs angeschlossen hatten, ihnen um so feindlicher entgegen.

An intensiver Macht hatte die römische Religion durch die über die Gegner erfochtenen Siege gewonnen; in den Gemütern war sie festgewurzelt.

Es war kein Zufall, wenn eine römische Militärkolonie mit einem Jupitertempel an die Stelle Jerusalems trat; es entsprach vielmehr dem Prinzip, welches den Sieg erfochten hatte und durch denselben aufs neue bestätigt worden war, der ausschließenden Geltung der römischen Religion im Umkreis des Reiches. Jene ersten Annäherungen, wie sie zwischen Paulus und Seneca stattgefunden, verschwanden: es wurde als ein Verbrechen betrachtet, sich dem Dienste der römischen Götter zu entziehen. In diesem Widerstreit nun hat sich allmählich die christliche Kirche gebildet. Auf dem von den Aposteln gelegten Grunde hatte sie sich auf eine nicht mehr nachweisbare Weise — denn mit der Apostelgeschichte bricht, wie gesagt, jede glaubwürdige Kunde ab — ausgebildet und ausgebreitet. Das Bedürfnis der Religion, das durch keine andere Form der Verehrung erfüllt wurde, und der sittliche Kern, den die neuen Formen des Lebens und Glaubens atmeten, sind ihr dabei ohne Zweifel wesentlich zu statten gekommen.

In einem Briefe des Clemens wird der Inbegriff der christlichen Tugenden geschildert, wie sie in einer großen Gemeinde wirklich vorhanden waren. Sie sind: Gehorsam gegen Vorsteher und Magistrate, wohlthätige Fürsorge des einen für den andern, tadellose Reinheit des Hauswesens, dem die Frauen mit heiliger Gewissenhaftigkeit vorstehen, sittlich-mäßiges Verhalten der Jugend. Oft wurden den Christen ihre besonderen Versammlungen im Namen ihres Stifters zum Vorwurf gemacht. Wenn man aber denselben nachforschte, so fand man doch nichts weiter, als daß sie sich in der Frühe

des Tages gemeinschaftlich zu all den Tugenden verpflichteten, die das römische Gesetz voraussetzte oder forderte.

Wohl kam es auch schon zu gehässigen Streitigkeiten in Bezug auf die Verfassung der Kirche. Diese war, wie oben berührt, ursprünglich von einer sehr patriarchalischen Natur; die ersten Bekehrten, an die sich dann die übrigen Gläubigen aggregierten, waren die Stammväter der Gemeinde nicht allein, sondern ihre Vorsteher geworden, Älteste oder auch Bischöfe. Allein bei dieser primitiven Verfassung konnte es doch bei der Zunahme der Mitglieder verschiedener Art und Gesinnung sein Verbleiben nicht haben. In jenem Briefe rügt Clemens den in der Gemeinde Korinth herrschenden Ehrgeiz in Bezug auf diese Vorsteherschaft. Er nimmt für das Ansehen der Bischöfe Partei, deren Autorität von den Aposteln stamme. Diese mehr gewachsene als gemachte Verfassung der Gemeinde, welche ihre innere Einheit erhielt und überall die vorwaltende blieb, gab nun der Genossenschaft der Christen eine gewisse Uniformität, die sie von der übrigen Population unterschied. Und nicht ohne alle Einheit war diese Genossenschaft und konnte sie sein, da der Glaube, den sie bekannte, von ungleichartigen Elementen, welche einzudringen drohten, gnostischer oder neoplatonischer Natur, reingehalten werden mußte. Eine selbständige Autonomie des Geistes gab sich kund, die alles untereinander verband.

Notwendig wurden nun durch die Erhebung einer durch die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses verbundenen und in sich geschlossenen Genossenschaft die dem Polytheismus ergebene Population der römischen Provinzen und die Imperatoren an ihrer Spitze in Aufregung gesetzt und zu einer Gegenwirkung veranlaßt.

Von den Gewaltsamkeiten der neronianischen und der domitianischen Zeiten wurden die Bekenner des neuen Glaubens besonders betroffen; sie wurden in der einen und in der anderen noch nicht recht von den Juden unterschieden und mit diesen verwechselt.

Die römischen Magistrate in der Hauptstadt und den Provinzen sahen in ihnen gefährliche Widersacher. Daß die Christen durch besondere ausdrücklich gegen sie gerichtete Gesetze verdammt gewesen seien, möchte ich nicht wiederholen. Gesetze dieser Art sind nie zum Vorschein gekommen. Der Gegensatz, in welchem die Christen zur römischen Staatsverwaltung standen, konnte keinen Augenblick verborgen bleiben.

Jene Fragen, welche einst zu Thessalonich den Apostel Paulus und seine Begleiter bedroht hatten, erhoben sich aufs neue. Der Glaube, den die Christen bekannten, hinderte sie, dem Imperator die Ehrerbietung zu erweisen, welche die andern Unterthanen des Reiches ihm bezeigten. Die Delatoren, die eben den Feinden der Ansprüche des Kaisertums nachspürten und dabei ihr Glück machten, richteten ihre eigensüchtige und verderbliche Betriebsamkeit auch gegen die Christen. Hätte das Regiment des Domitian bestanden, so würden sie von dem Kaiser und seinem geheimen Rat ebensowenig Scho-

nung erfahren haben, als einst von dem Hohenpriester und dem Synedrium zu Jerusalem. Da kam nun den Christen jene Thronveränderung, die mit dem Tode Domitians eintrat, mächtig zu Hülfe. Nicht als ob sie nun den Beifall der republikanisch gesinnten Schar der Philosophen, welche die Oberhand erhielten, erlangt hätten. Wie wenig das der Fall war, sieht man aus den Worten des Tacitus, der mit Wegwerfung von ihnen spricht. Die Veränderung des Systems kam ihnen hauptsächlich dadurch zu statten, daß die Delatoren, die der Gegenstand allgemeinen Hasses wurden, fortan gegen die Christen so wenig Gehör fanden, als gegen andere.

Wir haben Dokumente übrig, die über diesen Sachverhalt keinen Zweifel Raum lassen. Es sind die allbekannten Korrespondenzen zwischen dem jüngeren Plinius und dem Kaiser Trajan. Plinius, damals Prokonsul von Bithynien und Pontus, fand bei der Verwaltung seines Amtes eine besondere Schwierigkeit darin, daß man die in diesen Provinzen sehr zahlreich gewordenen Christen bei ihm doch eigentlich eben deshalb anklagte, weil sie von den Formen der Religion, die als Gesetz galt, abgefallen seien. In seiner vollen konfessionellen Ausbildung war jedoch das Christenthum nur von den wenigsten angenommen. Es scheint fast, als hätten die meisten sich damit begnügt, die von der apostolischen Versammlung in Jerusalem festgesetzten Pflichten zu erfüllen; sie weigerten sich nicht, den Bildnissen der Götter und des Kaisers zu huldigen. Nicht wenige aber gab es, welche an dem Begriffe des Christentums streng festhielten. Plinius fragte bei dem Kaiser an, wie er sich gegen diese verhalten solle. Die Antwort Trajans, nicht ganz entschieden, atmet doch Milde und Schonung. Man soll den Reuigen verzeihen, wenn sie zu den römischen Göttern beten. Aufsuchen soll man die Christen nicht, und ohne Angabe des Anklägers keine Untersuchung anstellen. Die Ideen, die bei der im römischen Reiche vorgegangenen Staatsveränderung vorwalteten, kamen den Anhängern der neuen Religion durchgreifend zu statten.

Trajan wollte das Unwesen der Delatoren auch insofern nicht dulden, als es sich gegen die Christen wendete. Das zu gestatten, sagt er, würde dem Geist der Zeit entgegenlaufen.

Diesen Standpunkt hat dann auch Hadrian, der Adoptivsohn Trajans, mit Entschiedenheit festgehalten. In einem Edikte Hadrians, dessen in einigen folgenden Aktenstücken Erwähnung geschieht, so daß an seiner Echtheit nicht gezweifelt werden sollte, wird den Christen zwar nicht ausdrücklich Duldung gewährt, aber die Weisung ausgesprochen, auf die Angebereien der Delatoren in Bezug auf sie nicht zu hören. Der Kaiser ist eifriger gegen die Angeber, als gegen die Christen. Jene sollen unbedingt bestraft werden; diese sind nur dann straffällig, wenn sie die Gesetze übertreten.

Hadrian scheint selbst noch weiter gegangen zu sein; in einem Schreiben Antonins wird eines Reskriptes Hadrians gedacht, nach welchem die Christen erst dann bestraft werden sollen, wenn sie etwas gegen die oberste Gewalt der Römer unternehmen.

Unter dieser Stimmung, die den gemäßigten und duldsamen Sinn des Kaisertums überhaupt entsprach, konnten sich die Christen, gestützt auf den frischen Hauch, den ihr religiöses Leben atmete, weiter entwickeln. In dem wohlgesinntesten und friedfertigsten dieser Kaiser, Antoninus Pius, erweckte der religiöse Schwung der Christen sogar eine gewisse Sympathie.

Unter dem dritten Konsulat des Kaisers Antonin, welches in das Jahr 140 fällt, wurde Asien von einer Erderschütterung heimgesucht, die vielen Schaden anrichtete. Die Einwohner der betroffenen Provinzen gaben dies Unglück der Anwesenheit von Christen im Lande Schuld, über welche die lokalen Gottheiten erzürnt seien.

Die Christen wurden in der Provinz wie Landesfeinde behandelt.

In unsern Tagen hat man ein Motiv Antonins, sich hiegegen zu erklären, darin sehen wollen, daß er die reichen Asiaten um seiner eigenen Autorität willen zu Grunde richten zu müssen geglaubt habe. Die Spuren einer solchen Absicht, wenn es deren giebt, sind mir verborgen geblieben. Ich kann nichts anderes finden, als daß Antonin alles Ernstes entrüstet war. Der Begriff, den er von den göttlichen Dingen hegte, lief einer solchen Absicht schnurstracks entgegen. Wie könne man, sagt er, den Göttern zutrauen, das Eigentum der Landeseingeborenen zerstören zu wollen, weil sie über die Christen erzürnt seien; sie würden ja diese selbst züchtigen, wenn sie es vermöchten. Der Imperator verwirft die Meinung von der Macht der Lokalgötter, die ein ganzes Land verderben, weil darin einige Abtrünnige wohnen. Er mißbilligt die hieraus entstehenden Unruhen, welche er nur daher leitet, daß man das Wesen der Gottheit nicht kenne. Eine monotheistische Idee liegt hier ohne Zweifel zu Grunde; es ist die stärkste Annäherung des philosophischen Monotheismus an das Christentum, aber keineswegs das Christentum selbst, welchem nur eben in dem vorliegenden Falle der Vorzug gegeben wird.

Diesem milden Verfahren von seiten der höchsten Staatsgewalt entsprach es nun aber, daß auch die Christen ihrerseits eine friedliche Haltung bewahrten, nicht gerade aus unmittelbarer Rücksicht auf diese Beziehung, sondern in Gemäßheit der in ihnen lebenden Überzeugung überhaupt.

Bezeichnend hiefür ist ihr Verhalten in den montanistischen Streitigkeiten.

Der Phrygier Montanus überbot noch die schon eingeführten asketischen Grundsätze und Gewohnheiten. Er wollte die Fasten über die Beschränkung derselben auf die Osterzeit ausdehnen. In einer das ganze Leben umfassenden Frömmigkeit erblickte er den Zweck des menschlichen Daseins und sah es als ein Glück an, wenn ein Christ der in den Provinzen dann und wann hervorbrechenden Verfolgung erliege. Überdies wollte er auch von den Wissenschaften nichts hören und verdammte den militärischen Dienst — Prinzipien, welche die ganze christliche Genossenschaft in eine mönchische Sekte verwandelt haben würden. Er ist der erste jener Schwärmer, welche sich einem übertriebenen religiösen Begriffe zu Liebe der in sich selbst fortschreitenden ruhigen Entwickelung der menschlichen Zustände entgegensetzten. Grundsätze wie diese

würden die Gemeinde mit der Gewalt des Imperiums in unmittelbaren Konflikt gebracht und wahrscheinlich ihren Ruin herbeigeführt haben. Auch um ihrer selbst willen durften die Gemeinden einen Mann nicht dulden, der sich für den Parakleten ausgab, also eigentlich eine neue Offenbarung mitteilen zu können den Anspruch erhob. Welches Mittel aber konnten sie gegen ihn anwenden? Das einzige, in welchem sich zugleich ihre Selbständigkeit manifestierte, lag darin, daß sie ihn von ihrer Gemeinschaft ausschlossen. Man hat immer angenommen, daß dies in einer Kirchenversammlung zu Hierapolis um das Jahr 170 geschehen sei. Unzweifelhaft ist das nicht. Aber soviel ergiebt sich aus unverwerflichen Überlieferungen, daß die asiatischen Gemeinden mehr als einmal zusammenkamen, um die Meinungen des Montanus zu prüfen, und sie schließlich verwarfen. Sie konnten und mußten, wenn sie von einer Verfolgung betroffen wurden, sie mit aller Standhaftigkeit über sich ergehen lassen; aber das diesseitige Leben um des jenseitigen willen zu verschmähen, den Tod in der Verfolgung zu suchen, soweit ging ihr Glaubenseifer nicht. Alles hatte Grenze und Ziel; das Maßlose und Ungeheure wurde vermieden.

Und noch nach einer anderen Seite hin waren die christlichen Gemeinden in einer Abwehr des Fremdartigen begriffen, durch welche für die Entwickelung der Religion überhaupt eine feste Grundlage geschaffen worden ist. Vornehmlich die gnostischen Meinungen waren es, gegen welche die christgläubigen Gemeinden eine Schutzwehr in der Sammlung der Evangelien und der Schriften der Apostel suchten, welche in dem neutestamentlichen Kanon zusammengefaßt wurden. Es war eben um diese Zeit, daß sich Marcion unter der Einwirkung eines befreundeten Gnostikers zu einem Aufbau christlicher Lehre verstieg, welcher sich theoretisch in abenteuerliche Philosopheme verliert und dabei doch praktisch an Montanus anlautet. So hatten auch Basilides und Valentin das Geheimnis des Christentums mit gnostischen Lehren versetzt und dadurch den Charakter desselben verändert. Alle diese Lehren wurden nun von den Christen verworfen.

Nicht sowohl ein doktrinärer Zweck war das leitende Moment bei der Festsetzung des Kanon, sondern ein polemischer. Das Eindringen fremdartiger Lehren in die christlichen Gemeinden sollte dadurch verhindert werden. Abweichenden Ansichten hat es seitdem immer die größte Schwierigkeit gemacht, sich mit dem Kanon auseinanderzusetzen.

Aber indem die Christen nach der einen Seite feindselige Elemente abwehrten, um ihre religiöse Selbständigkeit zu erhalten, gerieten sie nach der anderen eben in betreff ihres äußeren Bestehens doch wieder mit dem Kaisertum in Konflikt. Die Rücksichten, welche man nahm, hatten ihren Grund mehr in der inneren Lage der höchsten Gewalt, als darin, daß die Selbständigkeit der Christen wirklich anerkannt worden wäre. Alles beruhte doch nur auf momentanen Erlassen der Imperatoren, ohne daß sie deshalb von der Idee der mit dem römischen Götterdienst verknüpften Gewalt zurück-

getreten wären. Diese Idee, die in dem Dienste des kapitolinischen Jupiter ihren Mittelpunkt hatte, war eben die einzig vorwaltende geblieben. Man hat das Verfahren gegen die Christen oft von dem Verbot nicht anerkannter Genossenschaften (Collegia illicita) hergeleitet; in älteren Zeiten setzte man ein förmliches Verbot des Christentums voraus. Ich kann darüber nicht entscheiden; daß aber das Christentum mit den in dem römischen Reiche herrschenden juridischen sowohl wie religiösen Begriffen in Widerspruch stand, springt in die Augen. Es hat eine gewisse Analogie, daß in derselben Zeit das römische Recht fixiert zu werden anfing und die Urkunden des christlichen Glaubens gesammelt wurden; in der That aber steht das eine mit dem anderen in prinziellem Gegensatz. In dem Recht war der eigenste Geist des römischen Wesens ausgesprochen; wenn es auf eine Weise ausgebildet wurde, daß es auch bei anderen Nationen Eingang finden konnte, so war dabei doch die Idee der römischen Weltherrschaft festgehalten worden. Das Christentum dagegen war ein dem römischen Reiche trotz aller Annäherungen im tiefsten Grunde fremdes Institut. Das römische Recht war durch die Konstitutionen der Imperatoren fixiert; die christliche Religion trug eine über das Imperium hinausreichende Idee an der Stirn. Es gab einen inneren Gegensatz zwischen der imperatorischen Allgewalt und dem Reiche Gottes auf Erden. Und so sehr die erste Idee durch Bildung, die andere durch vernünftige Mäßigung einander genähert worden, so bestand doch kein eigentlicher Friede zwischen ihnen; unaufhörlich wurden die Christen im Namen der öffentlichen Autorität beunruhigt und gemißhandelt.

In diesem Widerstreit tritt uns die ernste Gestalt eines Märtyrers entgegen, Justinus, eben deshalb genannt Martyr, der seinen Philosophenmantel beibehielt, als er Christ geworden war. Er billigt die Sittenlehre der Stoiker und schließt sich den Spekulationen Platos an. Er erklärt die Philosophie für das Gott Wohlgefälligste und nimmt, wie Epiktet, einen göttlichen Geist an, der durch alle Vernunft gehe. Alles aber, was sie vortrage, mache doch nur einen Teil der Wahrheit aus, die erst in Christus vollständig erschienen sei. Denn das, sagt er, sei die Pflicht wirklicher Philosophen, nur nach der Wahrheit zu forschen, ohne Rücksicht auf althergebrachte Meinungen. Was er als eine Pflicht bezeichnete, hielt er auch für ein unbestreitbares Recht; und da Herkommen und Rechtsübung diesem Grundsatz geradezu entgegenliefen, so wandte sich Justinus an die imperatorische Gewalt und forderte sie auf, die Christen gegen die ungerechten Gesetze zu beschützen. Er ermahnt den Kaiser — es war Antoninus Pius —, ohne Voreingenommenheit, ohne Vorliebe für die Abergläubischen, ohne Rücksicht auf verleumderische Gerüchte über die Christen zu richten: denn es sei die Pflicht eines Imperators, nicht der Gewalt und der Tyrannei, sondern nur der Philosophie und Frömmigkeit Raum zu geben, wenn er sein Urteil spreche.

Darin liegt nun aber doch, daß die Regierung von tyrannischen Gesetzen abzusehen die Befugnis und den Willen habe. Von dem, was wir politische Ideen nennen, sind die Christen weit entfernt. Sie forderten eine höchste Gewalt, durch welche die Ungerechtigkeit, die bisher dem Gesetz gemäß im Schwange gegen sie gewesen war, abgeschafft würde. In dem Gedanken, daß nur die Offenbarung die Wahrheit enthalte, und daß die höchste Gewalt denen Sicherheit gewähren müsse, die sich zu ihr bekennen, liegt wohl eine Conception von größter Tragweite für den Staat. Die Christen waren keineswegs Gegner der Imperatoren; sie verlangten vielmehr eine Ausdehnung ihrer Gewalt selbst im Gegensatz mit dem Begriffe, der das römische Reich konstituierte. Man sieht wohl, was das bedeutete.

Bald im Anfang der Regierung des Marc Aurel kam es nun aber vor, daß Christen, eben weil sie das waren, hingerichtet wurden. Den Anlaß hat eine Ehescheidung auf den Wunsch einer Frau, die, über das zuchtlose Leben ihres Mannes empört, Christin geworden war, gegeben. Nicht gegen diese selbst wurde ein gerichtliches Verfahren eingeschlagen; aber der Stadtpräfekt Lollius Urbicus zog denjenigen zur Strafe, der sie bekehrt hatte. Dieser selbst und zwei andere wurden ohne weiteres hingerichtet. Zu ähnlichen Scenen kam es in Kleinasien, namentlich in Ephesus und Pergamum, wo die höchsten Beamten in ihrem eigenen Namen die Verfolgungen der Christen erneuerten. Wenn Justinus durch den ersten Vorfall veranlaßt wurde, sich in einer zweiten Apologie an Marc Aurel zu wenden, so bewirkte der andere, daß auch ein entfernter Bischof, Melito von Sardes, dessen Hülfe anrief. Das Schreiben des Melito ist vor allem dadurch merkwürdig, daß er das Christentum in einer Weise dem Kaisertum näher bringt, in welcher dieses sich mit demselben vereinigen konnte: dem philosophischen Kaiser gegenüber bezeichnet er das Christentum als Philosophie. Diese Philosophie, d. h. doch Weltanschauung, so führt Melito aus, habe schon früher unter barbarischen Königen bestanden; sie sei aber unter Augustus im römischen Reiche wieder aufgeblüht. Sie habe diesem nur Glück gebracht: denn große Verluste hätten sich seitdem nicht ereignet. Nur Nero und Domitian seien durch die Vorstellungen böser Menschen bewogen worden, den Verleumdungen gegen die Christen Gehör zu geben. Denen aber hätten sich die frommen Väter entgegengesetzt und die Neuerer durch Reskripte zurechtgewiesen. Jetzt würden die Frommen in Asien durch neue Verordnungen bedrängt. Auf deren Grund würden die Unschuldigen mehr als je durch Sykophanten, welche nach ihrem Besitz trachten, belästigt und verfolgt.

Melito leugnet nicht geradezu, daß diese Verordnungen vom Kaiser selbst stammen können. Der Gehorsam, den die Christen der höchsten Gewalt schuldig zu sein glauben, drückt sich in den Worten aus: wenn er das wirklich befohlen habe, so werde es wohl gerecht sein, denn der gerechte Fürst werde nichts Ungerechtes thun. Wenn aber das Edikt, von welchem

man härter betroffen werde, als Barbaren, nicht von ihm stamme, so möge der Kaiser es zurücknehmen.

Die beiden Schriftstücke, die Apologie des Philosophen und das Gesuch des Bischofs, sind von universaler Bedeutung. Man lernt die Frage kennen, von welcher die Zukunft des Christentums überhaupt abhing. Es war eine solche Konstituierung der Autorität des Kaisers, durch welche dem Herkommen der Verfolgungen, zu denen Gerichte und Populationen zusammenwirkten, ein Ziel gesetzt würde.

Welchen Eindruck nun auch immer diese Vorstellungen auf Marc Aurel gemacht haben mögen: unleugbar ist, daß die Christen unter seiner Regierung die schwersten Widerwärtigkeiten zu bestehen hatten; Justinus wurde eben unter ihm Märtyrer. Den schlimmsten Ruf haben dem Kaiser die Verfolgungen gemacht, die in Gallien vorfielen. In den größten Städten, namentlich in Lugdunum und Vienne, hatten sich christliche Gemeinden gebildet, in denen Männer und Frauen von starker Überzeugtheit erscheinen. Aber sie erregten den Widerwillen des Volkes; man stellte sie eigentlich deshalb, weil sie Christen seien, vor Gericht, was sie dann ohne weiteres bekannten. Der Präses hatte kein Mitgefühl für sie; er verhehlte seine religiösen Antipathien keinen Augenblick. Man verbrannte ihre Leichen und warf die Asche in die Rhone, um die Hoffnung der Christen auf Auferstehung zu nichte zu machen.

Daß Marc Aurel, in dessen Zeiten man diese Verfolgungen verlegt, daran Schuld gehabt habe, erhellt aus dem Schreiben nicht. Die Provinzialverwaltungen folgten hierin ihrem eigenen Impuls. Dieser Impuls beruhte doch wahrscheinlich auch auf der Veränderung der allgemeinen Lage, welche die Verehrung der das Reich schützenden Gottheiten wieder in Aufnahme brachte. Von dem Kaiser läßt sich nicht ableugnen, daß er demselben nachgegeben hat. Auf eine Anfrage hat er sogar erklärt, daß die Christen, die sich als solche bekennen, mit dem Schwerte hingerichtet werden sollten. Dabei erfahren wir doch durch ein unverwerfliches Zeugnis, daß er die Christen vielmehr in seinen Schutz nahm. Tertullian, dessen Jugend noch in diese Zeiten gefallen ist, bezeichnet ihn als einen Protektor der Christen: welches seien denn die Kaiser, von denen die Christen verfolgt worden? nur solche, von denen verfolgt zu werden eine Ehre gewesen sei. Die übrigen, unter ihnen, namentlich Marc Aurel, seien Protektoren der Christen gewesen. Und wenn die Kaiser nicht selbst gegen die Christen waren, so konnten diese durch den Druck der Provinzialbehörden nicht unterdrückt werden. Tertullian erzählt von einem Prokonsul, der kurz nach Marc Aurel die Provinz Asia verwaltete: er habe Anstalt getroffen, die äußerste Strafe über die Christen zu verhängen, aber eine so große Anzahl von Menschen habe sich offen zu dem Christentum bekannt, daß er sich begnügt habe, die angedrohte Strafe nur an wenigen zu vollstrecken, alle anderen habe er freigelassen. Der Erfolg konnte kein anderer sein, als daß eben diese in ihrem Bekenntnis um so

eifriger wurden. Ihre Anzahl selbst machte es unmöglich, sich an ihnen zu vergreifen. Wir finden sie in unaufhörlichem Wachstum und in der lebendigsten inneren Entwickelung begriffen, die noch im zweiten Jahrhundert zu großen Erscheinungen inmitten der werdenden Kirche geführt hat.

In Alexandria bildete sich eine Schule aus, recht eigentlich dazu bestimmt, die Zweifel der Heiden zu beseitigen, und daher genötigt, wie einer der Lehrer es ausdrückt, vieles zu lernen und überall das Nützliche auszulesen, den Hellenen den Glauben auf hellenische Art zu erweisen. Der Hauptbegründer der Schule, Clemens, ist zugleich einer der größten Kenner der alten Philosophie, dem es gewiß ist, daß die göttliche Vorsehung die Heiden ebenso bedacht habe wie die Juden, so daß er die griechischen Philosophen als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung ansieht; es hat eine historische Wahrheit, wenn er sagt: durch das Gesetz und durch hellenische Bildung werden die nach dem Glauben sich Sehnenden zusammengeführt zu einem Volk. Und auch bei denen, die sich der Philosophie nicht mit entschiedener Hinneigung näherten, sondern von ihr abwichen, war doch ihr Einfluß nicht zu verkennen.

In dem Abendlande finden wir zuerst den aus einer kleinasiatischen Gemeinde nach Gallien versetzten Irenäus; eben die Städte, in denen kurz vorher die erwähnte Verfolgung stattgefunden hatte, Lyon und Vienne, sind der Schauplatz seiner Thätigkeit. So sehr er gewisse philosophische Lehrsätze verwirft, aus denen er den Gnosticismus ableitet, so ist er doch unaufhörlich bemüht, für die historisch-gebildete, kirchliche Überlieferung Gründe der Vernunft zu entdecken. Allenthalben verrät er einen wissenschaftlichen Trieb, der von der Einwirkung der griechischen Philosophie ausgeht.

Das wichtigste Moment liegt darin, daß sich die christlichen Lehren von den abenteuerlichen Phantasien des Morgenlandes abwandten und an die gesunden Gedanken der gräco-romanischen Welt anzuschließen suchten. Der Widerstreit zwischen der Philosophie und dem Christentum trat dabei doch auch jeden Augenblick in helles Licht; ob derselbe jemals völlig geschlichtet werden könne, war eine Aufgabe für alle folgenden Jahrhunderte. Noch eine andere, unmittelbare aber war die von Justinus Martyr aufgestellte: die höchste Gewalt zu einer Anerkennung des Christentums bei seiner Absonderung von dem öffentlichen Dienst zu vermögen. Diese schloß dann wieder eine andere, noch allgemeinere in sich ein. Wenn das römische Reich in der Weltstellung verharrte, die es eingenommen, so konnte das Christentum doch in dem Umkreis desselben kaum bestehen. Denn die Imperatoren waren ja selbst an die römische Religion gebunden und mußten sie handhaben. Auf eine eigentliche Toleranz konnten die Christen bei der obwaltenden Lage der Dinge nicht rechnen. Man darf es unbedenklich aussprechen: die Weltherrschaft der Römer und die Ausbreitung des christlichen Glaubens liefen einander in der Idee entgegen; nur eine Erschütterung des römischen Kaisertums konnte dem Christentum Raum zu einer inneren Entwickelung verschaffen. Hätte die Idee, auf welcher die Weltherrschaft zur Zeit des Augustus beruhte, sich behaupten und durch-

führen lassen, so würde von der Ausbreitung der christlichen Religion nicht mehr die Rede gewesen sein. Das universalhistorische Verhältnis liegt darin, daß die Ausdehnung des Reiches nicht mehr möglich war und aufgegeben wurde. In dem Grade, daß das zum Bewußtsein kam, gewann das Christentum die Zukunft für sich.

Elftes Kapitel.

Übergang des Imperiums von dem Hause Marc Aurels auf das Haus des Septimius Severus.

Niemals hat es ein lebensvolleres Reich gegeben, als das römische, in welchem die Elemente der durch Eroberung zusammengebrachten Nationalitäten zu einem ganzen vereinigt waren, ohne daß ihre Besonderheiten in der Tiefe unterdrückt worden wären. Nicht einmal von dem gräco-romanischen Geist, der in der Welt die Oberhand behalten hatte und in Rom dominierte, ließ sich behaupten, daß er die Herrschaft allein und unbedingt ausgeübt hätte. Wir sahen soeben, wie sich aus dem niedergeworfenen Gemeinwesen der Hebräer eine Religion erhoben hatte, welche den Uranfängen desselben entsprach, aber die im Laufe langer Zeiträume erwachsenen stammesartigen Beschränkungen vermied und ausschloß. Was gehörte nun alles dazu, diese Elemente zu pflegen oder wenigstens nebeneinander zu erhalten! Das Imperium versuchte es, den Beigeschmack der Gewalt, durch die es zustande gekommen war, von sich abzustreifen und eine Monarchie patriarchalischer oder vielmehr väterlich fürsorgender Art, wie sie die alten Philosophen als Ideal hingestellt hatten, zu realisieren. Eine der bewunderungswürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte bildet die Reihe dieser Imperatoren, die durch successive Adoption zur Regierung gelangt waren, aber doch als eine einzige Familie betrachtet wurden. Einer der vertrautesten Freunde und Beamten Marc Aurels, Fronto, bezeichnet Antonin als den Vater, Hadrian und Trajan als den Großvater und den Ältervater desselben, gleich als wären sie alle durch Geburt aus demselben Geschlechte entsprossen. Wir finden Inskriptionen, welche bis auf Nerva zurückgehen. Eben daraus ergab sich jedoch auch für die Fortsetzung des Imperiums eine große Schwierigkeit. Alles beruhte auf dem über untergeordnete Differenzen erhobenen Geiste der damaligen Imperatoren. Wie ließ es sich denken, daß derselbe auch in den Nachfolgern vorwalten würde. Es gab keine Successionsordnung, und jene Adoptionen konnten doch nicht immer dauern. Marc Aurel hatte einen Sohn, von dem es nicht zweifelhaft war, daß er die Nachfolge in Anspruch nehmen würde. Dann aber mußte leicht die oberste Gewalt wieder zum Kampfpreis der Parteien werden, welche

eben ausgeschlossen werden sollten. Dazu kam noch eine andere, vielleicht noch größere Schwierigkeit, die aus der allgemeinen Lage entsprang. In der Mitte der Welt emporgekommen, hatte das römische Reich allenthalben mächtige Feinde zu seinen Nachbarn. Man darf die Epoche der durch Adoption erhobenen Kaiser insofern als eine entscheidende ansehen, als das Reich bisher, durch glückliche Waffen und Siege begründet, zwar provoziert, aber doch immer vordringend zu seiner Stellung gelangt war; diesem Vordringen aber war damals Einhalt geschehen und ein friedliches Verhältnis zu den Nachbarn hergestellt worden: die Epoche des Friedens hatte dazu gehört, um jene Zustände hervorzubringen, die wir eben schilderten. Doch nur die Frist eines halben Jahrhunderts war dazu gewährt worden; dann brachen die Feindseligkeiten wieder aus. Sie trugen einen von den bisherigen ganz verschiedenen Charakter. Früher war die Sicherheit in fortwährender Eroberung gesehen worden; da hatten sich die Männer gebildet, welche dann die oberste Gewalt in dem Gemeinwesen ausübten. Jetzt dagegen lag die große Aufgabe in der Verteidigung allein. Welch ein Unterschied jedoch, fortzuschreiten oder nur abzuwehren! Und wie nun dann, wenn beide Momente zusammentrafen, die Erfolge zweifelhaft wurden und zugleich das Imperium auf eine ungeeignete Persönlichkeit überging?

Noch unter Marc Aurel begann sich das zu entwickeln.

1. Erneuerung der Kriege.

Unter Marc Aurel erhob sich ein zwiefacher Anfall, von der Donau und von dem Euphrat her, welcher große und dauernde Anstrengungen erforderte, um bestanden zu werden.

Während seiner ganzen Regierung war Marc Aurel genötigt, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin Front zu machen.

Der so oft unternommene, immer wieder unterbrochene, niemals recht zu Ende geführte Krieg mit den Parthern, der eigentlich die Zukunft von Asien umfaßte, brach wieder in hellen Flammen aus. Von den ihnen von Hadrian gemachten Zugeständnissen waren die Parther nicht befriedigt; sie verlangten, Armenien, wo die Römer zwar einen Arsaciden, der aber doch von ihnen abhängig war, eingesetzt hatten, wieder in unmittelbaren Besitz zu erhalten. Und wenn sie bisher noch durch das Ansehen Antonins zurückgehalten worden waren, so nahmen sie von dem Thronwechsel Veranlassung, den alten Krieg wieder aufzunehmen. Unerwartet brach Vologeses III., der als den Römern besonders feindselig geschildert wird, in Armenien ein, verjagte den dort eingesetzten Fürsten, bezwang eine gegen ihn vorrückende Legion und drang dann in Syrien vor, wo er ebenfalls Vorteile erfocht und das Land überflutete.

Um den verderblichen Anfall zurückzuweisen, entschloß sich Marc Aurel mit Beistimmung des Senats, den Lucius Verus, der durch die Adoption

Antonins als sein Bruder betrachtet und von ihm zum Mitaugustus ernannt worden war, nach dem Orient zu schicken.

Man hat allgemein angenommen, Verus habe sich untüchtig und nachlässig erwiesen. Aus einem zufällig aufbewahrten Schreiben desselben an Fronto sieht man doch, daß die Schuld der ersten Unfälle meist an den des Krieges entwöhnten Legionen gelegen hat; von sich selbst rühmt Verus, daß er sie wieder dazu gebracht habe, den Feind zu bestehen; er habe unter glühender Sonne eine Heerschau gehalten und die Truppen in ihren Zelten besucht, um sich ihrer gehörigen Verpflegung zu versichern.

Unter seinen Auspicien, wenngleich nicht unter seiner Führung, wurden dann auch große Erfolge erfochten.

In Armenien brachte Statius Priscus den parthischen Kataphrakten eine entscheidende Niederlage bei; die verlorenen Städte wurden wieder erobert, der verjagte König zurückgeführt. In Mesopotamien erfocht Avidius Cassius große Erfolge, sodaß Vologeses, dem sich seine Bundesgenossen nicht eben treu erwiesen, über den Tigris zurückgehen mußte. In diesem Kampfe ist die herrliche Metropole, welche Seleucus Nicator gestiftet hatte, Seleucia, zu Grunde gerichtet worden; sie war bestimmt gewesen, Oberasien und die Euphratländer vereinigt zu halten; in dem Kriege zwischen Römern und Parthern zuletzt auf die Seite der Parther getreten, wurde sie von den Römern zerstört: denn die Stätten der allgemeinen Kultur lassen sich in den großen Völkerkämpfen nicht behaupten. Marc Aurel und Lucius Verus, der nun nach Rom zurückkam, feierten einen prächtigen Triumph.

Aber indessen hatte sich von einer anderen Seite her der alte Widerstreit mit den Germanen zu einer für Rom noch dringenderen Gefahr entwickelt.

Von der mittleren Donau her waren die Markomannen und Quaden, germanische Stämme, die dem Völkerkomplex angehörten, der aus dem Reiche des Marbod hervorgegangen war, über die Grenze des römischen Reiches vorgedrungen; sie forderten, wie einst jene Usipeter und Tenchterer von Cäsar, Landabtretungen zu ihrer Ansiedelung von dem Imperator.

Es waren, wie damals, Reibungen der germanischen Stämme miteinander und mit ihren Nachbarn, was dazu Anlaß gab, und die römischen Grenzbefestigungen zeigten sich nicht fähig, ihrem Andrang zu widerstehen. Pannonien und Mösien wurden von den Germanen überflutet; wäre Aquileja in ihre Hände gefallen, so würden sie nach Italien gedrungen sein, wo sie nur geringen Widerstand gefunden hätten. Wie sehr man das bereits fürchtete, erkennt man daraus, daß Marc Aurel alle religiösen Ceremonien, die in Rom beim Eintritt großer Gefahren vorgenommen zu werden pflegten, sorgfältig vollzog, gleich als stünde ein gallischer oder ein cimbrisch-teutonischer Anlauf bevor. Sein Bruder Verus begleitete ihn ins Feld. Die beiden Imperatoren legten die Toga ab und nahmen den Kriegsmantel um: so begaben sie sich zu den Truppen. Noch schwebte die Autorität des römischen

Namens schützend oder schreckend über den Adlern der Legionen: die Völkerstämme, die doch kein Gefühl von Einheit oder Gemeinsamkeit hatten, scheuten davor zurück, den Kampf mit Entschiedenheit aufzunehmen. Wir finden unter ihnen auch Könige, die sich fügen. Ein Fall wird erwähnt, in welchem ein Volk bei einer entstandenen Vakanz einen König nur deshalb annimmt, weil die Römer ihn approbieren. Der drohende Sturm wurde auf diese Weise beschworen, und Verus, der die Genüsse der großen Städte, im Orient Antiochiens, im Occident der Reichshauptstadt selbst, mit Begierde in sich schlürfte, war sehr der Meinung, daß man sich damit begnügen und den Feldzug für beendigt ansehen könne. Marc Aurel wußte jedoch recht wohl, daß die Ruhe nur von einer vollen Entwickelung der Übermacht abhänge. Die Sicherheit der Marken von Italien und Illyricum, die jetzt wiederhergestellt war, genügte ihm noch nicht, er wollte Pannonien, Dacien, Mösien beherrschen, wie Trajan und Hadrian. Ein Verlust war es nicht, wenn auf der Rückreise nach Rom, die doch nur eine momentane Waffenruhe in sich geschlossen haben kann, Verus plötzlich umkam. Es gab Leute, welche in gewohnter Weise Marc Aurel selbst als den Urheber dieses Todes betrachteten. Aber so groß war der Ruf von dessen moralischer Vortrefflichkeit, daß ein solcher Verdacht nicht Wurzel schlug. Mit seinen eigenen Äußerungen über den Bruder würde derselbe in schneidendem Widerspruch stehen. Er war nun in dem alleinigen Besitz der höchsten Gewalt und konnte den unternommenen Krieg weiter führen, wo er es denn seiner körperlichen Schwäche zum Trotz an persönlicher Teilnahme nicht fehlen ließ.

In allgemeiner Erinnerung ist die Schlacht geblieben, durch welche dem Vordringen der Quaden Einhalt geschah. Ein römisches Heer, von denselben in die Mitte genommen und durch die in der Balkanhalbinsel oft sehr empfindliche Hitze bedrängt, wurde durch einen plötzlichen Regenguß erfrischt und gerettet. Der Kaiser und seine Römer schrieben denselben dem Jupiter Pluvius zu — so ist er auf der antoninianischen Säule abgebildet —, die Christen ihren Gebeten; das Beste that wohl der Aberglaube der Quaden, die in dem Ungewitter ein von den Göttern über sie verhängtes Unglück sahen: sie wurden durch ein Naturereignis besiegt, wie einst Ariovistus. Die Sage ist nur deshalb merkwürdig, weil wir sehen, daß die Christen thätigen Anteil an dem Feldzug und der Landesverteidigung nahmen.

Eine andere Schwierigkeit hatte der Kaiser selbst dadurch zu bestehen, daß seine Legionen besondere Belohnungen für ihre Dienste forderten. Marc Aurel gab ihnen zu bedenken, daß alles, was er ihnen geben würde, von dem Vermögen der Provinzialen genommen werden müsse, dem Blute ihrer eigenen Brüder. Wurde es ihm doch ungemein schwer, nur den wirklich verdienten Sold aufzubringen. Man weiß, daß er in Rom die Kostbarkeiten des kaiserlichen Schatzes zu Gelde gemacht hat, um den Truppen den verdienten Sold zahlen zu können. Es war eine Art von Rückkaufsgeschäft, ohne Zinsen jedoch, zu dem er sich herbeiließ; als die dringende Not vorbei war, löste er

die Kostbarkeiten um die Summe wieder ein, die man ihm gezahlt hatte: eine der ersten großen Staatsanleihen auf Hypothek, welche vorkommen, allerdings in rohester Form. Genug: weder die Erschöpfung der Staatskasse, noch der Abfall der schon gewonnenen Völkerschaften, noch auch die Unzuträglichkeit des Klimas hielten den militärisch geschulten Philosophen ab, die Ehre des Reiches mit Nachdruck und Erfolg zu verteidigen. Wir erfahren, daß er die Markomannen, welche als die vornehmsten Urheber der Völkerbewegung bezeichnet werden, bei ihrem Übergang über die Donau überwältigte und ihnen den Raub abjagte, den sie aus der Provinz zusammengeschleppt hatten; doch hat er dann auch glimpflichere Mittel gegen sie angewendet: er ist selbst so weit gegangen, einen Teil von ihnen in Italien anzusiedeln. In diesen Anordnungen begriffen, wurde er genötigt, seine Blicke nach dem Orient zu richten, wo infolge der erfochtenen Siege selbst eine Bewegung ausbrach, wie sie die Imperatoren von siegreichen Feldherren von jeher zu fürchten hatten.

Das Beste in dem erwähnten Feldzug gegen die Parther hatte Avidius Cassius geleistet, an ihn war dann der Oberbefehl übergegangen. Dieser verstand es, die ihm anvertrauten Legionen durch die strengsten Maßregeln, bei denen selbst der Würde der römischen Bürger gespottet wurde, in Ordnung zu halten und zum Siege zu führen.

Es erinnert an die altrömische Disciplin, wenn er Kohorten, welche siegreich von dem Feinde zurückkamen, deswegen zur Verantwortung zog, weil sie ohne seinen Befehl angegriffen hatten. Das ganze Heer geriet darüber in tumultuarische Aufwallungen: er trat in dessen Mitte ohne irgend eine Schutzwaffe; er rief aus, man möge ihn töten, wenn man der Verletzung der Disciplin noch ein schwereres Verbrechen hinzufügen wolle. Hierauf fügte sich alles. Und nicht ohne guten Grund waren die strengen Strafen, die er verhing: er wollte die Truppen nötigen, von dem Raub abzustehen, und ein andermal sie von den verderblichen Vergnügungen von Antiochia zurückhalten.

Allein diese Erfolge erregten in Cassius hochstrebende Pläne. Er gehörte dem Geschlecht des letzten Republikaners Cassius an und sprach sich auch seinerseits in republikanischem Sinne aus. Das Imperium, sagte er, könne jedoch aus dem Gemeinwesen nicht wieder hinweggeschafft werden, außer durch einen andern Imperator, der er selbst zu werden gedachte. Auf die falsche Nachricht, Marc Aurel sei gestorben, stellte er sich ohne Rückhalt als Herrn und Meister auf; er bezeichnete Marc Aurel als Divus, sich selbst als Imperator.

Aber Marc Aurel lebte noch und fühlte sich kräftig genug, um auch gegen die Parther den Krieg zu unternehmen. Wir lernen seine Sinnesweise aus einem Briefe kennen, in welchem er auf eine Warnung gegen die Anschläge des Cassius antwortet: er fürchte das nicht; denn das Imperium werde doch in die Hände des Mannes geraten, den die Götter dazu be-

stimmt hätten; ob das seine Kinder seien oder vielleicht Cassius und dessen Kinder, kümmere ihn wenig, wenn es nur zum Heile des Gemeinwesens gereiche.

Aber indem Marc Aurel sich nun anschickte, mit Cassius zu schlagen, wurde dieser selbst von seinem Heere getötet.

Dem philosophischen Kaiser gelang es, die Autorität des Reiches und seine eigene im Osten und Westen aufrecht zu erhalten. Marc Aurel konnte noch einmal nach der Donau zurückkehren; er besiegte die Grenzvölker, vornehmlich durch den Präfectus Prätorio Paternus; zu pacifizieren vermochte er sie nicht. Auf einem dieser Feldzüge ist er im Frühling des Jahres 180 gestorben.

Ich möchte nicht an alle die Lobeserhebungen erinnern, die ihm immer aufs neue gespendet worden sind; aber er nimmt doch eine sehr ehrenwerte außerordentliche Stellung ein. Im Vollbesitz der Kultur der Epoche hat er das Imperium, welches der Mittelpunkt derselben war, nach den Seiten hin, von denen es am meisten gefährdet wurde, zu verteidigen gewußt: ein schwacher Mann, der im Feldlager philosophische Betrachtungen niederschrieb, bald mit seinem Mitaugustus zu streiten, bald seine Legionen in Ordnung zu halten und endlich einen aus der Mitte derselben emporstrebenden Nebenbuhler zu bekämpfen hatte, und dabei immer eine großartige, dem Gemeinwesen hingegebene Gesinnung bewährte, an der niemand zweifeln konnte, so daß alle seine Feinde vor ihm zerstoben. Daß aber die obschwebenden Gefahren von ihm nicht beseitigt waren, am wenigsten die germanische, liegt auf der Hand. Und zugleich trat mit seinem Tode die zweite der oben berührten Fragen in volle Evidenz.

2. Commodus und seine nächsten Nachfolger.

Marc Aurel hatte die Verbindung seiner letzten Vorgänger mit dem Senat auf das sorgfältigste gepflegt. Er hatte seine Töchter in senatorische Geschlechter verheiratet, auch seinen Sohn Commodus mit der Tochter eines Senators. Daher aber kam es nun wieder, daß der neue Fürst sich beschränkt fühlte und sich dieser Beschränkung seitens des aristokratischen Elementes, das hierdurch in die Regierung kam, wieder zu entledigen suchte. Gegen den Willen der Senatoren, die in dem Feldlager waren, schloß er eine Abkunft mit den Feinden und eilte nach Rom zurück, um sich des Genusses der Gewalt zu erfreuen. Er war nicht gerade bösartig von Natur, aber er wollte die höchste Gewalt vollkommen in seinem Besitz haben. Er säumte nicht, eine durchgreifende Veränderung in den wichtigsten Ämtern vorzunehmen; die gewohnten Freunde stieß er von sich oder beschimpfte sie. Da geschah dann, daß sich eben in den höchsten Kreisen Widerwille gegen ihn regte, der sofort zum Ausbruch kam.

Alles beruhte auf einer Verbindung der Schwester des Commodus, Lucilla, mit Ummidius Quadratus, ihrem Schwager. Die Quadrati, früher unter Hadrian verfolgt, waren in die engsten Beziehungen zu den Antoninen getreten. Einer von ihnen hatte die Schwester Marc Aurels geheiratet, was ihm dann Anteil an der Erbschaft der reichen Familie verschaffte. Dessen Sohn, Neffe Marc Aurels, Marcus Ummidius Quadratus, war zugleich Schwiegersohn desselben geworden. Sein Name erscheint mit dem seiner Gemahlin Annia Faustina auf Töpferarbeiten, die aus der Ziegelerde eines ihnen angehörigen Grundstücks gebrannt wurden; Ummidius ist auch einmal Konsul gewesen. Mit diesem nun verband sich Lucilla im Einverständnis mit dem Praefectus Praetorio Paternus, der das ganze Vertrauen Marc Aurels genossen und das Kriegstheater, das ihm Ruhm verschaffte, nur ungern verlassen hatte. Sie scheinen die Absicht gehabt zu haben, die alte Regierungsweise unter dem neuen Fürsten möglichst aufrecht zu erhalten und noch zu verstärken. Der Schwiegersohn der Lucilla, Claudius Pompejanus, der mit Commodus in jugendlicher Vertraulichkeit gelebt hatte, wurde bewogen, die Hand dazu zu bieten. Er drang eines Tages, ein bloßes Schwert in der Hand, auf Commodus ein mit dem Wort: dies schickt dir der Senat — allerdings ohne ihn zu verletzen. Aber, wie zu erwarten, erregte er damit dessen Ingrimm; das nur halb vollbrachte Attentat hatte die Folge, daß eine Anzahl bedeutender Männer, die als einverstanden betrachtet wurde, unter ihnen auch Paternus, mit dem Tode dafür büßten. Zunächst kam dann die Gewalt, die mit dieser Stellung verbunden war, in die Hand des neuen Praefectus Praetorio Perennis. Historisch kommt wohl nicht viel darauf an, ob er, wie die einen sagen, Commodus darin bestärkt habe, sich seinen Lüsten hinzugeben, um selbst an dessen Stelle zu regieren, oder ob er durch die Ausschweifungen des Commodus genötigt wurde, die Geschäfte zu besorgen. Genug, er übte die Regierungsgewalt aus. Die Haushaltung, welche Commodus einführte, hat schon ein sehr orientalisches Ansehen. Perennis war der Wesir des Kaisers, der gleichsam seinem Harem lebte. Der Praefectus Praetorio aber gelangte doch nicht zu der umfassenden Macht eines Wesirs: denn die Legionen, die sich als die natürlichen Träger der höchsten Gewalt betrachteten, waren nicht geneigt, sich von dem Führer der in der Hauptstadt stationierten Leibwache nach seinem Belieben regieren zu lassen. Perennis zerfiel mit den britannischen Legionen, indem er Befehlshaber senatorischen Ranges entfernte und andere von ritterlichem anstellte. Diese Legionen beschlossen, sich an den Kaiser selbst zu wenden, und schickten ihm eine starke Deputation — sie wird auf 1500 Mann angegeben — nach seinem Hoflager. Commodus würde sie leicht haben überwältigen können, da seine Prätorianer ohne Vergleich stärker an Zahl waren, wenn er darin einen Aufruhr gesehen hätte; die Handlung war aber mehr eine Appellation von dem Präfekten an den Imperator. Und in der Umgebung des Kaisers gab es Männer seines intimen Vertrauens, welche sich ebenfalls des Perennis zu entledigen wünschten; Commodus opferte den Prae-

fectus Praetorio den Legionarien auf: Perennis wurde auf das grausamste umgebracht. Die Verwaltung der höchsten Gewalt kam nun an Commodus selbst zurück, der sie jedoch auch jetzt nicht in die eigene Hand nahm. Kleander aber, ursprünglich ein phrygischer Sklave, der, in persönlichem Dienste emporgekommen, jetzt zur höchsten Stelle gelangte, war unfähig, die Autorität würdig auszuüben. Hinrichtungen und Beraubungen, die ersten oft zum Zwecke der letzteren, waren an der Tagesordnung, und selbst dem Imperator wurde das zuweilen zu viel. Eine allgemeine Entrüstung erregte die Hinrichtung eines auch in Rom beliebten Prokonsuls von Asien aus dem Hause der Antonine. Zugleich auf den Anlaß der mangelnden Zufuhr in der Hauptstadt kam es zu einem Volkstumult, welchem Kleander aufgeopfert wurde, wie vor kurzem Perennis; denn Commodus war leicht zu erschrecken, zugleich zügellos und furchtsam. Erst nach dem Tode Kleanders trat seine Natur in voller Nacktheit hervor. Er hatte nicht musikalische oder poetische Anwandlungen, wie Nero oder Domitianus, sondern den Ehrgeiz eines Gladiators. Er wollte als der neue römische Herkules verehrt sein; er betrachtete sich als den stärksten von allen Menschen; Beweise dieser Stärke seiner Muskeln nahm er unter seine Titel auf. Im Gebrauch der Wurfgeschosse erwies er sich ungemein geschickt: man hat aufgezeichnet, wie gut er zielte und traf; unzählige Bestien erlagen seiner Geschicklichkeit und seiner Begierde, Blut zu sehen. Einst kam er im Theater mit einem soeben abgeschlagenen Straußenkopf vor die Tribüne der Senatoren und zeigte ihnen denselben nicht ohne Grinsen. Sie mußten sich in acht nehmen, nicht darüber aufzulachen; doch noch näher lag ihnen die Furcht, daß der Kopf des Straußen eigentlich ihre Köpfe bedeute. Denn in der unbeschränkten, weder durch politische Gewalten, noch durch eine öffentliche Meinung gezügelten Herrschaft liegt zugleich eine Verführung für die, die sie besitzen; aber indem sie sich ihr hingeben, wird ihre Stellung in sich selbst unhaltbar. Commodus fühlte bereits den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Er machte dieselbe Erfahrung, wie einst Domitian. Nicht da waren seine Feinde, wo er sie suchte, sondern in seiner unmittelbarsten Nähe. Commodus erlag einer Verschwörung der Personen, mit denen er am vertrautesten war, des Praefectus Praetorio Lätus, des Oberkammerherrn Eclectus, eines geborenen Ägypters, und der bevorzugten Concubine Marcia. Die über die Motive derselben in Umlauf gesetzte Erzählung ist eigentlich einer früheren abgeborgt; wir können sie übergehen. Das Ereignis ist, daß der allwaltende Imperator plötzlich nicht mehr war; er ist am 31. December 192 ermordet worden. Damit trat aber auch die Frage von ehedem wieder hervor, wie die oberste Stelle ausgefüllt werden sollte.

Es ist eine Art von Naturgewalt, mit der Katastrophen dieser Art im römischen Reiche hervorbrachen. Die damalige aber hatte beinahe noch eine größere Nachwirkung, als die früheren, inwiefern sie den inneren Zwiespalt der in Rom neben dem Kaiser bestehenden vornehmsten Gewalten, nicht allein

des Senats und der Prätorianer, sondern auch des Volkes, zur Erscheinung brachte. In sich ohnmächtig, kamen sie doch zu einer gewissen Selbständigkeit der Aktion, wenn es kein Oberhaupt mehr über ihnen gab.

Die Verschworenen hatten nicht unterlassen, auf die unverzügliche Ausfüllung der Lücke Bedacht zu nehmen. Sie riefen einen Mann, zwar von niedriger Herkunft, aber von großem Verdienst in der Verwaltung und im Krieg, Publius Helvius Pertinax, zum Imperator aus.

Pertinax hatte sich in den orientalischen Provinzen, wie in den Donauländern, in Germanien und endlich in Britannien durch die Herstellung der Zucht unter den Truppen Verdienste erworben. Er forderte eine größere Anstrengung, um den Krieg an den Grenzen zu bestehen, als Commodus darauf verwandt hatte; eines seiner ersten Worte war: wir müssen Krieg führen. Aber damit erweckte er den Widerwillen der Mehrheit der Prätorianer, denen man die Vernachlässigung des Kriegswesens hauptsächlich zum Vorwurf machte, die doch von jeher bei dem Wechsel der Regierungen ein entscheidendes Wort mitzusprechen gewohnt waren. Eine Minderheit, die nach dem Vorgang des Präfekten Lätus sich an Pertinax anschloß, wurde niedergeworfen, eine bewaffnete Schar drang nach dem Palaste vor; es war gleichsam das Gegenstück jenes Anfalls des Pompejanus auf Commodus, wenn die Prätorianer, indem sie das Schwert gegen ihn zückten, ihm die Worte zuriefen: dies sende ihm das Heerlager.

Sie ermordeten Pertinax und schritten nun dazu, einen neuen Imperator zu setzen: wie sich versteht, nicht ohne Rücksicht auf den pekuniären Vorteil, der ihnen daraus erwachsen würde.

In der Kurie selbst ersahen sie sich einen Kandidaten, Didius Julianus, einen Enkel jenes großen Rechtsgelehrten, der bei dem Edictum perpetuum die Feder geführt hatte; er war ebenfalls Rechtsgelehrter und vor allem einer der reichsten Männer, welche lebten. Dennoch fand er einen Konkurrenten, der sehr ansehnliche Versprechungen machte: Julianus überbot dieselben bei weitem. Überdies aber: zugleich versprach er, das Andenken des Commodus, der bei den Prätorianern sehr beliebt war und dessen Namen er sogar annahm, vornehmlich auch die Prärogative der Prätorianer aufrecht zu erhalten. So wurde er als Imperator begrüßt, und der Senat, dem weniger an Pertinax gelegen gewesen war, als an der Beseitigung des Commodus, nahm ihn ohne langes Bedenken an; denn auch von Julian war keine Wiederholung der Gewaltthätigkeiten des Commodus zu besorgen. Julian ward mit seiner Familie in den Palast aufgenommen, seine Gemahlin, die sich jedoch dabei nicht viel Gutes versprach, als Augusta begrüßt.

Ein Unterschied gegen die früheren verwandten Ereignisse lag darin, daß der Senat früher die Initiative ergriffen hatte, während er sich jetzt alles willenlos gefallen ließ, die Ermordung des Commodus, sowie die des Pertinax. Damit aber war nun noch keineswegs die Herrschaft in der Hand des Julian befestigt.

Wenn früher das Volk den Beschlüssen des Senats selbst zum Vorteil der Prätorianer immer beigetreten war, so erlebte man jetzt das Gegenteil. Schon seit einiger Zeit hörte man von selbständigen Regungen im Volke, wie denn seinen Anforderungen und seinem Anstürmen der Fall des Kleander zugeschrieben werden muß. Es war damals zu Thätlichkeiten zwischen den Prätorianern und dem römischen Volke gekommen, bei denen Blut geflossen war: eben deshalb hatte das Volk Pertinax mit Freuden begrüßt, weil er mit den Prätorianern nicht durchaus einverstanden war. Daß diese nun den Mann ermordeten, von welchem sie eine Repression ihres Übermuts erwarten mußten, und dagegen einen andern an seine Stelle setzten, von dem sich nichts als eine Begünstigung desselben voraussehen ließ, brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Bei dem ersten Opfer, welches Julian darbrachte, wurde er durch einen Volkstumult gestört; denn man befürchtete beinahe, er möchte die Gunst der Götter für sich gewinnen. Auf seinem Wege nach dem Kapitol erfolgte ein Auflauf, der nur durch die bewaffnete Macht auseinandergetrieben werden konnte. Aber die Menge begab sich dann eigenmächtig in den Circus; die allgemeine Meinung erklärte sich gegen Julianus. Zum Schutze gegen die Prätorianer beschloß man sogar, einen der vornehmsten Anführer der großen Armeen, die im Felde standen, den Legaten in Syrien, Cajus Pescennius Niger, herbeizurufen. Das Wesentliche des Ereignisses liegt darin, daß bei dem Abgang des Commodus, mit welchem die Succession der letzten großen Imperatoren abbrach, das damalige Rom sich über den Nachfolger nicht vereinigen konnte. Dem prätorianischen Imperator setzte sich das Volk mit Entschiedenheit entgegen.

Wenn nun aber die Hauptstadt selbst sich nicht vereinigte, wie sollten die Heerführer und die Provinzen den Imperator anerkennen, den die Prätorianer einseitig aufgestellt hatten?

Wörtlich ist es nicht wahr, was später erzählt worden ist, daß sich dem prätorianischen Imperator gegenüber drei andere in den Provinzen zu Imperatoren hätten ausrufen lassen: Pescennius Niger im Orient, Albinus in Britannien und Gallien, Lucius Septimius Severus in Illyrien und Pannonien. Aber thatsächlich verhält es sich doch so, daß die drei großen Befehlshaber die Prärogative der Prätorianer nicht anerkennen wollten, weder sie selbst, noch ihre Legionen. Der erste, der zum Imperator ausgerufen wurde — soviel man weiß, mehr durch den Wunsch der Legionen, als auf eigenen Antrieb —, war der Befehlshaber in Pannonien, Septimius Severus. Ein persönliches Mißverständnis war es nicht, was ihn zum Gegner Julians machte. Auch Septimius war ein Zögling der Rechtsschulen; und man erinnerte sich, daß er dem Julian in einem Rechtshandel persönlichen Dank schuldig geworden sei. Allein über solche Beziehungen reichte der vorliegende Fall weit hinaus. Die Legionen meinten, keineswegs verpflichtet zu sein, sich einem durch die Gewaltthätigkeiten der Prätorianer erhobenen Imperator zu unterwerfen; hatten sie doch von jeher das Recht in Anspruch genommen,

ihre Feldherren zu Imperatoren auszurufen. Die Ermordung des Pertinax erweckte ihr Selbstgefühl, da dieser ihnen gleichsam angehörte. Sie forderten Septimius Severus auf, sich mit ihnen zu erheben, um Pertinax an den Prätorianern zu rächen. Eben das geschah, was bei dem Eintritt Vespasians geschehen war: die Legionen der Provinz riefen ihren Führer Septimius Severus zum Imperator aus. Dieser trug kein Bedenken, sich unverzüglich aufzumachen, um die Prätorianer und ihr Geschöpf zu bezwingen.

Nicht ohne allgemeines historisches Interesse ist der Kampf, der sich nun entspann.

Julian regte sich nach Kräften: er bot sein prätorianisches Kriegsheer auf; die Mauern, selbst der Palast wurden in Verteidigungsstand gesetzt, der Senat vermocht, Septimius für einen Feind des Gemeinwesens zu erklären und die Truppen aufzufordern, sich bis auf einen bestimmten Tag von ihm zu sondern. Der Befehl wurde erlassen, Septimius hinzurichten. Aber indem gelang es diesem, die Flottenstation von Ravenna, die der Hauptstadt zur Sicherheit diente, einzunehmen, so daß Rom sogleich in die größte Gefahr geriet. Daß die Prätorianer, deren militärische Erscheinung beim ersten Blicke ihre Ungeübtheit verriet, einer Vereinigung der illyrischen und pannonischen Legionen, die dort fast immer Krieg führen mußten und sich bereits aus tapferen Landeseingeborenen ergänzten, würden widerstehen können, glaubte von Anfang an kein Mensch. In dieser Krisis meinte Julian, das Prästigium der Hauptstadt für sich aufzurufen; die vestalischen Jungfrauen und die andern Priesterschaften sollten den Truppen entgegenziehen, um sie an die Hoheit von Rom zu erinnern. Dabei aber stieß er auf einen Widerspruch, welcher die Lage, in der er sich befand, recht eigentlich charakterisiert. Ein Augur erhob sich und erklärte, daß ein Mann, welcher Rom nicht zu verteidigen vermöge, auch nicht Imperator sein könne. So ganz wollten die Priesterschaften die Sache der Götter mit der jedesmaligen des Imperators nicht identifizieren: dieser selber sollte die Tempel und die Götter verteidigen. Julian hat noch zu exotischen Gottheiten und Diensten seine Zuflucht genommen; aber seine Beschwörungen fielen gegen ihn aus; er verfügte eine Anzahl von Hinrichtungen, selbst die der Marcia: er hatte die Absicht, seine Truppen gegen den Senat heranzuführen. Davon hielt ihn aber wieder die Betrachtung zurück, daß ja der Senat es sei, durch den Septimius zum Feind erklärt worden war. Er meinte einen Augenblick, Septimius werde auf eine Teilung der Gewalt, die er ihm wirklich anbot, eingehen; aber Septimius war kein Mann, den Versuch zu machen, das seiner Natur Widersprechende vereinigen zu wollen. Den Eifer und die Kraft der Prätorianer lähmte er durch das Versprechen, ihnen nichts zu Leide zu thun, wofern sie nur die Mörder des Pertinax ausliefern wollten. Die Prätorianer, die keineswegs alle für die Ermordung des Pertinax gewesen waren, nahmen dies an; sie verhafteten die Mörder desselben. War nun Julian eben durch die, welche an der Ermordung Schuld hatten, zum Imperium erhoben worden, so lag in diesem Beschluß

ein Abfall der Prätorianer von seiner Sache. Julian hatte sich in dem Palast eingeschlossen; man gab vor, er habe sich selbst vergiftet, und erhob nun Septimius zum Imperator. In der That aber ist Julian auf Senatsbeschluß hingerichtet worden: ein Mann, nicht gerade so schlecht, wie man ihn dargestellt hat, aber schwach von Natur, der es kaum verdient, unter den Imperatoren genannt zu werden, ein Abenteurer des Machtbesitzes, nur eben ein Geschöpf der Prätorianer, die er doch zum Teil erkauft hatte, ein Vorfechter ihrer Sache, die aber mit ihm zu Grunde ging.

Noch ehe Septimius nach Rom kam, ließ er die Prätorianer vor sein Tribunal im Lager bescheiden, machte ihnen Vorwürfe über das Attentat, das sie an ihrem Herrn und Kaiser begangen, befahl ihnen dann, ihre Waffen und ihre Pferde auszuliefern, und verbot ihnen, jemals wieder in Rom zu erscheinen. Es war das Ende der alten Prätorianer. Septimius selbst zog unter den Waffen in Rom ein und begab sich mit bewaffnetem Geleit nach dem Kapitol: seine Truppen nahmen die Tempel zu ihrem Quartier.

Unleugbar ist es, daß die Entzweiungen in Rom zwischen dem Palast, dem Senat, den Prätorianern und dem Volke den illyrischen Legionen und ihrem Führer den Weg gebahnt und den Sieg bereitet haben. Aber Herr und Meister des Reiches war Septimius damit keineswegs geworden. Den Legionen, die er befehligte, standen die orientalischen und die britannischen mit gleicher Befugnis gegenüber. Es mußte zwischen ihnen zu einem ähnlichen Kampfe kommen, wie einst nach dem Tode Neros. Septimius war so glücklich, die Gegner nicht auf einmal, sondern nach einander bekämpfen zu können. Albinus soll er durch eine Mission, in der er ihm dereinstige Teilnahme an dem Reiche versprach, für den Augenblick gewonnen haben. Er konnte alle seine Kräfte gegen den Orient wenden. Pescennius Niger war bei weitem mehr Kriegsmann, als Septimius Severus. Marc Aurel hat ihm nachgerühmt, er führe ein würdiges Leben und habe einen tapferen Arm: er sei noch mehr als Soldat. Eine Menge von Beispielen werden zum Beweis dafür angeführt, daß er die Truppen, denen er alle Schwelgereien verbot, der Strenge des römischen Lagers zu unterwerfen wußte. Er ließ also eine zugleich gemäßigte und kriegsmännische Regierung nach dem Muster der besten Kaiser erwarten. Und damals besaß er im Orient ein unbedingtes Ansehen. Die römischen Beamten und die Bevölkerungen hingen ihm an. Er beherrschte Ägypten und Libyen, was ihm schon der Zufuhr wegen die Beachtung der Römer verschaffte; mit den Parthern unterhielt er freundschaftliche Verhältnisse, und selbst mit den Hatrenern stand er in gutem Vernehmen.

Dennoch vermochte er sich gegen Septimius, der nach einem kurzen Aufenthalt in Rom mit seinen Legionen gegen ihn heranzog, nicht zu behaupten. Diesem kam hiebei vor allem zu statten, daß er die Kapitale inne hatte, durch deren Besitz die Familien der in Asien verweilenden Legaten und Prätoren in seine Gewalt gerieten, was dann auf diese selbst naturgemäß zurückwirkte. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen der beiderseitigen Heere in der Gegend

von Cyzikus wurden die Truppen Nigers geschlagen, wovon man die Schuld dem vornehmsten Führer auf dessen Seite beimaß, der durch seine Kinder, die sich in den Händen des Severus befanden, abgehalten worden sei, diesem so nachdrücklich, wie er wohl sonst vermocht hätte, Widerstand zu leisten. Sowie dann der Besitz der höchsten Gewalt zweifelhaft wurde, erhoben sich in dem griechischen Orient die gewohnten Reibungen der Kommunen gegeneinander; denn noch immer hatten diese eine gewisse Freiheit der Selbstbestimmung. Doch werden wir versichert, daß dabei nicht Vorliebe für den einen oder für den anderen der Prätendenten entscheidend gewesen sei, sondern nur gegenseitige Eifersucht. Daß Antiochien sich mit Wärme an Pescennius Niger anschloß, veranlaßte Laodicea und selbst Tyrus, sich auf die entgegengesetzte Seite zu schlagen, worauf Niger seine Mauretianer, die schon unter Trajan das Beste im Kriege geleistet hatten und eine eingeborene Wildheit an den Tag legten, gegen sie losließ, was beinahe zum Untergang dieser Städte führte. Aber der innere Krieg in der Provinz selbst konnte doch die Autorität Nigers nicht befestigen; im Felde wurde er von den illyrischen Legionen noch zweimal besiegt; sie nahmen die Engpässe im Taurus, auf die er sich vorzüglich verließ, und brachten ihm — denn auf eine angebotene Abkunft mochte er nicht eingehen — bei Issus in einer Schlacht, bei der man um so mehr an Alexander den Großen erinnert wurde, weil Pescennius selbst sich diesem gleich gestellt hatte, eine Niederlage bei, durch welche Severus Meister des Orients wurde. Niger flüchtete darauf nach Antiochien, das ihm aber keinen Rückhalt mehr darbot, und wurde daselbst getötet.

Von seinen Truppen war eine ansehnliche Zahl über den Tigris geflüchtet, wo ihnen die mit Niger verbündeten Fürsten eine gute Aufnahme gewährten: Severus rief sie zurück; aber wir vernehmen, daß ihre dortige Anwesenheit auf die Organisation des parthischen Heeres nicht geringen Einfluß ausgeübt habe. Wenn es bei dem Sturze des Commodus auch auf die bessere Verteidigung der Grenzen abgesehen war, so brachten die Siege des Septimius Severus dem römischen Gemeinwesen in dieser Beziehung keinen Vorteil. Für die römische Herrschaft war es in der That kein Gewinn, wenn empörerische Scharen sich als Verbündete des Severus darstellten, weil sie die demselben feindselige Partei unter den Römern selbst bekämpften. Und als ein Unglück für das Reich konnte es betrachtet werden, daß Byzanz mit Gewalt bezwungen und dabei seiner festen Mauern beraubt wurde; es hatte bisher das beste Bollwerk des römischen Reiches gegen die von den Ufern des Schwarzen Meeres vordringenden Barbaren gebildet. Von denen, welche sich an Niger gehalten und an seiner Regierung teilgenommen hatten, gleichviel ob sie ihm treu geblieben waren oder nicht, entgingen nur wenige dem Tode durch das Schwert des Siegers. Die Senatoren von Nigers Partei, die in seine Hände fielen, wurden zwar nicht hingerichtet, einen ausgenommen, aber ihres Vermögens beraubt und auf entfernte Inseln verwiesen.

Nach den orientalischen Siegen ließ Septimius seine Waffen gegen seinen Nebenbuhler im Occident, Clodius Albinus, richten.

Schon Commodus hatte, als er sich gefährdet sah, Albinus zu seinem Nachfolger ausersehen und mit dem Titel eines Cäsar hervorzuheben gedacht. Albinus hatte sich aber nicht dem Schicksal des Commodus anschließen wollen, und Septimius hatte ihn durch die Ernennung zum Cäsar und Mitregenten entschädigt. Albinus war von vornehmer Herkunft und einer der besten Männer der Zeit: man hat ihn sowohl dem Niger als dem Septimius vorgezogen. Nicht allein die britannischen Legionen, sondern auch die gallischen und einige germanische waren auf seiner Seite; in ihm erscheint zuerst ein Imperator Galliarum, wie in Niger ein orientalischer. Nachdem aber Niger bezwungen war, konnte auch Albinus neben Septimius nicht länger bestehen. Man hat noch einen der freundschaftlichsten Briefe, die sich denken lassen, von Septimius an Albinus; aber die allgemeine Annahme ist, Albinus habe durch das Schreiben nur getäuscht und vielmehr von denen, die mit Überreichung desselben beauftragt worden, umgebracht werden sollen. Albinus verließ Britannien, machte sich zum Meister von Gallien und rückte gegen die Alpen vor, um nach Italien vorzudringen.

Noch einmal vernehmen wir hier die Stimme des römischen Volkes, in welchem der Gedanke, daß Rom die Hauptstadt der Welt sei, die Königin von allen, festgewurzelt war. Die circensischen Spiele sind einmal durch Ausrufungen in diesem Sinne unterbrochen worden, was der gleichzeitige Geschichtschreiber Dio gleichsam einer göttlichen Inspiration zuschreibt, zumal da die Spiele nach diesen Ausrufungen wieder ihren gewohnten Verlauf angenommen hätten. Ein Mann von untergeordneter Lebensstellung, ein Schulmeister, machte sich nach Gallien auf und brachte, indem er sich für einen Senator ausgab, eine Truppe ins Feld, die mit den Soldaten des Albinus nicht unglücklich schlug.

Daß der Senat hierin der Meinung des Volkes beipflichtete, darf man nicht annehmen. Wir erfahren, daß Albinus höher in der Gunst der Senatoren stand, als Septimius selbst. Nur in offenem Kampf konnte der Streit ausgemacht werden; und wenn der blutige Krieg in Asien bereits nicht mit Unrecht als eine Erschütterung der römischen Macht betrachtet worden ist, so trat das noch stärker hervor, als bei Lugdunum zwei mächtige römische Heere, jedes 150 000 Mann stark, feindselig aufeinander trafen. Severus, der hier, wie man erzählt, zum erstenmal an einer offenen Feldschlacht teilnahm, war in Gefahr, geschlagen und selbst gefangen zu werden, was auch daher rührte, daß der Praefectus Praetorio Lätus, der alte Freund des Pertinax, der eben deshalb zu Septimius übergegangen war, lange Zeit zögerte, an der Schlacht teilzunehmen: er that dies erst, als sie bereits entschieden war; was dann Septimius, indem er ihm das Leben nahm, zu rächen nicht verfehlte.

Septimius erschien nun als wirklicher Imperator und Augustus des römischen Reiches. In ihm repräsentiert sich das afrikanische Römertum, wie

in Trajan und Hadrian das spanische — er gehört einer Familie ritterlichen Ranges der Kolonie Leptis an —, und einige Züge seiner Herkunft hat man immer an ihm beobachtet. An seiner wohltönenden Stimme bemerkte man bis in sein Alter eine Rauheit, die man seinem ostafrikanischen Ursprung zuschrieb. Was an ihm auffiel, war eine gewisse Bedürfnislosigkeit; er lebte nach dortiger Landessitte mehr von Gemüsen als von Fleisch; er kleidete sich immer einfach, beinahe ärmlich: eine große, würdige Gestalt mit grauem, lockigem Haupthaar, langem Bart und Gesichtszügen, welche Ehrfurcht einflößten.

Durch die Stellung, die er nunmehr einnahm, wird man an Vespasian erinnert. Aber Vespasian hatte an den Konflikten im Innern doch keinen direkten Anteil genommen; er erschien erst, als der Kampf zwischen den Legionen und den Faktionen der Hauptstadt bereits entschieden war. Dann trat er infolge eines Kompromisses mit dem Senat die Verwaltung der höchsten Gewalt an. Dagegen hatte Septimius damit begonnen, sich der Hauptstadt zu versichern, und dann in großen und blutigen Schlachten die Alleinherrschaft in seine Hände gebracht. Septimius hatte in Albinus den Senat zum zweitenmal besiegt und verhing ein schweres Blutgericht über die, welche von ihm abgefallen waren. Eine nicht geringe Anzahl von Senatoren wurde hingerichtet, nach dem Verzeichnis bei Spartian mehr als vierzig. Vespasian hatte die alten Prätorianer wiederhergestellt; Septimius vernichtete die, welche er vorfand, und setzte eine neue, aus allen Legionen auserlesene Truppenschar an ihre Stelle. In den Verzeichnissen finden wir eine Anzahl Namen aus Dalmatien, Pannonien, Dacien, Mösien und Thracien, viele andere aus dem Orient, aus Phönizien und Palästina, Galatien und Bithynien, Cappadocien und Syrien — eine buntfarbige, aus verschiedenen Nationalitäten, die bereits in den Namen erscheinen, zusammengesetzte Truppe. Septimius trat dem antoninianischen Rom bei weitem stärker gegenüber, als Vespasian dem augusteischen. Von jenem Gleichgewicht zwischen Imperium und Senat, welches die frühere Epoche charakterisiert hatte, war nach alledem, was in dem Thronwechsel und den inneren Konflikten vorgefallen war, nicht mehr die Rede.

Und wenn die Christen nur von einer Reform in der Idee des Kaisertums ihr Heil erwartet hatten, so war eine solche faktisch eingetreten. Der Gedanke, den noch Marc Aurel aufrecht erhielt, konnte nach dem Umsturze, der seitdem durch den Gang der Ereignisse eingetreten war, nicht mehr behauptet werden. Die Verehrung der göttlichen Roma im Verein mit dem Imperator und seinem Genius hatte durch die Niederlage des Didius Julianus, dem der hierarchische Dienst nicht mehr zu statten kam, den schwersten Schlag erlitten. Damit hängt es dann zusammen, daß unter Septimius Christenverfolgungen, wie sie damals von Marc Aurel zugelassen waren, nicht mehr vorkamen. Septimius Severus duldete die Christen an seinem Hofe und suchte nur ihrem Übergewicht vorzubeugen.

Unter Septimius, der ursprünglich selbst zu ihnen gehörte, gelangten die Rechtsgelehrten zu den höchsten Stellen der Verwaltung. Diese konzentrierte sich großenteils in dem Amt des Praefectus Praetorio. Schon unter den Kaisern des zweiten Jahrhunderts war den Präfekten ein großer Anteil an der Ausübung der kaiserlichen Jurisdiktion, der civilen sowohl wie der Kriminaljustiz, zugefallen. Eine Neuerung von der höchsten Bedeutung war es ohne Zweifel, wenn es sich einführte, daß unter den Praefecti Praetorio immer ein Rechtsgelehrter sein mußte. Es leuchtet ein, welchen Wert das für die Praxis und Stellung der Rechtsgelehrten überhaupt hatte. Das Rechtsbewußtsein, das alle Privatverhältnisse regelt, erstarkte dadurch zu einer fortwährenden Thätigkeit, so daß es den administrativen und militärischen Bedürfnissen nicht geradezu erlag. Die Administration geriet vielmehr selbst in die Hände des Präfekten.

Der Präfekt, der die kaiserlichen Gesetze zu promulgieren hatte, bekam dadurch auch einen Anteil an der Legislation; er wurde gleichsam Genosse der kaiserlichen Autorität selbst. Septimius Severus schien es nicht ungern zu sehen, daß ein Präfekt neben ihm aufkam, der die Last der Geschäfte ihm abnahm. Es war Plautianus, der eine Macht, einen Reichtum und ein Ansehen erwarb, durch welches der Kaiser selbst in Schatten gestellt wurde. Der Kaiser vermählte seinen Sohn Bassian, dem er den Namen Antoninus gegeben hatte, mit Plautilla, Tochter Plautians; jedermann erstaunte über die Pracht der Ausstattung, die über die öffentlichen Plätze nach dem kaiserlichen Palast getragen wurde. Die Autorität Plautians erschien unerschütterlich, jedermann schwur bei seinem Glücke, alles war ihm zu Diensten: man wollte wissen, Severus habe ihn als den Träger der effektiven Gewalt zu seinem Nachfolger bestimmt; man hat den Kaiser wenigstens sagen hören, er wünsche eher zu sterben, als Plautian. Mit der Zeit aber tauchte auch hier der natürliche Gegensatz des Fürstentums und der ministeriellen Autorität auf. Der Kaiser empfand es doch als einen Übergriff der letzteren, wenn Plautian nicht allein veranlaßte, daß ihm überall Bildsäulen errichtet wurden, selbst mehr an Anzahl als Severus, sondern sein Bildnis auch unter die Bilder der Mitglieder des kaiserlichen Hauses aufnehmen ließ. Besonders legte auch die Gemahlin des Kaisers, Julia, ihr Mißvergnügen hierüber an den Tag: sie war für die Regierung des Severus von vieler Bedeutung, diese Julia. Sie stammte aus einem der vornehmsten syrischen Geschlechter; und für ihn selbst war diese Verbindung insofern von Wert, als die syrische Bevölkerung, noch immer so mächtig im Orient, dadurch für ihn gewonnen wurde. Man sagte, durch einen Traum sei ihr die Vermählung mit einem Könige verheißen worden; eben wegen dieser Vorbedeutung, die in diesem Traume lag, hatte Severus ihr seine Hand angeboten. Sie empfand es, daß sie vor dem Glanze, mit dem Plautians Gemahlin umgeben war, zurücktreten mußte: sie soll sich selbst darüber zu philosophischer Abgeschiedenheit verurteilt haben. Bei weitem gefährlicher aber als die Gemahlin war der Sohn des Kaisers dem großen

Gewalthaber, eben dessen eigener Eidam, der aber die Gemahlin nicht so hoch stellte, wie ihr Vater es wünschte. Wir werden den gewaltsam aufstrebenden Antoninus noch näher kennen lernen: er war trunken von der Vorstellung der höchsten Gewalt. Plautian wurde mitten in seinem Glück von der Anklage betroffen, daß er dem Kaiser und den Söhnen desselben nach dem Leben stehe; daß der Präfekt wirklich diesen Gedanken gehegt habe, ist ein später ausgesonnenes Märchen. Der Kaiser beschied ihn vor sich, und in seiner Gegenwart kam es zu einem Wortwechsel zwischen Antoninus und Plautian; der Eidam ließ den Schwiegervater vor den Augen des Severus, ohne daß dieser es anbefohlen hätte, ermorden. Dieser sprach darüber in dem Senat, jedoch ohne Plautian anzuklagen; nur sich selber klagte er an, daß er dem Praefectus mehr Gewalt eingeräumt habe, als ein Mensch leicht ertragen könne. Dann wurden die Zeugnisse gegen Plautian verlesen; aus dem Verhalten des Kaisers meinte man abnehmen zu dürfen, daß er selbst an das Verbrechen Plautians nicht glaubte.

Eine Verwaltung im Sinne des Pius und Marcus war es nun eben nicht, was sich Severus angelegen sein ließ: er schloß sich, wie er auch in jener Rede an den Senat erklärt hatte, mehr an Commodus an. Nur das ließ er nicht auf sich kommen, was man diesem schuld gab, daß er den Krieg in den Grenzlanden verabsäume. Er selbst begab sich in die beiden damals am meisten gefährdeten Grenzgebiete, an den Euphrat und an die britannische Mauer. Dort war eigentlich der Kampf gegen Niger noch zu vollenden, mit dem die Parther in einem Verständnis gewesen waren, das freilich erst nach seinem Fall in Wirksamkeit trat. Severus warf sie aus Mesopotamien zurück; durch einen unerwarteten Handstreich gelangte er in den Besitz von Ktesiphon und meinte nicht wenig ausgerichtet zu haben, da er das Bollwerk an den Grenzen, Nisibis, nochmals befestigte. Es wurde zu einer römischen Kolonie erhoben und dem Kommando eines römischen Ritters anvertraut. Er wandte sich dann gegen den reichen Sonnentempel von Hatra, wo ihm die Araber großen Widerstand leisteten. Man erzählt, er habe bereits einmal einen Teil der Mauern niedergeworfen, dann aber den vordringenden Truppen den Befehl gegeben, inne zu halten: denn die Einwohner würden ja aus Furcht vor den Greueln einer Eroberung sich auf Unterhandlungen einlassen, so daß die Reichtümer des Sonnentempels ungeschmälert in seine Hand fallen müßten. Aber er hatte hier die Anbeter der Sonne zu bekämpfen, die es vorzogen, das Äußerste zu erwarten: sie stellten ihre Mauern wieder her, so daß sich Severus zurückziehen mußte. Der Eindruck des Feldzuges war nicht, daß er etwas Bleibendes erreicht hätte; in kurzem sah man die Parther wieder in Armenien.

Bei diesen zweifelhaften Erfolgen wundert man sich nicht, wenn Severus das Innere des Reiches nicht recht im Zaume zu halten wußte: in Italien trat ein Räuberhauptmann, Namens Bulla, auf, dessen Thun schon den Charakter des späteren Räuberhandwerks atmet; und obgleich Severus seines

Amtes als Richter wartete, so kamen doch die größten Ungerechtigkeiten vor. Die Mannszucht im Heere verfiel; selbst die Söhne des Kaisers zeigten sich unbotmäßig.

Obgleich mit Gewißheit voraussehend, aus Wahrsagungen nämlich, daß er nicht wieder zurückkommen werde, ging Septimius Severus doch nach Britannien und erneuerte den Krieg gegen Caledonier und Mäater. Er durchzog, freilich in einer Sänfte — denn er litt an Podagra —, ganz Schottland und nötigte die Feinde, die nirgends standhielten, ihm einen Teil des Gebietes abzutreten. Welch ein Zustand aber! Indem der Imperator des Reiches der Kultur die einfachen Naturkinder des Nordens demselben zu unterwerfen suchte, geschah ihm, daß sein eigener Sohn ihn ermorden zu wollen in begründeten Verdacht geriet. Severus ließ ihn zu sich bescheiden; auf dem Tische lag ein bloßes Schwert. „Nimm das," sagte er, „und töte mich; es wird dir nicht schwer werden; denn du bist stark, und ich bin schwach." Severus starb, indem er sich zu einem neuen Feldzuge rüstete.

Wenn man ehedem die Reliquien des alten Rom in dem neuen suchte, so fiel nichts so sehr auf, als der Triumphbogen des Septimius Severus am Abhang des kapitolinischen Hügels. In der Inschrift desselben werden seine Siege über Parther und Araber und seine Verdienste um die Wiederherstellung des Gemeinwesens gepriesen. So verhält es sich auch im allgemeinen. Durch die Anmaßungen der alten Prätorianer hätte leicht eine Scission der verschiedenen Provinzialheere, die sich ihnen nicht unterwerfen wollten, herbeigeführt werden können; einer solchen Auflösung des Reiches aber beugte Septimius durch seine Siege vor.

Doch können dieselben nicht als eine Verstärkung des römischen Reiches betrachtet werden; im Westen hat man immer die blutige Schlacht von Lyon als den Moment betrachtet, in welchem die militärische Kraft der Römer sich selbst zu Grunde richtete; in dem Osten wurden doch die Anhänger des Pescennius Niger ebenfalls nur durch Unternehmungen bekämpft, welche die Verteidigung gegen barbarische Anfälle schwächten und die parthische Macht zu einer neuen Erhebung ermutigten. Und wenn man in Rom selbst an die Epoche der Antonine dachte, so war der Unterschied, der durch Septimius eingetreten war, ein überaus bedeutender. Das alte Rom hatte sein Prästigium verloren; der Senat, die alten Prätorianer, welche seit den augusteischen Zeiten den Imperatoren in der Stadt selbst einen militärischen Rückhalt gegeben hatten, waren vernichtet und durch andere Scharen von provinzieller Farbe ersetzt worden. Der Senat hatte seine Teilnahme für die Gegner des Septimius durch eine lange Reihe blutiger Hinrichtungen büßen müssen. Die Selbständigkeit, deren sich derselbe in den Zeiten der Antonine erfreut hatte, war, wenn nicht vernichtet, so doch tief herabgewürdigt worden; den Legionen war die Entscheidung über das Kaisertum vollständiger als je anheim gefallen.

Zwölftes Kapitel.

Erste Einwirkung des Orients auf Rom und ihre Zurückweisung.

Severus pries sich glücklich, daß er zwei Söhne hinterließ, nicht wie Antoninus Pius zwei Adoptivsöhne, sondern Leibeserben. Er gab ihnen sterbend den Rat, sich vor allem andern auf die Macht der Legionen zu stützen. Sein Abschiedswort, das Dio als ganz unbezweifelt mitteilt, war: „Seid einig, macht die Soldaten reich; über alle anderen setzt Euch hinweg."

Gerade darin aber lag nun eine beinahe unüberwindliche Schwierigkeit, daß er eine Macht von so entschieden militärischer Grundlage, welche die Einheit des Oberbefehls forderte, zwei Söhnen hinterließ. Der ältere von den Söhnen war Bassianus, genannt Antoninus, dem man von einer gallischen Kleidung, die er in Rom einführte, den Beinamen Caracalla gegeben hat; der jüngere Geta. Beide gingen nach Rom mit der Urne, welche die Asche des Vaters enthielt: sie wurden mit Ehrfurcht und zugleich Glückwünschen empfangen und richteten sich nun jeder einen besonderen Hofhalt ein.

Aber die Natur des römischen Imperiums widersprach einer Teilung der Gewalt, die schon ein paar Mal in Aussicht genommen und einmal selbst versucht worden war. Caracalla, der seinen Schwiegervater umgebracht und seinen Vater selbst einmal mit dem Tode bedroht hatte, war nicht der Mann, einen jüngeren Bruder als Teilhaber der Gewalt neben sich zu dulden. Das Heer hatte beiden geschworen; das hinderte aber Caracalla nicht, den jüngeren Bruder umbringen zu lassen, wie man sagt, im Schoße der Mutter, zu der er geflüchtet war.

Hierdurch bekam die Regierung den Charakter gewaltsamer Unbeschränktheit. Auch die Freunde Getas, unter ihnen der große Rechtsgelehrte, damals Praefectus Praetorio, Papinian, mußten sterben: eine nicht geringe Anzahl hervorragender Persönlichkeiten in den Provinzen, die Stadt Alexandria hat die Hinneigung, die sie für Geta an den Tag legte, mit einer Art von Verwüstung büßen müssen.

Wie Caracalla mit den Senatoren umging, hat einer derselben, der Geschichtschreiber Dio, eingehend geschildert. Er berief sie wohl zu einer Gerichtssitzung, ließ sie aber, wenn sie erschienen, in den Vorhöfen des Palastes warten, während er sich im Innern mit Wettrennen und Gladiatorenspiel beschäftigte. Das alte Herkommen, Senatoren an seiner Tafel zu sehen, hob er auf; an den Urteilssprüchen über Soldaten ließ er sie nicht teilnehmen: denn er wollte der Abhängigkeit der Milizen von dem Senat auf immer ein Ende machen. Auf seinen Zügen durch das Reich mußten die Senatoren Lieferungen herbeischaffen; sie mußten Absteigequartiere einrichten oder auch die Orte, wo er Aufenthalt nahm, mit Rennbahnen ver-

sehen, häufig auf ihre eigenen Kosten. Dann machte er doch nicht einmal Gebrauch davon. Es war ihm genug, die Senatoren durch die Dienste, die sie ihm leisteten, niederzuhalten. In seinem Anschreiben an den Senat begrüßte er denselben zugleich im Namen seiner Mutter, der er die Korrespondenz anvertraut hatte, und der Legionen, die ihn umgaben. Nur für die Kriegstruppen schien er zu leben; die Kommunen wurden unter dem einen oder anderen Vorwand zu ungewohnten Leistungen genötigt; die Gebühren, die bei Freilassung der Sklaven gezahlt werden mußten, wurden auf das Doppelte erhöht; er vergrößerte die Ansprüche des Fiskus in Erbfällen und steigerte allenthalben die Zölle. Er war davon durchdrungen, daß er als Augustus, als Imperator über jede Rücksicht, jedes Herkommen erhaben sei.

Dabei hat er doch eine Handlung vollzogen, die ihm ein unvergängliches Andenken gesichert hat. Es war nun soweit gekommen, daß der Imperator nicht mehr durch Rom regierte und Rom durch ihn. Der Imperator war Meister von Rom; in Wahrheit waren die Römer seine Unterthanen. Dem entspricht es nun, wenn Caracalla den Hauptunterschied, der bisher in der Bevölkerung des römischen Reiches obwaltete, zwischen römischen Bürgern und denen, die das nicht waren, geradezu aufhob. Man weiß, daß das bei ihm hauptsächlich dazu dienen sollte, die Hindernisse wegzuräumen, welche die Vorrechte der Römer gegen seine pekuniären Forderungen geltend machen konnten.

Aber dabei kommt doch auch die Idee einer von Rom unabhängigen Rechtseinheit noch mehr zu Tage, als das selbst unter seinem Vater geschehen war. Noch mehr als dem Vater war dem Sohne daran gelegen, alle Kräfte unbedingt zu dem einen Zweck der bewaffneten Macht und neuen Unternehmungen zu vereinigen.

Für diese hat er nun aber sehr präcise Pläne ins Auge gefaßt. Den Krieg in Britannien wollte er nicht weiter führen; Caracalla wich aus dem zuletzt besetzten Landstrich freiwillig zurück. An den deutschen Grenzen erhob sich eine weitaussehende Völkerbewegung: längs des Limes verwandelten sich die Überreste der kriegerischen Völkerschaften, deren Tacitus gedenkt, Chatten, Usipeter, Tenchterer, in eine einzige große Völkerverbindung, die unter dem Namen Alemannen erscheint. Sehr verräterisch behandelte sie Caracalla; er ließ ihre Jugend zusammenrufen, um sie, wie er sagte, als Auxiliartruppen in den Dienst zu nehmen; dann aber gab er seinen Römern, die ihn in überlegener Anzahl begleitet hatten, mit seinem Schild ein Zeichen und ließ die jungen Leute sämtlich niedermachen.

Von einem anderen germanischen Volke, welches Dio die Cennen nennt, erkaufte er sich den freien Rückzug mit Geld. Die gefangenen Weiber der Cennen und Alemannen wurden gefragt, ob sie es vorzögen, getötet oder in die Sklaverei abgeführt zu werden. Sie wählten das erste; als das zweite dennoch erfolgte, töteten sie sich selbst, einige sogar zugleich ihre Kinder. Durch Gewaltthaten gegen die Widerstrebenden und Geldgeschenke an die, die sich fügen wollten, blieb er Meister an diesen Grenzen.

Im Occident gesichert oder doch nicht gefährdet, sammelte er alle seine Kräfte zu einem großen Unternehmen nach dem Orient, wo sein Vater die Feindseligkeiten, die ihm aus dem Kampfe mit Pescennius Niger erwachsen waren, nicht hatte überwältigen können; wir sahen, wie er vor Hatra scheiterte.

In Parthien waren in diesem Augenblicke Entzweiungen ausgebrochen, die für die Römer günstige Hoffnungen erweckten. Dem Großkönig Artaban hatte sich dessen Bruder entgegengesetzt und die unabhängige Herrschaft über einige Provinzen erworben. Mit dieser Entzweiung wird es zusammenhängen, daß Caracalla Osrhoëne und Armenien vollkommen zu unterwerfen vermochte; er verfuhr dabei wie gegen die Alemannen, gelangte aber an sein Ziel. Er dachte dann mit Artaban selbst in Verbindung treten zu können, wie eine solche schon oft beabsichtigt worden war. Die parthischen Herrscher aus arsacidischem Stamme waren doch nicht unversöhnliche Gegner der Römer. Auch die Herrschaft der Arsaciden beruhte auf der von Macedoniern und Griechen herstammenden Grundlage; Hekatompylos, die Hauptstadt von Parthyene, verdankte seinen Glanz, der aus der allgemeinen kommerziellen Verbindung der asiatischen Länder entsprang, den Seleuciden. Der Streit zwischen Parthern und Römern war nicht ein Streit um die Existenz des einen oder des anderen Reiches: er betraf hauptsächlich den Besitz der Grenzprovinzen; jetzt hatten die Römer Armenien und Mesopotamien in ihren Händen.

Caracalla faßte den Plan, auf eine oder die andere Weise sich mit Artaban zu Schutz und Trutz zu verbinden. Er bewarb sich bei ihm um die Hand seiner Tochter, und es ist wenigstens nicht gewiß, daß ihm dieselbe geradezu verweigert worden sei. Damit aber hing noch ein anderer, sehr merkwürdiger Vorschlag zusammen. Durch einen Handelsvertrag — denn gerade auf den Artikeln, die beide Reiche miteinander austauschten, beruhte der orientalische Handel — wollte Caracalla die Interessen beider Länder zu verschmelzen suchen. Die beiden Reiche, von denen das eine die beste Reiterei, das andere das beste Fußvolk besitze, sollten sich vereinigen, um Asien zu unterwerfen, und die Folge hat gezeigt, daß dies für die Parther selbst das Beste gewesen wäre. Denn das östliche Asien war in einer Gärung begriffen, die sich gleich darauf gegen sie selber richtet. Der Gesichtskreis wandte sich über Baktra und Indien, und wenn wir recht unterrichtet sind, bis nach China hinaus. Der verrufene Caracalla trug sich mit universalhistorischen Gedanken. Die syrische Herkunft seiner Mutter Julia scheint einen Hebel für dieselben bei ihm gebildet zu haben. Aber sie durchzusetzen, waren Zeit und Umstände doch nicht angethan.

Wir wissen, welche mächtige nationale Gegenwirkung den römischen Einflüssen allezeit unter den Parthern begegnete. Artaban wies zuletzt alles von sich, worauf Caracalla ein doppeltes Recht zu haben glaubte, ihn mit Krieg zu überziehen. Er setzte dann eine sehr glückliche Invasion ins Werk; die

Parther wichen über den Tigris zurück. In einem überaus wilden und tumultuarischen Kampfe gegen einen Satrapen behielt der Kaiser die Oberhand; er zerstörte die Königsgräber in Arbela.

Durch diese Successe wurde Caracalla in seinem Ehrgeiz bestärkt; er meinte, als ein neuer Alexander der Große Ostasien selbst unterwerfen zu können; er rüstete sich zu einem zweiten Feldzug, der für das Schicksal von Asien hätte entscheidend werden müssen. Aber in diesem Augenblick wurde er ermordet. Es geschah unfern Carrhä durch einen Evocatus, den er nicht hatte befördern wollen. Dio findet gleichsam eine Nemesis darin, daß der große Beschützer des Soldatenstandes, der diesem alles unterordnete, dann doch mitten in seinem Heere ermordet worden sei.

Man hat immer angenommen, daß der Praefectus Praetorio Macrinus, ein Rechtsgelehrter und hauptsächlich in den bürgerlichen Angelegenheiten thätig, mit einigen anderen hohen Befehlshabern vereinigt diese Unthat veranstaltet habe. Er selbst hat es auf das allerbestimmteste geleugnet. Aber er wurde in dem Heere als Imperator anerkannt, nachdem ein anderer Präfekt, der mehr militärischen Ruf genoß, die höchste Würde abgelehnt hatte. Macrin gehörte zu den Anhängern Plautians, der auf den Befehl des jungen Caracalla getötet worden war, und es ist ganz wahrscheinlich, daß er nicht auch ein ähnliches Schicksal, wie dieser, über sich kommen lassen wollte. So wenig man übrigens den wilden Caracalla und den großen Julius Cäsar miteinander vergleichen könnte, so ist doch unleugbar, daß man in Rom jetzt wie damals die Unterwerfung des parthischen Reiches durch den römischen Imperator unmöglich gern sehen konnte. Ein Caracalla, der auf den Fußstapfen Alexanders des Großen einhergegangen wäre, würde für den Senat unerträglich geworden sein; den Senatoren war Macrinus lieber. Sie waren glücklich, den Fürsten losgeworden zu sein, den man des Brudermordes und des Incestes beschuldigte und der die Senatoren nur als reiche Leute ansah, deren Vermögen er durch ihre Hinrichtungen an sich ziehen könne, damit seine Soldaten zu befriedigen.

Der Senat nahm Macrin als Imperator an. Aber in der Haltung des Heeres zeigte sich auf der Stelle, daß es damit nicht einverstanden war: nicht alle Legionen folgten dem Macrinus in den parthischen Feldzug, so daß eine Niederlage erlitten wurde, in deren Folge die Parther Mesopotamien und Armenien einnahmen. Dem Macrinus selbst setzte sich eine der seltsamsten Kombinationen entgegen, welche jemals vorgefallen sind.

Wir gedachten oben der Vermählung Severs mit einer syrischen Fürstentochter, die schon unter ihm, noch mehr unter Caracalla, den größten Einfluß ausgeübt hatte. Diese wurde durch den Tod Caracallas fast am meisten betroffen: denn sie war es, durch deren Hände Caracallas Korrespondenzen gegangen waren, was ihrem angeborenen Ehrgeiz Genüge that. Aber die Lage der Dinge in Syrien war so angethan, daß sie nicht zu verzweifeln brauchte. Sie hatte eine sehr angesehene Verwandtschaft in Syrien, als deren Ober-

haupt ihre Schwester Mäsa auftrat. Die Verwandtschaft beherrschte den Sonnentempel zu Emesa; ein Enkel der Mäsa war daselbst in frühen Jahren zum Oberpriestertum aufgestiegen; ein junger Mensch von schöner Gestalt, der sich in seinem gottesdienstlichen Aufzug prächtig ausnahm, noch so jung, daß ihn Mäsa für den Sohn Caracallas ausgeben konnte. Damit fand sie dann bei den römischen Legionen Eingang, in welche bereits, wie in alle Grenztruppen, provinziale Elemente eingedrungen waren. Sie wurden leicht bewogen, in dem Knaben, der sich Elagabal nannte, den Sohn und Erben Caracallas anzuerkennen. Schon vor jener Schlacht in Mesopotamien war ein Teil des Heeres zu ihm übergegangen; jetzt folgte ein anderer nach: Mäsa erschien mit dem Knaben in dem Heerlager, und er wurde zum Imperator ausgerufen, ohne doch darum seinen priesterlichen Charakter, der sein Ansehen vielmehr vermehrte, aufzugeben.

Emesa bildete eine religiöse Metropole für alle Nachbarländer; Caracalla hatte es dadurch mit Rom in Verbindung gebracht, daß er es als römische Kolonie einrichtete. Er hatte auch deshalb in diesen Regionen Eingang gefunden, weil Pescennius Niger hier einst durch seine Mauretanier die wildesten Grausamkeiten hatte verüben lassen, denen dann sein Vater Septimius Einhalt gethan. Der außerordentliche Gedanke wurde gefaßt, das Priestertum des Sonnengottes mit dem römischen Kaisertum zu vereinigen. Der provinzialen Bewegung, die hieraus entsprang, war Macrinus nicht gewachsen. Seine zum Angriff heranrückenden Truppen verloren allen Eifer in ihrem Dienst, als man ihnen zurief, ob sie denn gegen den Sohn ihres Wohlthäters fechten wollten.

Im Gebiete von Antiochia ist es darauf zu einem förmlichen Kampfe gekommen; aber auch hier bewirkte der religiöse Enthusiasmus, der durch die Gegenwart Elagabals belebt wurde, so viel, daß seine Anhänger selbst in einem gefährlichen Moment Stand hielten, worauf die Truppen Macrins zu ihm übergingen. Macrin war der erste, der den Mut verlor: er schickte noch seinen Sohn nach Parthien und machte sich, möglichst unkenntlich und in anderer Kleidung, doch ohne im mindesten seine Sache aufzugeben, auf den Weg nach den westlichen Provinzen und nach Rom. Aber unterwegs wurde er erkannt und getötet.

In Rom mußte das als ein schweres Geschick empfunden werden: der Senat hatte sich bewegen lassen, Elagabal für einen öffentlichen Feind zu erklären und jedermann von ihm abzumahnen. Eben der stand nun jetzt an der Spitze einer großen siegreichen Armee. Aber wie hätte der Senat, von dem angeblichen Großvater des neuen Imperators seiner wirksamsten Mitglieder beraubt, in diesem Augenblick ohne Oberhaupt, den Mut fassen, und woher hätte er die Kraft dazu nehmen sollen, ernstlichen Widerstand zu leisten!

Man glaubte in Rom, der junge Mann sei wirklich der Sohn Caracallas, und war erfreut, den Namen Antonin, den er angenommen hatte und der eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte, wieder zu vernehmen. Der

Senat erkannte den Hohenpriester von Emesa als Augustus und dessen Vetter Alexander, ebenfalls einen Enkel der Mäsa, als Cäsar an.

Überlegt man nun den Widerstreit der religiösen Meinungen untereinander, das Vordringen der orientalischen Götterdienste nach Westen, des Dienstes der Isis von der einen, des Mithras von der anderen Seite her, so muß es als ein Ereignis betrachtet werden, daß die syrischen Dienste, wie sie sich aus der Religion der Babylonier entwickelt hatten, den Anlauf nahmen, durch einen neuen Imperator Rom zu überfluten. Der Stein, von dem man in Emesa sagte, er sei vom Himmel gefallen, so daß sich eben an ihn die dortigen Gottesdienste knüpften — denn El Gabal ist der Gott des Steines —, wurde selbst nach Rom übergeführt; das vermeintlich von Troja stammende Palladium, das römische Ancile, trat neben ihm in Schatten. Der neue Kaiser dachte alle Dienste in seiner Person zu vereinigen und eine Dynastie zu gründen, welche beides, Hohenpriestertum und Imperium fortpflanzen sollte. Er hielt dafür, daß Samaritaner und Juden, soweit sie noch bestanden, auch die Christen, sich um dieses neue Heiligtum vereinigen sollten.

Rom sollte der Mittelpunkt aller Gottesdienste der gebildeten Welt noch in einem anderen Sinne werden, als es das schon war. In der Sache selbst aber lag eine unermeßliche Schwierigkeit, die an Unmöglichkeit grenzt, einen Gedanken dieser Art auszuführen; denn das Imperium war mit der Religion und den alten Diensten auf das engste verknüpft. Man geriet in Erstaunen, als man erfuhr, Elagabal sei in Nikomedien als Konsul, ohne doch gewählt zu sein — denn dieser Schein wurde noch immer beobachtet — aufgetreten, habe aber dabei das gewöhnliche Prachtkleid anzulegen verschmäht. Am schroffsten stießen die Vorstellungen aufeinander, als der neue Kaiser die Absicht verriet, sich mit einer vestalischen Jungfrau zu vermählen: nach altrömischen Begriffen hätte er dafür den Tod verdient; aber er meinte — denn er sah sich gleichsam als die Erscheinung seines Gottes selbst — diesem hierdurch eine unvergängliche Nachkommenschaft zu erwecken zur Herrschaft über die Welt. Auf Rom und die Römer nahm er keinerlei Rücksicht; er meinte, sie seien eben die Besitzer eines großen Grundstücks: die Senatoren bezeichnete er als Sklaven in der Toga. Der Mäsa selbst, welche die ganze Kombination eingeleitet hatte, schreibt man zu, daß sie die Inkompatibilität des Dienstes der Religion, welcher orgiastischer Natur war, mit der eigentlichen Autorität eines Imperators eingesehen und dem älteren ihrer Enkel den Rat gegeben habe, dem jüngeren, welcher ebenfalls als ein Sohn Caracallas aus einer geheimen Verbindung mit einer Tochter der Mäsa betrachtet wurde, die Verwaltung der Regierungsangelegenheiten zu überlassen. Der Idee einer religiösen Herrschaft von Rom wäre sogleich die andere Idee einer von derselben getrennten weltlichen Autorität zur Seite getreten. Und dazu neigte man sich in Rom: der junge Cäsar genoß bereits die allgemeine Verehrung. Allein dem wollte sich Elagabal nicht fügen: er war gleichsam im legitimen Besitz des Imperiums, von dem Heere ausgerufen,

von dem Senate anerkannt, und schon von Menschen umgeben, welche den wilden Enthusiasmus des Götzendienstes mit der Begier zu herrschen verbanden. Er schritt sogar dazu, die Erhebung seines Vetters zum Cäsar für ungeschehen zu erklären, und befahl, auf den Bildsäulen desselben seinen Namen zu vertilgen oder vielmehr mit Schmutz zu verdecken. Aber damit verletzte er doch das Selbstgefühl der Römer, auch wie sie damals waren. Die ersten, die ein solches kundgaben, waren die Prätorianer, dieselben, welche ihre Stellung dem Septimius Severus verdankten. Sie repräsentierten, mehr als die früheren, die Gesamtheit der Legionen, frei von den provinziellen Sympathien der orientalischen.

Man hatte in Rom dem Kaiser alle Laster nachgesehen; aber es giebt doch auch in der Immoralität eine Grenze dessen, was sich die Welt gefallen läßt. Diese wurde von Elagabal und seiner Umgebung überschritten und zugleich das religiöse Nationalgefühl beleidigt. Als die Inauguration der neuen Konsuln vorgenommen werden sollte, weigerte er sich trotz der Warnungen seiner Großmutter und seiner Mutter, bei derselben neben Alexander einherzuschreiten. Da das aber unmöglich nachgegeben werden konnte, so zog er es vor, bei der Ceremonie nicht zu erscheinen und ihr überhaupt einen anderen Charakter zu geben. Da sich zugleich das Gerücht verbreitete, er wolle seinen Vetter umbringen, und in der Stadt Anstalten getroffen wurden, die auf die Vorbereitung eines solchen Vorhabens hindeuteten, so erhob sich ein Aufruhr unter den Prätorianern, in welchem Elagabal umgebracht worden ist: er starb, von seiner Mutter Soämis umschlungen. Alexander, der bisherige Cäsar, wurde nun als Augustus begrüßt.

Den Prätorianern darf man nicht schuld geben, daß sie hierdurch von ihrer eigenen Sache abtrünnig geworden wären: das Haus des Septimius wurde vielmehr durch sie gerettet und zugleich die römische Religion. Auch der Gott, den man auf dem Palatin ein Heiligtum gegründet hatte, wurde verbannt. Dem Unwesen, welches die Eunuchen trieben, so daß Elagabal als Sklave dieser Sklaven betrachtet wurde, machte man dadurch ein Ende, daß sie in der Nähe der Person des neuen Fürsten überhaupt nicht geduldet wurden. Alle die Anhänger, welche Elagabal in den Gerichten, in der Verwaltung, in dem Senat gefunden hatte, wurden entfernt; das syrische Element wurde so gut wie vollkommen ausgestoßen, und eine neue Ordnung der Dinge begann, welche an das rein römische Wesen anknüpfte.

Neben den Prätorianern trat nun auch der Senat wieder wirksam hervor; er votierte dem neuen Fürsten von vornherein alle Befugnisse, durch welche die oberste Gewalt damals konstituiert wurde, nicht nach und nach, wie bisher gewöhnlich, sondern auf einmal. Eine sehr sonderbare Scene trat ein, als Alexander zuerst im Senat erschien. Der Senat begrüßte ihn als Antoninus; auch die letzten Imperatoren hatten diesen Namen getragen: man meinte den neuen Kaiser in diese Reihe aufzunehmen, jedoch mehr mit

der Rücksicht, daß er das wieder gutmachen müsse, was der Vorgänger verdorben hatte. Alexander dankte für die ihm in rascher Folge gemachten umfassenden Bewilligungen; den Namen Antonin verbat er sich: nicht als ob er fürchtete, diesen schönen Namen durch Laster und Unthaten ebenfalls zu beflecken, sondern weil er sich nicht genügend fühle, ihn mit voller Würde zu tragen. Er blieb dabei, nur den Namen Augustus — denn von Augustus stamme die höchste Würde des Imperiums — annehmen zu wollen. Da er so standhaft war, so fügte sich der Senat, und jedermann erkannte die Unabhängigkeit des Geistes an, mit welcher der junge Fürst das einmütige Ersuchen der Senatoren abgelehnt habe.

Dabei waltete jedoch auch noch eine andere Rücksicht ob. Der Senat war zu seiner Nachgiebigkeit hauptsächlich dadurch bewogen worden, daß die von Septimius umgestalteten Prätorianer den Anspruch ihrer Vorgänger, selbständig über das Imperium zu verfügen, erneuern zu wollen schienen. Um einem solchen Beginnen zuvorzukommen, eilten die Senatoren, jene Bewilligungen zu machen, die sie doch nicht hätten versagen können. Den Namen Antonin anzunehmen, würde nun eine neue Vereinigung des Imperators mit dem Senat angekündigt haben; die Prätorianer gaben ihm den Namen des Kaisers, von dem sie in ihrem damaligen Zustand begründet waren; demgemäß nannte sich Alexander nicht Antonin, wie der Senat, sondern Severus, wie die Prätorianer wünschten. So erscheint sein Name in der Geschichte.

Für die neue Regierung kam nun alles auf das Zusammenwirken der Militärgewalt der Prätorianer und der civilen des Senats an; der neue Kaiser, zwar ein Syrer, wie sein Vorgänger, aber dem römischen Wesen doch wieder dadurch zugewandt, daß er durch eine Reaktion gegen den priesterlichen Orientalismus seines Vorgängers zur höchsten Würde gelangt war, bewies überhaupt, daß er seine Stellung begriff. Er zeigte sich als einen Mann von Einsicht und einer gewissen Willenskraft. Im Senat wollte er kein Mitglied dulden, welches sich eines Mißbrauches der Autorität, besonders zum Zweck eigener Bereicherungen, schuldig gemacht hatte: er forderte ihre freiwillige Entfernung, damit er nicht ihre Verbrechen durch Hinrichtung an ihnen strafen müsse. Wenn er aber dann selbst einen neuen Senator ernennen sollte, so that er das nicht anders als auf den Beirat der erprobtesten seiner Umgebung und nach förmlicher Abstimmung des Senats darüber, welche durch das Zeugnis des einen und des andern der vornehmsten Mitglieder bekräftigt wurde. Der Senat gewann keineswegs seine unabhängige Stellung wieder, aber er behauptete doch den vornehmsten Rang in dem Gemeinwesen: wir hören, daß auch die Ernennung der Praefecti Praetorio und des Praefectus Urbi unter der Autorität und Mitwirkung des Senats geschah; die prokonsularen Provinzen wurden nach dem Willen desselben verteilt.

Was man als den Staatsrat Alexanders bezeichnet hat und bezeichnen

kann, war eigentlich ein Ausschuß aus dem Senat, der dem Kaiser unmittelbar zur Seite stand, durch dessen Mitwirkung die Verwaltung, welche bisher willkürlich und einseitig gewesen war, geregelt wurde. Allmählich wurde das Konsilium so zahlreich, daß die Gesetze und Verordnungen, die aus seinem Schoße hervorgingen, eben so viel Stimmen für sich haben mußten, wie vielleicht ein Senatuskonsult. Jedes Mitglied wurde in den Stand gesetzt, sein Votum im voraus gehörig zu überlegen und zu motivieren. Auch in die Verwaltung der militärischen Angelegenheiten kam eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit. Der Kaiser hatte genaue Listen der bewaffneten Macht und hielt sich immer vollständig unterrichtet; er duldete nicht, daß die gemeinen Leute von den Militärtribunen bei der Austeilung der Annona übervorteilt wurden, er bestrafte ein solches Verbrechen mit dem Tode: er fürchtete darum keinen Abfall oder Ungehorsam von ihnen. Auf diese beiden Stützen gelehnt, konnte Alexander seiner angeborenen Leutseligkeit, seinem Wohlwollen für alle Raum geben, was ihm den besten Ruf bei Mitwelt und Nachwelt verschafft hat. Seine Mutter Mammäa genoß ein unermeßliches Ansehen: auf einer Inschrift wird sie nicht nur als Mutter des Kaisers, sondern des Senats, des Lagers, des Vaterlandes und des gesamten Menschengeschlechtes bezeichnet. Alexander folgte ihr jedoch nicht blindlings: sie hat ihn einst erinnert, daß er durch sein Verhalten doch auch wieder die Achtung schmälere, welche der Imperator kraft seines Vorranges haben müsse; Alexander erwiderte, er vermehre doch dadurch seine Sicherheit. Man darf es als ein Glück des römischen Reiches betrachten, daß ihm nach allen heftigen Konvulsionen, an denen es unter Septimius und noch mehr nach demselben gelitten hatte, noch einmal gleichsam ein Moment der Sammlung, eine Zeit der Ruhe gewährt wurde, in welcher die inneren Kräfte sich in einem gewissen Gleichgewicht bewegten.

Der Begriff der römischen Monarchie, wie er unter Trajan und den Antoninen gewaltet, kam in dem römischen Reiche wieder zur Erscheinung. Und auch in dieser Zeit war es voll innerer und schöpferischer Lebenskraft.

In der ersten Epoche des dritten Jahrhunderts lebten die Meister der Rechtswissenschaft. Noch unter Marc Aurel, zur Seite des späteren Kaisers Septimius Severus hatte Papinian sich ausgebildet, der dann, durch Genossenschaft der Jugend und Familienverbindung empfohlen, in die Stellung eines Praefectus Praetorio gelangte. Papinian wird für den größten oder doch für einen der größten aller Juristen gehalten. Er verband, worauf zuletzt alles ankommt, lebensvolle Anschauung der allgemeinen Rechtsgrundsätze und eingehende treffende Ansicht jedes einzelnen Falles. Allein mit Caracalla konnte er sich nicht vertragen; er galt, wie wir wissen, als ein Anhänger Getas und wurde nach dessen Tode hingerichtet.

Auch der Nachfolger Papinians, Julius Paulus, wird als einer der größten Rechtsgelehrten gerühmt. An Fruchtbarkeit übertraf er noch seinen Vorgänger, an innerer Bedeutung kam er demselben nicht gleich; man räumt

ihm die zweite Stelle ein. Wie hätte sich aber der römische Jurist mit dem eigenmächtigen Orientalismus Elagabals vertragen können? — er ist von demselben verbannt worden.

Mit der Rückkehr des Alexander Severus zu den altrömischen Ideen hing es zusammen, daß ihm Domitius Ulpianus zur Seite trat, ebenfalls ein sehr fruchtbarer Autor, der zu den vornehmsten Begründern der Rechtswissenschaft gerechnet wird. Ihm wird ein großer Teil des Lobes gebühren, das der Verwaltung des Kaisers in dieser und allen folgenden Zeiten gezollt worden ist. Allein der Kaiser war zu schwach, ihn zu behaupten. Wir kennen das Verhältnis Alexanders zu den Prätorianern, von denen der Sturz Elagabals ausgegangen war. Aber einen Praefectus Praetorio, dessen Ansehen in seiner Jurisprudenz wurzelte, wollten sie nicht ertragen. Sie ermordeten Ulpian, ohne daß der Kaiser es hindern konnte.

Papinian und Ulpian werden wie zwei Märtyrer der Rechtswissenschaft gefeiert; sie fielen dem Begriffe, den sie ihr Leben lang verteidigt hatten, zum Opfer. Aber ihr Werk, die zum System gereifte Rechtswissenschaft, blieb bestehen, mochten sie leben oder nicht. Es ist allmählich immer mehr das Gesetz der Welt geworden. Man erinnert sich kaum daran, daß es aus dem Urgrund pontifikaler Satzungen aufgewachsen ist, aber unter stetem Kontakt mit den allgemeinen Ereignissen und den besonderen Vorgängen in Rom. Das römische Recht ist wie ein Baum von tiefen Wurzeln, welcher die Welt überschattet.

Alexander Severus widmete auch den Christen mehr Anerkennung als irgend einer seiner Vorgänger. Er gestattete ihnen, wie sein Biograph sagt, zu sein, was sie waren. Man kann das doch nicht anders verstehen, als daß es nicht mehr als Verbrechen betrachtet wurde, Christ zu sein, wie früher das bloße Bekenntnis schon ein Todesurteil in sich enthielt. Es würde damit zusammenhängen, daß Alexander Christus unter die Götter aufzunehmen gedachte, die in Rom überhaupt verehrt wurden.

Ein Zeitgenosse der großen systematischen Juristen war Origines: ein Mann, der mit dem Hause des Alexander Severus in persönlicher Verbindung stand, und in jenem herodischen Cäsarea, wo er seinen Sitz genommen, die christliche Lehre auf den Grund der apostolischen Schriften und der Glaubensregel mit Berücksichtigung der Gnosis, die er ausstieß, und der platonisch-stoischen Doktrin, der er nahe stand, zu einem System ausbildete. Sein Sinn war, die Offenbarung als die Vollendung alles menschlichen Denkens zu erweisen: mit Recht ist bemerkt worden, daß man dabei nicht so sehr auf die Inkohärenzen seiner Spekulation und die Widersprüche in seinen Annahmen Gewicht legen darf, als auf den Versuch im allgemeinen, ein System zu bilden und es der philosophisch geschulten Welt der Epoche annehmbar zu machen.

In dieselbe Epoche fällt der große Lehrer der nordafrikanischen Kirche, Tertullian. Unter Septimius, der aus Afrika stammte und in einigen Städten

desselben Bauwerke gegründet hat, deren Ruinen Teilnahme an der allgemeinen Bildung atmen, hatte auch die dortige Kirche einen großen Aufschwung genommen. Tertullian ist der erste von allen Lateinern, der originale philosophische Gedanken mit der Kirchenlehre in Verbindung gebracht hat, ein abgesagter Gegner der Philosophie, aber doch ganz auf dem Boden derselben erwachsen, heftig und schroff und besonders als Vorfechter der Rechte des Christentums unerschöpflich und unwiderleglich. In dem Christentum sieht er die ursprüngliche Vernunft, durch deren Herrschaft die Menschen zu einem Ganzen vereinigt werden sollen. In Tertullian möchte man die erste Manifestation des exklusiven Geistes der lateinischen Kirche sehen, die sich bald hernach um Rom her zu gruppieren anfing. Beide Richtungen aber, sowohl die griechische als die lateinische, setzten sich als selbständige Bildungen dem eindringenden orientalischen Element, dem Sonnendienst von Emesa und dem wiedererwachenden Parsismus, als natürliche Bollwerke entgegen. Welthistorisch betrachtet, bilden sie doch bereits als der Inbegriff des geistigen Lebens der römischen Welt ein untrennbares Ganze. Dieses aber erfuhr in diesem Augenblick einen Angriff so systematisch und stark, wie er noch nie vorgekommen war.

An Stelle der Arsaciden, die doch, wie berührt, einen gewissen inneren Zusammenhang mit dem römischen Reiche hatten, erhob sich die einheimische Dynastie der Sassaniden, die nicht mehr an die Griechen anknüpfte, sondern an die Achämeniden, und das rein asiatische Element des altpersischen Reiches wieder erneuerte. Der neupersische König, Ardeschir Babegan, behauptete als der rechte Nachfolger der Achämeniden, einen Anspruch auf ganz Vorderasien, Jonien und Karien eingeschlossen, machen zu dürfen. Das römische Reich erfuhr eine Feindseligkeit, die sich darauf gründete, daß es einen Teil der Reiche der Nachfolger Alexanders des Großen an sich gebracht hatte, Landschaften, welche die Perser nun als einen alten Besitz revindizierten: ein in der universalhistorischen Verflechtung der Dinge hochbedeutendes Zusammentreffen, das sich aber wohl erklärt, da auf beiden Seiten die Erinnerungen an Alexander den Großen aufgefrischt wurden. Die Römer meinten noch unter Caracalla dessen Unternehmungen wiederaufnehmen zu können; die Neuperser hielten es für ihre Pflicht, da sie nun wieder aus der ihnen vor einem halben Jahrtausend auferlegten Knechtschaft erwacht seien, die Erfolge des großen Eroberers rückgängig zu machen. Die Parther waren stark genug gewesen, sich gegen die Römer zu behaupten, der Wiedererhebung eingeborener orientalischer Elemente hingegen erlegen. Damit aber trat die Notwendigkeit ein, die griechisch-römische Welt in Asien vor dem Eindringen eines neu hervorbrechenden Völkerelementes und neuer religiöser Ideen zu beschützen.

Im Jahre 231 setzte sich Alexander Severus mit einer nochmals nicht ohne Erinnerung an Alexander den Großen zusammengesetzten Armee in Bewegung, um den neuen Achämeniden zu bestehen. In dem römischen Heere

sah man Goldschildner, Silberschildner, Phalangiten: übrigens war es ein Muster römischer Mannszucht. Man erinnerte daran, daß Alexander Severus an dem Jahrestag geboren sei, an dem Alexander der Große gestorben war, und zwar in einem dem Andenken desselben gewidmeten Heiligtum. Alexander glaubte gleichsam vom Schicksal berufen zu sein, den großen Kampf der Nationen, welcher die Universalhistorie verknüpft, wiederaufzunehmen. Das römische Asien erblickte die Rettung seines bisherigen Daseins in den Erfolgen dieser großen Rüstung. Darüber aber, was durch dieselbe ausgerichtet worden ist, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. In den Berichten, die in Rom selbst verlesen wurden, rühmte sich der Kaiser, einen vollständigen Sieg über die Perser davongetragen zu haben: er zählt die Elephanten, die er getötet, die Streitwagen, die er genommen, mit einer Art von Siegestrunkenheit auf. Dagegen weiß der einzige ausführliche Historiker der Epoche, Herodian, der gerade über Asien am besten unterrichtet ist, nur von verfehlten Unternehmungen und einem durch klimatische Einwirkungen veranlaßten Rückzuge zu erzählen, der einer Niederlage gleichkommt. Ich möchte urteilen, daß beides wahr sein könnte, eben in verschiedenen Momenten des beginnenden Kampfes: mit Bestimmtheit vernehmen wir doch, daß Alexander das römische Kriegsheer in einem erträglich guten Zustand zurückließ, daß er hoffen konnte, in kurzem einen neuen Feldzug zu unternehmen oder wenigstens den Sassaniden, der sich eben, durch andere Vorfälle nach einer anderen Seite hingerufen, von der Grenze entfernt hatte, sobald als er wieder erschiene, mit Nachdruck zurückzuweisen.

Die große Aufgabe nnd zugleich die größte Schwierigkeit des römischen Kaisertums lag aber darin, die zur Behauptung des Orients erforderlichen Streitkräfte auch aus den entlegenen Provinzen aufzubieten und in Bewegung zu setzen. Alexander sah ein, daß dazu die Pacifikation der occidentalischen Grenzvölker gehöre, namentlich der Germanen, die indes wieder zu Feindseligkeiten geschritten waren, und die Verstärkung der orientalischen Legionen durch die occidentalischen. Den Frieden hoffte Alexander durch Gewalt und Güte zustande zu bringen, wobei ihn seine Mutter unterstützte, in deren Händen die eigentliche Leitung der Geldgeschäfte war. Die occidentalischen Legionen jedoch setzten sich dem Vorhaben des Kaisers schroff entgegen; das ganze Kriegssystem war zugleich ein lokales und durch den Eintritt von Eingebornen ein provinzielles. Sie wollten sich nicht verlegen lassen. Die Nachricht, daß Alexander ungehorsame Legionen aufzulösen und andere zu bilden, diese alsdann nach dem Orient zu führen beabsichtige, brachte die Gemüter gegen ihn auf. Aus guten Quellen schöpft man die Nachricht, daß die Hinneigung zum Christentum den Haß der Legionen an den germanischen Grenzen gegen ihn verstärkt habe. Sie warfen dem Kaiser Furchtsamkeit und seiner Mutter Geldgier vor: die vornehmsten unter den Mißvergnügten waren solche, denen unter der Regierung Elagabals Zugeständnisse gemacht worden waren, die man jetzt zurücknahm. Diese nun sind es nach dem glaubwürdigsten Be-

richt gewesen, welche den Mord des Kaisers in dem Lager desselben durch plötzlichen Überfall vollzogen, ohne daß die Prätorianer, welche ja ebenfalls keine eifrigen Anhänger der Regierung mehr waren, noch auch die unmittelbare Leibwache den Kaiser geschützt hätten: er wurde samt seiner Mutter, zu der er floh, ermordet.

Dreizehntes Kapitel.

Imperatorischer Bürgerkrieg in der Mitte des 3. Jahrhunderts.

Wenn im römischen Reiche von Dynastien im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann, so konstituieren doch die verschiedenen Reihenfolgen der Imperatoren ein ähnliches Verhältnis; die Katastrophen derselben bilden die Epochen der Reichsregierung. Nach dem Sturze des augusteischen Hauses unter Nero kamen die Flavier empor infolge der allgemeinen Übereinstimmung der Legionen und einer Abkunft Vespasians mit dem Senat. Der Sohn desselben, der sich um diesen Pakt nicht kümmerte, wurde ermordet. Hierauf gelangten Männer von hohem persönlichen Verdienst, nicht zwar auf den Grund einer erblichen, aber einer analogen Berechtigung, durch successive Adoption, deren Ursprung im Senat lag, zur höchsten Stelle; sie realisierten den Begriff einer friedlichen Monarchie und wußten eine Ausgleichung der Ansprüche des jeweiligen Imperators mit den Gerechtsamen des Senats durchzuführen. Die Katastrophe des Commodus war das Symptom einer neu ausbrechenden Entzweiung zwischen dem Imperator und dem Senat, welche die Folge hatte, daß im Getümmel der Faktionen der Hauptstadt keine haltbare Fortsetzung des Imperiums möglich wurde. Die Erhebung des Septimius Severus ging von den Legionen aus, deren Übergewicht zuerst noch mehr anwuchs, da sein Nachfolger Caracalla die militärische Allgewalt zum obersten Prinzip erhob, das aber von dessen vermeintlichen Söhnen nicht mehr festgehalten werden konnte. Der ältere ließ sich beikommen, orientalische Dienste und Ideen in Rom einführen zu wollen; dieser Versuch jedoch erweckte eine Reaktion, in welcher der alte römische Geist noch einmal zum Bewußtsein seiner selbst erwachte und das Recht des Senats von neuem zur Geltung gelangte; der jüngere, Alexander, versuchte dann wieder in den alten Formen zu regieren. Er sträubte sich gegen den Namen Antonin, war aber in der That der Nachfolger der Kaiser, die diesen Namen getragen hatten.

Nun geschah es, daß Alexander einer Bewegung unter den Legionen erlag, die seiner Autorisation durch den Senat zum Trotz ihm die Heeresfolge versagten. Ursache und Anlaß dazu gaben die Feindseligkeiten, in welche das römische Reich seit der Zeit Marc Aurels verwickelt worden war.

Auf die erfolgreichen Unternehmungen des Lucius Verus im Orient, die Caracalla mit unerwartetem Glück wieder aufnahm, war im inneren Asien die Erhebung der Sassaniden gefolgt, welche für das römische Reich noch ernstlichere Gefahren herbeiführten, als jemals die Arsaciden.

Diesen zu begegnen und die Macht zu behaupten, schien Alexander Severus durch seine Herkunft — er war in Syrien geboren — und durch seinen natürlichen Ehrgeiz berufen zu sein. Der Tod Alexanders ist in mehr als einer Hinsicht ein epochemachendes Ereignis für die römische Geschichte: nicht allein wurde die kaum wiederhergestellte Autorität des Senates von den Legionen verleugnet, sondern auch die Verteidigung des Reiches selbst wurde dadurch zweifelhaft. Wenn es für diese notwendig war, den Nerv der Gesamtkräfte immer dahin zu richten, wo die größte Gefahr drohte — wie es denn in der Absicht Alexanders gelegen hatte, occidentalische Streitkräfte nach dem Orient zu führen —, so trat in dem Widerstand, auf den er stieß, die Schwierigkeit hervor, welche die Reichsverteidigung an den verschiedenen Grenzen notwendig haben mußte. Der vornehmste Grund davon lag in dem veränderten Verhältnis der Legionen. Es waren nicht mehr die altrömischen Legionen, die aus römischen Bürgern bestanden, welche in Rom ihren heimatlichen Mittelpunkt sahen. Dieses Verhältnis war durch die Gesetzgebung und durch die Zeit selbst aufgehoben; die Legionen hatten, was schon bei Septimius Severus zu Tage kam, einen provinzialen Bestandteil.

Man ermißt, daß die Kontinuation des Imperiums, die doch in sich selbst unbedingt notwendig war, durch diesen Gegensatz der Legionen gegen den Senat nicht allein, sondern auch untereinander, doppelt schwierig wurde. Will man sich nun den Kampf, der darüber ausbrach, vergegenwärtigen, so wird man von den persönlichen Motiven bis auf einen gewissen Grad absehen können, um die allgemeine Verflechtung der Angelegenheiten im Auge zu behalten.

Die germanischen Legionen wollten und konnten vielleicht den ihnen anvertrauten Limes den Feindseligkeiten der allezeit streitbaren Germanen nicht überlassen. Aber sie begnügten sich nicht, den Gehorsam zu versagen; sie stellten vielmehr einen neuen Imperator auf, der diese Würde zur vollen Geltung zu bringen unternahm. Es war Maximin, genannt der Thracier.

Wie in den letzten Nachkommen des Severus der syrische Orientalismus, den dieser in sein Haus eingeführt hatte, die vornehmste Grundlage ihrer Erhebung bildete, so kam in Maximin das barbarische Element, welches in den Kämpfen an der Donau und am Rhein, hauptsächlich den ersten, in die römischen Truppen eingedrungen war, zur Erscheinung. Er war von gotisch-alanischer Herkunft, sein Vater ein Gote, seine Mutter eine Alanin; seine erste Schule hatte er als Hirte, der seine Herden gegen bewaffnete Räuber verteidigen mußte, gemacht; dann war er unter Septimius Severus in das römische Kriegsheer eingetreten. Ein Mann von außerordentlicher Körperstärke und Gewandtheit, mit dem sich in den Wettkämpfen des Lagers nie-

mand messen konnte und der immer die besten Preise davontrug. In dem Lager erzählte man Wunderdinge von seiner Tapferkeit und seinen niemals fehlenden Erfolgen. Die Römer sahen in ihm einen neuen Herkules oder Antäus. Dabei hatte er doch bisher eine ungewöhnliche innere Ehrenhaftigkeit an den Tag gelegt; von Macrinus, dem er die Schuld an dem Tode Caracallas beimaß, wollte er nichts hören: er hielt sich an das Haus des Septimius Severus, selbst unter Elagabal, dem Naturen wie diese antipathisch waren, noch mehr unter Alexander Severus, der ihn im Dienste förderte und ihn als Lehrmeister und Führer einer neu angeworbenen Legion verwandte.

Man sieht nicht mit Bestimmtheit, ob er an den Bewegungen Anteil hatte, denen Alexander zum Opfer fiel. Gewiß nahm er daran Anstoß, daß Alexander nicht selbst dem Waffenhandwerk oblag; er meinte wohl, nur der könne Imperator sein, der die Waffen führe; und so war das ganze Heer gesinnt. Um seiner Waffentüchtigkeit willen wurde Maximin zum Imperator ausgerufen. Der nun fragte nicht lange, ob ihn der Senat anerkennen wolle; denn die Prätension der Legionen war es ja, daß ihnen selbst das Recht zustehe, einen Imperator zu wählen. Sie hatten diesen Anspruch schon bei dem Tode des Augustus, nochmals bei dem Tode Neros erhoben; durch Septimius Severus war derselbe durchgesetzt worden. Die Besorgnis vor einer Erneuerung des vermeinten Rechtes war es, wie wir berührten, was den Senat veranlaßt hatte, Alexander unverzüglich zum Augustus zu ernennen. Nach dessen Ermordung trat nun aber dieser Anspruch stärker als jemals hervor. Ohne sich um die Bestätigung durch den Senat zu bekümmern, legte Maximin sofort Hand an, die militärische Pflicht des Imperators nach allen Seiten zu erfüllen. Obwohl Germane von Herkunft, zeigte er doch nicht die mindeste Sympathie für die Germanen: er verwüstete das Land, das er einnahm, schonungsloser als je ein anderer, und war eher der Meinung, Germanen und Sarmaten dem römischen Reiche vollkommen unterwerfen zu können. Die Gesamtmacht des Reiches schwebte ihm unaufhörlich vor Augen; er wußte selbst im Orient das Ansehen der römischen Waffen wieder emporzubringen; und wenn Alexander den Osten durch den Westen hatte verstärken wollen, so gelang es Maximin vielmehr, Hülfsvölker von Osrhoëne nach dem Occident herbeizuführen, gute Bogenschützen, denen die Germanen keine Schutzwaffe, wie sie erforderlich gewesen wäre, entgegensetzen konnten. Um nun aber die Kriege zu führen, nahm er keine Rücksicht weiter auf die Rechte der Bürger. Den erwähnten Grundsatz des Septimius und Caracalla von der Notwendigkeit, vor allem den Mittelstand zu schützen und zu fördern, hatte sich Maximin im vollsten Umfange zu eigen gemacht. Wenn der Imperator keine andere Pflicht gehabt hätte, als die Verteidigung des Reiches, so konnte es keinen besseren geben, als Maximin. Aber das war nur die eine Seite seines Amtes. Indem Maximin alles andere vernachlässigte oder vielmehr durch seine Prokuratoren diesem einen Zwecke gewaltsam dienstbar machen wollte, rief er doch mit Notwendigkeit ein Widerstreben

hervor, das sich gegen ihn selbst richtete. Dies kam zuerst in Afrika zum Ausbruch. In der Furcht, durch die Beamten Maximins seiner Güter beraubt zu werden, erhob sich der junge Adel des Landes gegen dieselben. Damit er aber deshalb nicht in der Folge zur Strafe gezogen werden könne, bewog er den alten Prokonsul Gordianus, der schon über achtzig Jahre zählte, das Imperium anzunehmen. Gordian wollte jedoch nicht Imperator und Augustus sein ohne Anerkennung des Senats. Bei der Meldung hievon wurde der Senat von freudigstem Erstaunen ergriffen; auf der Stelle erkannte er Gordian als Augustus an und erklärte Maximin für einen öffentlichen Feind, einen Feind, wie das Dekret mehrmals wiederholt. „Wie," rief Maximinus aus, „indem ich für sie fechte, sie beschütze, erklären sie mich für ihren Feind?" Ohne vorbereitet zu sein oder sich dazu vorzubereiten, schlug er die große Straße nach Italien ein.

In Afrika hatte indessen das Glück bereits für ihn entschieden. Mauretanier und Numidier waren ihm ergeben geblieben; im Kampfe mit ihnen erlag der jüngere Gordianus, der mit dem Vater zugleich den Purpur empfangen hatte. Hierüber von Schmerz ergriffen und überdies von der äußersten Gefahr bedrängt — denn das Land neigte sich jetzt auf die entgegengesetzte Seite —, machte der alte Gordianus seinem Leben ein Ende. Hierauf sah sich die Hauptstadt selbst von der Macht Maximins bedroht. Um ihm zu widerstehen, entschloß sich der Senat, nicht einen, sondern zwei Imperatoren ihm gegenüberzustellen.

Der eine derselben, Maximus, war ein tapferer Kriegsmann von niederer Herkunft, der andere, Balbinus, ein einsichtiger Geschäftsmann von hohem Stande. Man wollte damit die Inkonvenienz vermeiden, welche bei den letzten Imperatoren vorgekommen war, daß die gesamte Regierung sich in das Feldlager verlegt hatte. Diese sollte unter dem einen der Imperatoren ihren Sitz beständig in Rom haben, während der andere sich den Wechselfällen des Krieges aussetzte. Und anfangs nun schien es damit bestens zu gelingen. Maximus, der sich gegen Maximin wandte, hatte unerwartet gute Erfolge. Vor allem kam ihm zu statten, daß Aquileja, welches seit Marc Aurel die Hauptfestung gegen die germanischen Grenzvölker ausmachte, durch eigene Konsularen, welche noch zur rechten Zeit eintrafen, bewogen, dem heranstürmenden Maximin Widerstand leistete. Er schickte sich zu einer Belagerung an, wozu jedoch sein in der Eile zusammengebrachtes, wiewohl tapferes Heer nicht fähig war. Indem aber die Truppen nicht weiter vorrückten und durch Mangel an Lebensmitteln verstimmt wurden, regte sich in ihnen wieder das alte Gefühl der Abhängigkeit von Rom: einen Krieg gegen Rom zu bestehen, waren auch die Prätorianer nicht gemeint, deren Weiber und Kinder in den albanischen Standquartieren zurückgeblieben und so in der unmittelbaren Gewalt des Senats waren. In der allgemeinen Verflechtung zeigte sich doch, daß der Imperator sich von dem Senat nicht trennen

durfte. Maximin ist in dieser Krisis von seinen eigenen Truppen umgebracht worden. Als Maximus sie wieder in Pflicht nahm, unterließ er nicht, ihnen vor allen Dingen den Gehorsam gegen den Senat einzuschärfen. In Rom war das Volk dadurch befriedigt, daß auf seinen Wunsch ein dritter Gordian, Neffe des zweiten, noch ein Knabe, zum Cäsar ernannt wurde.

Aber zwei Imperatoren und noch einen Cäsar zu haben, widersprach dem altrömischen Herkommen so entschieden, daß sich dieser Zustand nicht behaupten konnte. Die beiden Imperatoren wurden von den Prätorianern, die jetzt mit dem Volke verbunden waren, erschlagen. Der dritte Gordian erhielt nun das Imperium selbst. Der aber war noch zu jung, als daß ihm die Verwaltung des Reiches hätte übertragen werden können. Die Auskunft, die man traf, war nicht unglücklich. Einer der angesehensten Männer in Rom, ausgezeichnet in der Litteratur, der Verwaltung und zugleich im Kriege, Misitheus, trat dem jungen Kaiser zur Seite. Das Verhältnis wurde dadurch vermittelt, daß sich Gordian mit der Tochter des Misitheus vermählte. Wir haben noch ein Bruchstück aus der Korrespondenz zwischen ihnen übrig, das beiden Ehre macht. Auf diese Weise waren die gewohnten Beziehungen des Imperators zu Senat und Volk wiederhergestellt, und es kam nun darauf an, ob sich diese Kombination auch in der Verteidigung der Grenzen bewähren würde, die soeben wieder in große Gefahr gerieten. Der zweite Sassanide, Schapur, hatte das römische Asien mit seinen Scharen überflutet; er hatte nicht allein Nisibis, sondern selbst Antiochia eingenommen; man fürchtete ihn in Italien. Unter Gordian setzte sich nun ein ansehnliches Kriegsheer gegen ihn in Bewegung, das von Misitheus geführt wurde. Wir vernehmen, daß es zuerst Thracien, in dem bereits die verschiedenen Völkerelemente aufeinander trafen, zur Ruhe brachte; dort gesichert, schritt es glücklich im Osten fort. Die Perser wichen zurück und überließen die eingenommenen Städte den Römern aufs neue, die alsdann zu einem Angriff auf Ktesiphon fortzuschreiten gedachten. In diesem Augenblicke aber ist Misitheus gestorben. Das Gerücht, es sei durch Gift geschehen, ist nicht eben wahrscheinlich. Daß aber der Mann fehlte, der bisher alles geleitet hatte, konnte nicht anders als eine verderbliche Rückwirkung auf das Kriegsheer ausüben, das nun dem unselbständigen Gordian oder vielmehr denen, die an seiner Seite sich der Geschäfte bemächtigt hatten, nicht gehorchen wollte. Der Praefectus Praetorio, Marcus Julius Philippus, genannt Arabs, verschmähte, von einem Kaiser wie dieser Befehle einzuholen; denn es sei besser, daß der, welcher die Truppen leite und das Gemeinwesen verstehe, auch selbst Imperator sei. Er unterscheidet sich insofern von Maximin, der von dem Imperator nur soldatische Qualitäten forderte, als er denselben noch staatsmännische hinzufügte. Aber dabei bleibt es doch, daß wieder ein Anführer der Armee ohne alle Rücksicht auf den Senat sich des Imperiums bemächtigte.

Überhaupt darf man Philippus, wenn wir so sagen dürfen, als das orientalische Gegenbild gegen Maximin ansehen. Philippus war in der

arabischen Kolonie Bostra aufgewachsen; man hielt oder erklärte ihn für einen Araber. Auch er hatte sich durch persönliche Thatkraft, freilich nicht in der Verteidigung seines Besitzes, sondern als Bandenführer hervorgethan. Wie Maximin dem Hause des Severus, so war er dem jungen Gordian ursprünglich ergeben, in deren Diensten sie jeder an seiner Stelle emporgekommen waren: Naturen, die sich selbst alles verdankten, in denen aber das provinziale Element der römischen Kriegsmannschaften gleichsam persönlich zur Erscheinung kam. Denn der Anspruch der Legionen, den Imperator einzusetzen, bekam dadurch noch eine weitere Entwickelung, daß sie nicht mehr exklusiv römischer Herkunft waren, wie ehedem, sondern Eingeborene der Provinzen in sich schlossen, die sich dann in den Führern repräsentierten. Der Araber erscheint von Anfang an umsichtiger und verschlagener, als der Germane. Er entledigte sich des schon um seiner Jugend willen beliebten Gordian, aus der Rücksicht, daß derselbe die Liebe des Senats und des Volkes besitze, Sohn und Enkel von Imperatoren sei und leicht auch wieder eine Faktion unter den Soldaten gewinnen könnte, wodurch für ihn selbst der Besitz der höchsten Gewalt sehr zweifelhaft werden würde.

Noch nach Jahrhunderten hat man auf der Straße von Circesium nach Ktesiphon in der Nähe der ersteren Stadt das prächtige Grabmahl Gordians, bei dem man sich der römischen Größe erinnerte, bewundert. Philippus wollte nicht als der Gegner, sondern als der rechtmäßige Nachfolger desselben erscheinen; denn, woran Maximin wenig gedacht hatte, der Hauptstadt des Imperiums sich zu bemächtigen, das unternahm er. Es gelang ihm, einen Frieden mit den Persern abzuschließen, der, wenn auch anfangs schimpflich für die Römer, später doch so umgestaltet wurde, daß sich diese nicht beklagen konnten. In Rom hatte man ursprünglich die Absicht gehegt, in der Hauptstadt selbst einen neuen Imperator aufzustellen, und als der erste, den man erkoren hatte, unerwartet starb, ihm einen Nachfolger gegeben. Aber auch dieser überlebte seine Wahl nicht lange. Als Philippus erschien, wurde er, da er es nicht verschmähte, auf die leitenden Persönlichkeiten sich Einfluß zu verschaffen, als Imperator und Augustus anerkannt. Es war also wieder ein Heerführer, diesmal aus dem Orient, der eigentlich im Widerspruch mit dem Senat das Imperium erlangte.

Philippus säumte nicht, nun auch längs der Donau auf die Herstellung des Friedens und gesicherter Grenzen Bedacht zu nehmen.

An der unteren Donau spielten damals die Carpen, eine germanische Nation, die eine Zeit lang das Gebiet zwischen den Ausflüssen der Donau und des Dniepr beherrscht zu haben scheint, die größte Rolle. Sie waren in einer Art von Wettstreit mit ihren Nachbarn, den Goten, um den Preis der Tapferkeit begriffen. Einen solchen sahen beide in den Jahrgeldern, welche ihnen die Römer zahlten. Sie selbst betrachteten dieselben als einen Sold für die Erhaltung des Friedens; die römischen Befehlshaber wollten darin bloß eine Gnade sehen. Aber diese Reibungen führten zu offenem

Krieg, den nun Philippus in die Hand nahm und glücklich beendigte, so daß er als Germanicus und Carpicus mit dem Beinamen Maximus gefeiert wurde.

In diesen Zeiten eines durch fortwährende Waffenthaten zuletzt doch behaupteten Friedens an den beiden vorzüglich gefährdeten Grenzgebieten war es, daß Rom das tausendste Jahr seines Bestehens feierte. Es hatte noch immer eine Stellung, welche die Welt dominierte. Bei den Festlichkeiten prangte eine große Anzahl orientalischer Elephanten, die zum Teil noch unter Gordian zum Behuf eines persischen Triumphs, mit dem er umging, herbeigebracht worden waren. Nicht mit Unrecht; denn die Schlachtordnung, die auf der Verwendung der Elephanten beruhte, hatte den Römern einst in Italien und dann in Libyen, endlich in Asien selbst den größten Widerstand geleistet; jetzt waren die Tierkolosse zur Verherrlichung der Geburtsfeier des Reiches nach Rom gebracht worden. Wir haben ein paar Münzen übrig, welche die Festlichkeiten in der Erinnerung gehalten haben. Auf der einen Seite erblickt man den Circus Maximus und die in denselben einfahrenden Quadrigen, die Porta triumphalis und den in einen Palmenbaum verwandelten Obelisken des Augustus; auf der andern die sich deckenden Brustbilder des Kaisers und seiner Gemahlin Marcia Otacilia Severa — jener mit dem Lorbeer, diese mit dem Diadem —, ihnen gegenüber das ihres lorbeerbekränzten Sohnes, der schon zum Augustus erhoben worden war, mit einer Inschrift, welche die Eintracht der regierenden Familie rühmt: Concordia Augustorum. Auf einer anderen Münze sieht man die beiden Kaiser verschleiert vor einem Altar opfernd, mit einer Inschrift, die den Beginn einer neuen Epoche ankündigt mit den Worten: Säculum novum. Durch eine dritte Münze wird die älteste Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft; auf der einen Seite erscheint die Wölfin mit den Zwillingen, auf der anderen das strahlenbekränzte Haupt des jüngeren Philipp.

Die öffentlichen Belustigungen dauerten drei Tage und drei Nächte. Man darf wohl nicht vergessen, daß der Kaiser für diese Feier Veranstaltungen getroffen hat, um die transtiberinische Stadt mit Trinkwasser zu versorgen; denn jedermann sollte befriedigt werden. Die Münzen lassen erkennen, mit welcher Bestimmtheit der Kaiser auf die Fortdauer des Imperiums in seiner Familie rechnete. Sie zeigen aber zugleich, daß er unmöglich, was man oft gesagt hat, ein Christ gewesen sein kann. Die konstante Tradition hierüber ließe sich nicht erklären, wenn er sich den Christen nicht wirklich sehr geneigt erwiesen hätte, wie denn auch mehrere Briefe vorhanden sind, die berühmte Kirchenlehrer mit seiner Gemahlin gewechselt haben sollen. Die Verwaltung des Imperiums in Asien übertrug Philippus seinem Bruder Priscus, die Heerführung an der Donau seinem Schwager Severianus. Was man von dem jungen Sohne Philipps erzählt, stellte wenigstens eine strenge Herrschaft in Aussicht; er war so ernsthaft, daß man ihn trotz seiner Jugend niemals hatte lachen sehen; er tadelte es vielmehr, daß sein Vater bei den Säkular-

spielen einmal aufgelacht hatte. Genug, in Rom meinte Philippus, die Autorität fest in der eigenen Hand zu halten.

Unvermeidlich erweckte aber dieser Versuch, eine eben aus dem Nichts emporgestiegene Familie in der Herrschaft über das Reich zu befestigen, mannigfaltigen Widerstand. In Asien erschien der Druck der Auflagen, welche Priscus mit aller Strenge eintrieb, unerträglich; an der Donau regten sich die Legionarier gegen die durch die neue Regierung an ihre Spitze gestellten Anführer. An der einen wie an der anderen Stelle faßten die Mißvergnügten den Gedanken, Imperatoren ihrer eigenen Wahl aufzustellen. An Philippus trat nun die Aufgabe heran, das Imperium in der Kapitale zu behaupten und in den Provinzen wieder zur Geltung zu bringen. Er ist hierüber mit dem Senat in Verhandlungen getreten. Darüber, was in denselben vorgekommen, weichen die Berichte voneinander ab. In einem Punkt aber stimmen sie zusammen: einer der vornehmsten Senatoren, Decius, ein Pannonier von Herkunft, der die Niederschlagung der Empörung in Pannonien für ein leichtes Unternehmen erklärt hatte, wurde selbst mit dem Werke beauftragt und begab sich an Ort und Stelle. Es ist zu begreifen, wenn er nun bei den Legionen den Gehorsam herstellte, aber zu seinen eigenen Gunsten. Denn, daß der Senat, der in Decius seinen besten Vertreter fand, den Philippus, der sich ihm aufgedrängt hatte, gern gesehen hätte, darf man nicht voraussetzen. Decius nahm die Huldigung der Legionen, die ihn zum Imperator ausriefen, nicht allein an, sondern er führte sie selbst nach Italien, unter dem Vorgeben jedoch, dem Philipp die Abzeichen der Gewalt zurückgeben zu wollen, sobald er nach Rom komme. Philippus nahm ohne Zweifel mit Recht an, daß dies nimmermehr der Fall sein werde, und sammelte ein ansehnliches Heer, mit dem er dem Gegner an den Pforten der Alpen, bei Verona, begegnete. Hier trat er, ein schon bejahrter Mann, selbst in die vorderste Schlachtreihe ein, erlag aber dem Feinde, der die allgemeine Stimmung für sich hatte, — wie der glaubwürdigste Bericht meldet, zugleich mit seinem Sohne, der ihm zur Seite focht. Nun konnte Decius sich des Imperiums bemächtigen.

Kehren wir zu unserer Vergleichung mit Maximin zurück, so erlag der Araber wie der Germane dem wiederhergestellten Einverständnis des Senats mit einem Teile der Truppen. Die fremden Imperatoren wurden noch einmal ausgestoßen.

Mit dem Sturze des Philippus aber waren noch zwei andere Ereignisse verknüpft, durch welche zugleich die innere Ruhe gestört und das Übergewicht an den Grenzen gefährdet wurde. Für den Frieden im Innern kam hauptsächlich das Verhältnis zu den Christen, die unter der Konnivenz des Alexander und Philippus zu festeren kirchlichen Einrichtungen als bisher gelangt waren, in Betracht. Das überwiegende Ansehen der Bischöfe in der Gemeinde hat sich ausgebildet, und es dürfte scheinen, als ob Philippus diese besonders in seinen Schutz genommen hätte. Er bekannte sich nicht zum Christentum, aber er ließ die Christen gewähren. Der Senat dagegen war und blieb ihr Gegner.

Die Autorität des Senats war zugleich die Autorität der altrömischen Religion, die durch das Christentum nicht gerade angegriffen, aber aus den Gemütern verdrängt wurde. Insofern waren Philipp und das Christentum, der Senat und das Heidentum Verbündete. Diese Verflechtung brachte es mit sich, daß der Untergang des Philippus ein Unglück für die Christen war. Decius schlug eine Politik ein, die eben das Gegenteil von dem bezweckte, was sein Vorgänger gewollt hatte; er trat als der abgesagte Feind der christlichen Bischöfe auf. In einer Krypta der Katakomben liest man den Namen des römischen Bischofs Fabian, welcher der Verfolgung erlag. Auch die Bischöfe von Jerusalem und Antiochia wurden getötet. Während die sogenannten Christenverfolgungen früherer Zeit doch nur gleichsam sporadisch gewesen waren, nahm die decianische einen Charakter weitverbreiteter und unversöhnlicher Feindseligkeit an. Und wenn dieselbe sich dann vorzugsweise gegen Afrika wendete, so darf man dies vielleicht daher leiten, daß die Macht Philipps aus dem Kampfe gegen die Gordiane, die von dort ausgegangen waren und sich noch einmal an den Senat angeschlossen hatten, entsprungen war. Eine Vermutung ist wohl entschuldigt, wo die Umstände spärlich und unverständlich überliefert sind. Sei dem wie ihm wolle, die Thatsache ist, daß die Verfolgung sich vornehmlich in Afrika entwickelte. Diese Provinz war von jeher durch entgegengesetzte Einwirkungen von Wahrsagern und Poeten zu Gunsten der alten Götterdienste in Aufregung gesetzt worden. Alle Christen, welche gewisse Worte, die als gottlos bezeichnet werden, auszusprechen sich weigerten, wurden mißhandelt und beraubt; sie sind zuweilen gesteinigt worden. Dann aber erst folgte das Gebot, Opfer zu vollziehen. Dionysius, Bischof von Alexandrien, beschreibt, daß viele von denen, welche sich dazu entschlossen, es nur zitternd thaten, gleich als sollten sie selbst geopfert werden. Viele haben sich gefügt; manche gab es, welche ohne Schwierigkeit an die Altäre gingen, als wären sie niemals Christen gewesen. Aber wie weit blieb doch diese Verfolgung entfernt, ihr Ziel zu erreichen! Wir werden der unruhigen Bewegungen, die hieraus nach beiden Seiten hin, in den Beziehungen der Christen zu den Imperatoren und den Verhältnissen der Christen untereinander, entsprangen, noch öfter zu gedenken haben.

Indem aber die Verfolgung eine allgemeine Aufregung im Reiche hervorrief, zeigte sich doch, daß die Entblößung der Grenzen, die durch die Erhebung gegen Philippus veranlaßt worden war, noch eine andere Wirkung hatte, durch welche der Bestand des römischen Reiches überhaupt gefährdet wurde. Zum erstenmal treten hier die Goten, denen ein so großer Anteil an den Geschicken des römischen Reiches vorbehalten war, in voller Kraft und Stärke hervor.

Ich mache keinen Versuch, das Verhältnis der Goten zu den Geten und Scythen, oder ihre Wanderungen, durch welche sie der Sage nach von Skandinavien bis an den mäotischen See und die untere Donau vorrückten, zu erörtern. Ich bleibe nur dabei stehen, daß sich in dem Reiche des Marbod

auch Goten befanden, die freilich nicht zu den Sueven gehörten, und die dann das meiste beitrugen, daß es zerstört wurde. Wie nach dem Fall Marbods viele andere Völkerschaften, die ihm gehorchten, selbständig erschienen, so traten auch die Goten in voller Unabhängigkeit auf. So stießen sie an den Grenzen der von Trajan in Besitz genommenen transdanubischen Provinzen mit den Römern zusammen. Wir gedachten schon der Eifersucht, die zwischen ihnen und den Carpen über den Empfang römischer Jahrgelder ausgebrochen war.

Die Frage ist, wie sie dazu kamen, die römischen Grenzen zu überschreiten: ob sie, durch ihren Wanderungstrieb fortgerissen, über die Donau gegangen sind, oder ob dies infolge der unter den Römern ausgebrochenen Entzweiungen geschehen ist. Ich muß bei der Erörterung dieser wichtigen Frage um die Erlaubnis bitten, die Forschung selbst noch mehr, als ich es sonst für angemessen halte, in die Erzählung zu verflechten. Das erste ist die Überlieferung eines Schriftstellers von germanischem Ursprung, des Jordanes, der die einheimische Sage mit den Notizen, die er aus römischen Quellen schöpfte, verbunden hat. Er behauptet: bisher seien die Goten den Römern befreundet gewesen und durch Jahrgelder, die eine Art von Tribut waren, in diesem Verhältnis festgehalten worden; Philippus Arabs habe dasselbe gebrochen, und, hierüber entrüstet, seien die Goten über den großen Strom gegangen; Philippus habe den Decius gegen sie geschickt, aber dadurch zu seinem eigenen Sturze Veranlassung gegeben. Es ist jedoch gewiß, daß Decius, noch ehe von den Goten die Rede war, nach Dacien und Mösien geschickt worden ist, um den Parteiungen, die dort unter den Truppen ausgebrochen waren, ein Ende zu machen. Man kann nicht anders, als diese Angabe des Jordanes verwerfen. Dann aber bringt er andere Nachrichten bei, die ein durchaus römisches Gepräge tragen. Er berichtet, daß römische Truppen, die von Decius wider ihren Willen aus dem Dienst entlassen worden waren, sich an die Goten gewendet und sie um Hülfe angerufen haben. Und da nun hiemit eine von einem wohlunterrichteten römischen Autor überlieferte Notiz übereinstimmt, daß der Statthalter von Macedonien, Lucius Priscus, der sich empörte und zum Imperator ausrufen ließ, dies mit Hülfe der Goten gethan habe, so wird man auf die Annahme geführt, daß diese Entzweiungen der Römer untereinander es waren, was die Goten veranlaßt hat, die Donau zu überschreiten, nicht, wie man sagt, entrüstet über Philippus, sondern vielmehr zu Gunsten der Partei, die sich nach seinem Sturze in seinem Sinne gebildet hat. So hatte sich auch ein Aufstand in Asien geregt; Decius erlebte, daß der Anführer getötet und sein Kopf ihm überbracht wurde. Priscus wurde von dem Senat zum Feinde der Republik erklärt; und für Decius war dann nur noch übrig, dem Einfall der Goten, auf die Priscus sich vor allem stützte, mit offenen Waffen zu begegnen. Decius wird als ein durchaus tapferer Kämpe für seine Sache geschildert. Als ihm nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde der Tod seines Sohnes gemeldet wurde, soll er gesagt haben:

der Tod eines Soldaten sei für das Gesamtreich ohne Bedeutung; dann aber habe er sich, so erzählt man, doch mit verdoppelter Heftigkeit — denn auch seinen Sohn habe er rächen wollen — gegen den Feind gewandt; dabei aber sei er, dahersprengend, in einen Sumpf geraten, der ihn selbst samt seinem Roß begraben habe. Das erledigte Imperium sei dann an Gallus, den Oberbefehlshaber des Limes, übergegangen, und der habe, nachdem er in Rom anerkannt worden, einen Frieden mit den Goten geschlossen.

Von den beiden griechischen Autoren, welche diese Verhältnisse berühren, wird das Unglück des Decius von der Verräterei des Gallus hergeleitet, der mit den Goten, mit denen er eine Unterhandlung einzuleiten beauftragt war, vielmehr ein Verständnis gegen den Kaiser geschlossen habe, worauf dann durch ihn selbst an ungünstiger Stelle die Schlacht herbeigeführt worden wäre, in welcher Decius fiel.

Aber diese Erzählungen, die schon bei Jordanes als Verleumdungen bezeichnet werden, anzunehmen, ist schon deshalb unmöglich, weil Gallus in Rom zugleich mit einem Sohne des Decius und seinem eigenen anerkannt worden ist und ein paar Jahre die Regierung würdig und ruhig bekleidet hat. Die Goten waren durch die inneren Parteiungen unter den Römern veranlaßt worden, über die Donau zu gehen; nach deren Beilegung traten auch sie in friedliche Verhältnisse und zogen, nicht ohne daß ihnen ansehnliche Geldsummen bewilligt worden wären, wieder zurück. Aus diesen Vorgängen entsprang nun aber noch unter Gallus eine Feindseligkeit der Römer untereinander.

Der Oberbefehlshaber in Mösien, Ämilianus, ein Maure von Herkunft, der mit Auszahlung der Gelder an die Goten beauftragt war, gewann einen Teil der Legionen dadurch für sich, daß er ihnen die Überweisung der den Goten bewilligten Subsidien an sie selbst versprach, so daß sie ihm freudig folgten und den Sieg erfochten. In kurzem finden wir dennoch die Goten in Thracien, sowie die Perser in Syrien. Ämilianus, der von seinem Heerhaufen zum Imperator ausgerufen worden war, hielt sich Manns genug, um beide Feindseligkeiten zu bestehen, wenn ihn der Senat als Imperator anerkennen wolle. Er machte sich anheischig, nur als Heerführer des Senats zu handeln und diesem die höchste Gewalt in den inneren Angelegenheiten zu lassen.

Ämilianus wird als kampfbegierig, dabei aber vorsichtig, als ein Mann, der sich nicht überstürzt, geschildert.

Sein Gedanke war nicht schlecht, wäre er nur ausführbar gewesen. Aber wie hätte ein Imperator bestehen sollen ohne eine unbedingte Autorität auch in den inneren Geschäften, und wie hätte der Senat jemals den Anspruch der Legionen, einen Imperator zu ernennen, so entschieden anerkennen sollen, daß er dabei das Recht der Legalisierung eines solchen Aktes aufgegeben hätte! Auf ihrem gegenseitigen Verhältnis beruhte die damalige Republik.

Ämilianus sah im Kampfe gegen Gallus seine nächste Aufgabe; er nahm keinen Anstand, nach Italien vorzubringen. Gallus, der nicht alle seine

Truppen beisammen hatte, wurde von den übrigen, welche die Überlegenheit des Feindes empfinden mochten, verlassen und mit seinen Kindern umgebracht. Hierauf entschloß sich auch der Senat, Ämilian, den er früher als öffentlichen Feind verurteilt hatte, als Augustus zu begrüßen. Aber das reichte nicht hin, demselben den vollen Besitz der Gewalt zu verschaffen. Denn noch gab es Legionen, die in einem andern Kriege gegen Germanen, dem alemannischen, der sich schon unter Alexander Severus wieder erneuerte, dadurch Ruhm erworben hatten, daß sie Rhätien verteidigten. An ihrer Spitze stand Valerianus, der von Decius dahin geschickt worden war; die Legionen, welche gegen die Alemannen fochten, waren nicht gemeint, dem Besieger der Goten die höchste Gewalt zu überlassen. Valerian wandte seine Kräfte von den Grenzen ab und gegen das innere Italien selbst. Jetzt standen zwei Heere in Italien einander gegenüber, während die Landschaften, welche sie verließen, den Einfällen der Goten und Alemannen ausgesetzt blieben. Da hat sich denn doch in beiden römischen Heeren das Gefühl geregt, daß es nicht recht sei, noch mit der altrömischen Religion übereinstimme, wenn sie untereinander schlügen und indessen den Fremden die Provinzen zur Plünderung überließen. Ämilianus wurde, als es zum Schlagen kommen sollte, von seinen Truppen verlassen; wahrscheinlich ist er von ihnen selbst erschlagen worden, worauf Valerianus von den beiderseitigen Legionen als Imperator anerkannt wurde. Soviel wurde dadurch erreicht, daß der Senat wieder einen Imperator nach seinem Herzen erhielt.

Cajus Publius Licinius Valerianus gehörte einem der vornehmsten senatorischen Geschlechter an und besaß die volle Verehrung des Amplissimus Ordo, wie sich der Senat jetzt wieder bezeichnete. Einige Zeit früher, als die Rede davon war, in der Hauptstadt eine strenge Ordnung herzustellen und zu diesem Zwecke einen Censor zu ernennen, dem sehr ausgedehnte Rechte zugedacht waren, namentlich z. B. über die Formation des Senats selbst, ist er von dem Senat einstimmig zu dieser Magistratur vorgeschlagen worden: denn er sei der beste von allen, und einem solchen gebühre es, über alle anderen zu richten. Der damalige Imperator, Decius, wäre damit einverstanden gewesen; aber Valerian sträubte sich dagegen, vornehmlich auch deshalb, weil Geschäfte dieser Art von dem Augustus verwaltet werden müßten. Mit dieser Würde sah er sich nun selbst bekleidet. Die Verehrung, die er genoß, bestimmte den Übertritt des Heeres zu seinen Fahnen: darin lag alles, was der Senat wünschen konnte.

Hierdurch wurde wieder eine centrale Macht in Rom gebildet, und Valerian war entschlossen, dieselbe nach allen Seiten hin geltend zu machen. Aber die Verhältnisse waren bereits so bedenklich geworden, daß dazu eine ungewöhnliche Thatkraft und Umsicht erforderlich gewesen wären. In der Kombination der Dinge lag es, daß Valerian feindselig gegen die Christen gesinnt war, so wie der Senat selbst. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf das Verhältnis zu den Persern gerichtet, welche, durch die mit Philippus getroffene Abkunft

keineswegs befriedigt, mächtig im Orient vordrangen. Diese Gefahr aber wurde durch eine große Bewegung der Goten, die durch Ämilianus zwar zurückgeworfen, aber keineswegs besiegt und nur aufs neue aufgereizt worden waren, verdoppelt. Ihre Herrschaft erstreckte sich bereits bis an das Schwarze Meer; sie fanden die Mittel, über dasselbe zu setzen und die asiatischen Gestade des Pontus mit Raubzügen heimzusuchen. Die bosporanischen Könige hatten sich bisher an Rom gehalten; man kann es als einen Beweis davon, daß das Prästigium der römischen Größe und Unüberwindlichkeit schon gebrochen war, ansehen, wenn sie ihre Fahrzeuge den Goten zur Verfügung stellten: die Goten stiegen dann in der Gegend von Sinope ans Land. Ein wichtiges Moment liegt in der Verflechtung der beiden Kriege. Daß Valerian einen der besten Befehlshaber von der Küste, die er verteidigte, abberief, um ihn in Antiochia den Persern entgegenzustellen, verschaffte den eingedrungenen Goten freie Hand. Nicht einmal Trapezunt, schon damals eine Metropole für alle diese Landschaften, leistete den Goten Widerstand: sie erstiegen die Mauern, die sie nicht hätten niederwerfen können. Einem andern, zu Lande daherstürmenden Heerhaufen der Goten gelang es, mit Schifferbarken, die sie aus ihren Verstecken hervorzogen, über die Propontis zu gehen und Chalcedon einzunehmen.

Die Goten eroberten auf diesem Zuge Nikomedien und brachten Bithynien in ihre Gewalt. Valerian hatte den Mut, allen diesen Feindseligkeiten die Spitze zu bieten. Mit ansehnlichen Streitkräften brach er nach dem Orient auf. Man erstaunt, ihn zuerst in Cappadocien zu finden; er hielt es aber für notwendig, gerade diese Provinz zu sichern, da sie sonst der einen oder der andern der feindseligen Mächte in die Hände zu fallen Gefahr lief. Dann begab er sich nach Byzanz, wo er in den Thermen einen großen Kriegsrat hielt, an welchem nicht allein der damalige Konsul und der Praefectus Praetorio teilnahmen, sondern auch der Präses des Orients, ferner die obersten Befehlshaber an dem scythischen Limes, an dem Limes orientalis, dem thracischen, illyrischen und rhätischen Limes, und der Statthalter, der für Ägypten bestimmt war. Welche Pläne etwa für den Krieg dort gefaßt worden sind, erfahren wir nicht. Doch darf man nicht bezweifeln, daß Maßregeln verabredet wurden, welche es möglich machten, den genannten Grenzbezirken eine besondere Verteidigung angedeihen zu lassen und zugleich den Krieg gegen die Perser zu führen. Der Kaiser selbst behielt sich den Kampf gegen diese vor.

Wie hätte aber der weise, zwar in der Idee unbeschränkte, aber durch mannigfaltige Rücksichten gefesselte römische Imperator, der ein trefflicher Censor gewesen wäre, sich mit dem durch große nationale Impulse angetriebenen Perserkönig messen können!

Es war die Epoche Schapurs des Ersten, der seinen Vorgänger an Thatkraft und Erfolgen weit übertraf. In den persischen Geschichtsbüchern erscheint er als der Eroberer von Nisibis und Hatra, freilich nicht ohne den Schmuck

der Sage. Dort läßt diese die Wälle bei dem Gebet seiner Truppen zusammenstürzen: Hatra gerät durch die Verräterei der Königstochter, die den Helden von der Mauer erblickt und für ihn eine Leidenschaft gefaßt hat, in seine Hände. Sicher ist, daß die beiden großen Bollwerke, um welche so oft geschlagen worden war, von den Sassaniden eingenommen wurden. Es war ein ebenso hochbedeutendes, wie zweifelhaftes Unternehmen, wenn nun Valerian mit römischen Truppen heranrückte, um sich Schapur entgegenzusetzen. Nirgends hatte der Welteroberungstrieb der Römer kräftiger zu wiederholten Malen nach dem Siege gerungen, aber nirgends auch schwerere Verluste erlitten, als in diesen Grenzgebieten. Jetzt aber wurden sie von dem schwersten von allen betroffen. Die Arsaciden hatten den Römern das Gleichgewicht gehalten; die Dynastie, durch welche die Arsaciden gestürzt wurden, erfocht den größten aller Erfolge. Der römische Kaiser geriet in ihre Gefangenschaft. Die einfachste Nachricht über diese Begebenheit ist, das römische Heer sei von einem weit überlegenen persischen in die Mitte genommen, und Valerian genötigt worden, sich kriegsgefangen zu ergeben. Andere erzählen, dem Heere des Kaisers habe es an Lebensmitteln gefehlt, so daß er genötigt gewesen sei, den Feind um Vertrag anzugehen, indem er ihm zugleich reiche Geschenke zusandte; Schapur habe darauf nichts gegeben; er habe eine Zusammenkunft mit dem Kaiser selbst gefordert, bei welcher dieser von den Persern umringt und zum Gefangenen gemacht worden sei.

Dem aber fügen nun noch andere die anzüglichste von allen diesen Erinnerungen bei. Valerian sei, wie einst Gordian, von dem Heere selbst bedroht worden, und da er für sein Leben fürchten mußte, hätte er sich selbst überliefert. Sollte nicht der letzteren Version eine gewisse Wahrheit zu Grunde liegen? Valerian wäre im Konflikt zwischen den beiden Heeren, von denen das feindliche angriff und das eigene ihn bedrohte, zu Grunde gegangen.

Genug, der römische Kaiser fiel persönlich in die Hand des größten Nebenbuhlers seiner Macht.

In den sassanidischen Skulpturen, die sich erhalten haben, wird nichts mehr gefeiert, als diese Gefangennehmung. Auf denselben sieht man Schapur hoch zu Roß; zu seinen Füßen liegen gefallene Römer, vor ihm Valerian um sein Leben bittend. Aus dieser Auffassung mag sich die Überlieferung herschreiben, Schapur habe seinen Fuß auf den Nacken des Valerian gesetzt. Eine Darstellung solcher Art ist den ältesten Gräbern der Achämeniden hinzugefügt. Es ist, als ob die Perser darin eine Rache für die durch Alexander erfahrene Unbill erblickt hätten. Eine auch nicht eben verbürgte Nachricht findet sich: durch die gefangenen Römer sei auf Befehl Schapyrs ein Imperator aufgestellt worden und durch diesen Antiochia in Schapurs Hände gefallen; Schapur habe dann als Eroberer über ganz Asien gewaltet.

Wie verhielt sich nun Rom in diesem Moment der größten Verluste und Gefahren? Noch einmal war in Valerian ein Imperator aufgetreten, in welchem die centrale Macht in Rom zur Geltung kam. Eben auf dieser

Autorität beruhte die allgemeine Verehrung, die er genoß. Bei seiner Abreise nach dem Orient hatte er seinem Sohne Publius Licinius Egnatius Gallienus den Occident überlassen, indem er jedoch zugleich Sorge trug, die Provinzialverwaltung in die Hände der bewährtesten Männer zu legen. Man hätte nun meinen sollen, daß Gallienus, das Beispiel seines Vaters nachahmend, das gute Vernehmen mit dem Senat aufrecht erhalten und die imperatorische Macht auf dasselbe gründen werde. Aber Gallienus war von einer ganz anderen Sinnesweise als sein Vater, von der dem Imperator innewohnenden Macht bis auf das Mark durchdrungen, nicht ohne eine gewisse Genialität, aber rücksichtslos und recht absichtlich grausam. Wenn der Vater zu den Imperatoren gehörte, die sich dem Senat anschlossen, wie Gordian, selbst Decius, so erwuchs in dem Sohne einer der heftigsten Gegner des Senats. Er wollte denselben wieder auf seine friedlichen Geschäfte ausschließend zurückführen und verbot geradehin, daß ein Senator an den kriegerischen Unternehmungen persönlich teilnehme. Er verschmähte es, ein System fortzusetzen, welches zu dem noch nie vorgekommenen Ereignis der Gefangennahme des Kaisers durch die Fremden geführt hatte. Gallienus setzte sich in allen Dingen den von seinem Vater getroffenen Einrichtungen entgegen; er zerfiel mit denen, welche Valerian begünstigt und hervorgezogen hatte. Der Wechsel der Regierung kam vor allem den Christen zu gute.

Wenn Valerian, wie es im Sinne der mit dem Senat vereinigten Kaiser lag, den Christen beschwerlich geworden war, so war das unter dem Einfluß orientalischer Machthaber geschehen, welche die Unvereinbarkeit der christlichen Anschauungen mit einem Unternehmen dieser Art betonten. Der an sich wohlwollende Fürst war veranlaßt worden, Edikte zu erlassen, die zu den härtesten gehören, die jemals gegen die Christen gegeben worden sind. Er erneuerte die Feindseligkeiten, mit denen Decius besonders die Bischöfe bedrängt hatte, noch in erweitertem Maßstab. Er verbot die Zusammenkünfte der Christen, zerstörte ihre Kirchen und wollte ihre Begräbnisplätze nicht dulden. Diese Verfolgungen aber hatten die Christen damals mit besonderer Standhaftigkeit ertragen und waren dadurch in sich selbst erstarkt. Sie sahen in dem Unglück des Kaisers nur eben die Strafe, die der Himmel wegen seiner Ungerechtigkeit über ihn verhängt habe. Auf die mit seinem Verhältnis zu dem Senat zusammenhängende, den Christen entgegengesetzte Haltung Valerians folgte in Gallienus, der sich von dem Senat abwendete, eine Begünstigung derselben. Der Sohn widerrief die Edikte des Vaters, gab den Christen ihre Kirchenvorsteher und Begräbnisplätze zurück und hatte nichts dagegen, daß sie ihre Verfassung wieder herstellten. Augenscheinlich ist, wie so ganz dies Verhalten dem zwischen dem Senat und dem Imperium wieder hergestellten guten Einvernehmen entgegenlief. Die kaum begründete Einheit der Centralgewalt wurde dadurch wieder aufgelöst. Von seiten der Anhänger Valerians traten die stärksten Gegenwirkungen hervor, welche die Autorität des Gallienus allenthalben zweifelhaft machten. Das geschah selbst im Occident.

Zum Präses von Gallien hatte Valerian den Marcus Cassianus Latinius Postumus eingesetzt als die geeignetste Persönlichkeit, die er zu dieser Stelle finden könne: der werde die Rechtspflege in den Tribunalen und auf dem Forum aufrecht erhalten; er werde auch für die Truppen in ihren Standquartieren Sorge tragen. Nun aber ernannte Gallienus, als er die Provinz verließ, seinen noch sehr jungen Sohn zum Cäsar. Aber die Gallier, welche zu regieren schon damals eine feste Hand erforderlich war, wollten von einem Knaben nicht regiert sein: sie schlossen sich an Postumus an, der das allgemeine Vertrauen besaß. Postumus selbst trat als Imperator auf.

Gallien, Spanien und, wie es scheint, auch Britannien schlossen sich ihm an. Er war, wie einst Albinus, bereits ein Vorbild der späteren Imperatoren des Occidents. Man rühmt ihn, daß er die germanischen Nationen längs des Rheins im Zaum gehalten habe. Den Kampf gegen die Alemannen hatte Gallienus selbst in die Hand genommen; eine ganze Anzahl von Münzen rühmen die Siege, die er über sie erfochten habe; doch war er auch mit ihnen in Verbindung getreten: er soll die Tochter eines germanischen Königs als seine zweite Gemahlin heimgeholt und jenem dafür ein Stück Landes abgetreten haben.

In Mösien erhob sich ein Widersacher des Gallienus, des Namens Ingenuus, der ohne viele Mühe besiegt wurde. Ein Schreiben des Gallienus ist aufbehalten worden, in welchem er die schonungsloseste Rache an allen seinen Anhängern zu vollziehen, sie mit Weib und Kind zu vernichten befiehlt. Hierdurch erbittert, schloß sich die dortige Bevölkerung an einen anderen römischen Feldherrn, Cajus Publius Regalianus, an, der sein Geschlecht von Decebalus herleitete. Denn in den Bewegungen der Legionen erscheint, wie angedeutet, immer zugleich ein provinziales Element, das nach Unabhängigkeit trachtet. Aber die Autorität des Kaisers zeigte sich nochmals siegreich und übermächtig. Aus Furcht vor dem Strafgericht des Gallienus fügten sich die mösischen Legionen wieder in den gewohnten Gehorsam. Ohne sich um Postumus zu bekümmern, wandte Gallienus seine ganze Aufmerksamkeit auf den Orient.

Man besitzt einen Brief Valerians, in welchem er unumwunden ausspricht, daß er die militärischen Angelegenheiten dem Macrianus, dessen er mit hohem Lobe gedenkt, anvertraut habe. Macrianus wird als der intellektuelle Urheber jener gegen die Christen gerichteten Anordnungen des Kaisers betrachtet. Ihm schreibt man auch die Unfälle zu, welche den Kaiser betroffen hatten. Jetzt ließ er sich zum Imperator ausrufen, unterstützt von dem Praefectus Praetorio Balista. Macrianus nahm dann sogleich eine Richtung nach dem Occident, um sich des allgemeinen Imperiums zu versichern. Aber auch Gallienus gebot über ansehnliche Streitkräfte; sein Heer, von dem bisherigen Befehlshaber der Legionen in Rhätien, Aureolus, geführt, erfocht einen Sieg über Macrian, welcher bereits nach Illyricum vorgedrungen war; doch fehlte viel, daß damit die Autorität des Gallienus wiederhergestellt worden

wäre. Vielmehr folgte Empörung auf Empörung. In Macedonien und Achaja erhob sich ein neuer Gewalthaber als Imperator, Valens, dem sich ein anderer aus dem alten Geschlechte der Pisonen in Thessalien entgegensetzte. Doch Piso wurde gestürzt und getötet, bald darauf auch Valens von seinen eigenen Leuten umgebracht.

Wir befinden uns in der Epoche, welche durch die seltsame, in der That absurde Anwendung eines Vorfalls in Athen als die der dreißig Tyrannen bezeichnet wird. Was hat es damit eigentlich auf sich? Es ist ein innerer Krieg, in den wohl auch die benachbarten Nationen gezogen wurden, der aber hauptsächlich sich zwischen denen vollzieht, die sich an der Spitze ihrer Heerhaufen zu Imperatoren aufwerfen, ohne gerade die Prätension zu haben, die höchste Gewalt im Reiche ausschließend zu erlangen. Ihr Beweggrund war, daß der Führer einer Armee sich durch Annahme des Imperatortitels der Gewalt des Schwertes, die einem allgemein anerkannten Imperator zustand, zu erwehren gedachte, die wohl gegen einen Legaten, aber nicht gegen einen Imperator in Anwendung gebracht werden konnte. Durch die Erhebung zum Imperator verpflichtete sich also ein Heer, seinen Führer gegen die Allgewalt desjenigen, der das Imperium wirklich besaß, zu behaupten, damit er nicht auf dessen einfachen Befehl umgebracht werden könnte. In der That ist es eine intime Verbindung zwischen dem Provinzialheere und seinem Führer, durch welche die Macht jedes andern Imperators ausgeschlossen wird. Der merkwürdigste vielleicht von allen ist ein zweiter Ämilianus, der, um sich vor einem Volksaufruhr zu retten, mit Einwilligung des ägyptischen Heeres, das gleichfalls von Gallienus nichts wissen wollte, sich zum Imperator erklärte. Er wird gerühmt, weil er die Thebais und ganz Ägypten durchzogen und die Barbaren vertrieben habe. Erst als er sich zu einem selbständigen Feldzuge gegen Ostasien rüstete, ist er auf Anstiften des Gallienus ermordet worden.

Einen Anhänger hatte jedoch Gallienus im Orient, der bedeutender war, als alle seine Gegner; es war Odenatus, Fürst von Palmyra. Er wird als ein orientalischer Weidmann geschildert, der auf Bären und Löwen jagte und zu einer Körperstärke gelangte, welche die Sonne dieses Himmels zu ertragen vermochte.

Nach dem Unglück Valerians anfangs sehr geneigt, mit Schapur einen Vertrag abzuschließen, soll er durch dessen Forderung einer unmittelbaren schimpflichen Unterwerfung bewogen worden sein, mit allen seinen Streitkräften die Sache der Römer zu unterstützen. Er bot dazu die Bevölkerung der Wüste auf und setzte sich mit den Überresten der Römermacht in dem Orient in Verbindung. Noch waren die von den Römern befestigten Städte in den Grenzgebieten widerstandsfähig. Zunächst auf diese gestützt, machte Odenat Einfälle in das von den Persern eingenommene Gebiet, die einen glücklichen Succeß hatten. Er drang bis nach Ktesiphon vor, so daß die römische Autorität im Orient durch ihn aufrecht erhalten wurde. Seine

Sache schien so sehr eine römische, daß Gallienus kein Bedenken trug, auf Grund der in seinem Namen erfochtenen Siege einen Triumph über die Perser zu halten. Odenat hatte sich bereits zum König erklärt, zugleich mit seiner Gemahlin Zenobia. Gallienus erlaubte ihm — man kann es nicht bezweifeln —, den Titel eines Imperators, in welchem die Machthaber damals ihre Sicherheit sahen, zu führen; er hat den Odenat sogar zum Mitgenossen des Reiches angenommen. Und wie nun gegen die Perser, so verfocht Odenat auch gegen die Römer, die von Gallienus abgefallen waren, dessen Sache. Ein Sohn Macrians, Quietus, ist, nachdem Aureolus über Macrian gesiegt hatte, dem Odenat erlegen. Der vermeintlich wahre Imperator Odenat hielt sich berechtigt, dem Usurpator das Leben zu nehmen. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber behauptet, Odenat habe den Orient in gute Ordnung gebracht und würde die ganze Welt reformiert haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Dem Gallienus selbst bot es für die Unterwerfung des Occidents eine günstige Aussicht dar, daß sein großer Nebenbuhler Postumus im Aufstand seiner Truppen, denen er die Plünderung von Mainz nicht hatte gestatten wollen, getötet wurde. Es ließ sich denken, daß er, von Odenat im Orient und von Aureolus im Occident unterstützt, Herr und Meister im Reiche bleiben würde. Aber dem machte doch das allgemeine Getümmel der auf das Imperium gerichteten Ehrbegierde der Gewalthaber der Zeit ein unerwartetes Ende. Auch dem Odenatus erstand in einem seiner nächsten Verwandten ein Nebenbuhler, der sich selbst Imperator nannte. Von diesem ist Odenat in Emesa ermordet worden.

Nach dem Verlust des ergebenen Verbündeten dachte Gallienus den Krieg gegen die Perser selbst wieder aufzunehmen und ließ zu diesem Zweck einen namhaften Führer, Heraclianus, an der Spitze eines Heeres nach dem Orient vorrücken. Der aber fand an den bisher verbündet gewesenen Palmyrenern entschlossene Feinde und wurde aus dem Felde geschlagen: ein Ereignis, durch welches der Orient für den römischen Kaiser so gut wie verloren ging.

Zu derselben Zeit nahm der Krieg gegen die Goten eine unglückliche Wendung. Gallienus selbst erfocht einen Vorteil in Illyrien über einige Scharen derselben; der Krieg wurde dann von Martian, der den Oberbefehl bekam, mit zweifelhaftem Erfolge aufgenommen, worauf alle Goten ihre Waffen gegen die Römer richteten; auch die Alemannen wurden wieder unruhig, und nach dem Tode des Postumus erhoben sich andere unabhängige Gewalthaber in Gallien. Diese Widerwärtigkeiten, gegen die Gallienus an sich ohne Zweifel hätte Stand halten können, hatten aber noch eine andere Wirkung. Gallienus, der der Unterstützung des Senates entbehrte, besaß die persönlichen Eigenschaften nicht, durch welche er fähig geworden wäre, die mächtigen Führer, denen er seine Truppen anvertraute, in Pflicht zu halten. Zuerst haben sich, so viel man sieht, Aureolus, der das Beste für ihn gethan hatte und jetzt in Rhätien gegen die Alemannen kämpfte, und Heraclian, der aus dem Orient zurückkam, gegen ihn verbunden. Gallienus,

kriegsmutig wie er war, wandte sich gegen Aureolus, der selbst den Purpur genommen hatte und schon im Vordringen nach Italien begriffen war; er nötigte denselben durch eine Feldschlacht, sich nach Mailand zu werfen. Auch noch einige andere Heerführer gab es, die, an dem Aufstand des Aureolus nicht beteiligt, doch die Vernichtung desselben durch Gallienus nicht wünschten. Die unbedingte Gewalt, die ein Imperator auszuüben vermochte, regte ihre Besorgnisse für sich selber auf, wenn es Gallienus gelingen sollte, seine Gegner niederzuschlagen und Aureolus zu vernichten. Es waren besonders Aurelian, der einst von Valerian als der tapferste von allen bezeichnet worden war, und Claudius, der ebenfalls sein Emporkommen dem Valerian verdankte und sich in den letzten Kriegen gegen die Goten Verdienste erworben hatte. In ihnen repräsentierten sich eigentlich die Anhänger Valerians, die von Gallienus hintangesetzt wurden. Es gelang ihnen, Heraclian und Martian für sich zu gewinnen. Man kann nicht bezweifeln, daß sie in eine Beratung miteinander traten, in welcher beschlossen wurde, sich des Gallienus zu entledigen und einen von ihnen an dessen Stelle zu setzen, wozu sie Claudius bestimmten; denn durch Gallienus würde die Republik unter den Ergötzlichkeiten der Spiele, mit denen er das Volk vergnüge, zu Grunde gerichtet werden. Es erhellt nicht, ob sie mit dem Senat im voraus einverstanden waren; aber nach der Lage der Umstände konnten sie auf denselben zählen. Die imperatorische Gewalt in der Hand eines rücksichtslosen und grausamen Machthabers war allen unerträglich. Nochmals liest man hier das schon öfter dagewesene Geschichtchen, durch ein unter der Hand verbreitetes Verzeichnis der von ihm zum Tode Bestimmten seien eben diese angeregt worden, sich gegen ihn zu erheben. Wahrscheinlich ist das so wörtlich niemals vorgekommen; man will damit nur erklären, daß sich die von dem Inhaber der höchsten Gewalt trennten, die am meisten von ihm abzuhängen schienen. Das waren aber jetzt nicht die Diener des Palastes, sondern die Führer der Armee.

Noch hatte Gallienus von dem getroffenen Einverständnis keine Ahnung, als man ihm eine Annäherung der Truppen des Aureolus von der Stadt her meldete; er machte sich auf, um ihnen persönlich entgegenzugehen. Da aber ereilte ihn sein Geschick. Er stieß auf die Reiterei Aurelians, die ihm die gewohnten Ehrenbezeigungen verweigerte. In dem Tumult, der hierüber entsprang, ist Gallienus umgekommen. Man erzählt, er habe durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entrinnen gehofft; allein, von einem tiefen Graben aufgehalten, sei er erreicht und getötet worden.

Noch manche andere Erzählungen von seinem Tode waren verbreitet: wir können sie übergehen. Das Charakteristische des Ereignisses liegt darin, daß Aureolus nicht mit in dem Verständnis war; er mußte bei denen Frieden suchen, durch welche Gallienus umgebracht worden war; diese aber versagten ihm denselben. Denn nur aus ihrer Mitte konnte der neue Imperator hervorgehen. Der Senat, der Gallienus immer als seinen Feind betrachtet hatte, nahm den Neuernannten mit Freuden an; die einseitig imperialistischen

Tendenzen, welche Gallienus auch dem Senat gegenüber verfochten hatte, schienen damit beseitigt zu sein.

In welcher Lage aber befand sich das Reich in diesem Augenblick! Sie wird in den Worten ausgedrückt, mit denen der Senat den neuen Kaiser begrüßte. „Dich,“ so lauten sie, „haben wir uns zum Fürsten gewünscht, Dich oder einen, der Dir gleich ist: Claudius Augustus, rette uns vor Aureolus und den Palmyrenern; befreie uns von Zenobia und Victoria.“ In dem Lager des Aureolus wiederholte sich, was einst in dem Lager des Ämilian geschehen war: seine Truppen gingen zu dem in Rom anerkannten Imperator über, er selbst wurde getötet. Nicht sowohl in Aureolus lag die Gefahr, als in den anderen großen Feinden, den Persern, den Goten, den Alemannen. Aus den Münzen, die einige Siege über die Alemannen feiern, nimmt man wahr, daß der Krieg unaufhörlich fortdauerte. Claudius wandte sich zuerst gegen einen Einbruch der Goten. Wir haben ein Schreiben von ihm an den Senat, in welchem es heißt: „Erfahret die Wahrheit: 300 000 Barbaren haben einen Einbruch auf den römischen Grund und Boden gemacht. Wenn ich diese besiege, so werdet ihr mein Verdienst anerkennen; wenn ich sie nicht besiege, so werdet ihr euch erinnern, daß ich diesen Kampf nach vielen anderen Kämpfen, die noch Gallienus bestanden hat, und nach diesem selbst auf mich nehme. Die Republik ist ermüdet. Wir haben kaum Waffen mehr zum Schutz und zum Angriff. Die Streitkräfte von Spanien und Gallien hat Tetricus in seinen Händen, Zenobia beherrscht mit ihren Bogenschützen den Orient.“

Vierzehntes Kapitel.

Restauration und Reform unter Aurelian, Probus, Diocletian.

Man kann es nicht leugnen: unter dem Zusammenwirken innerer Verwirrungen und äußerer Mißerfolge war das römische Reich in eine wirkliche Gefahr geraten: das westliche Europa in den Händen eines Usurpators; der Orient größtenteils verloren; an den germanisch-sarmatischen Grenzen überall die sogenannten Barbaren im Übergewicht; Italien von den Alemannen unmittelbar bedroht, und dabei in Rom keine festbegründete centrale Gewalt. Der Begriff des Imperiums, der in den dreißig Tyrannen zu Tage kam, war, wenn wir so sagen dürfen, durch die Niederlage Galliens zum Siege gelangt.

Wenn nicht die Existenz des Reiches, so war doch die Weltstellung der Römer in hohem Grade zweifelhaft geworden. Darin aber lag, wenn wir uns zu einer allgemeinen Anschauung erheben, ein Moment für die Geschicke

der Welt überhaupt. Für die occidentalischen Länder wäre es verderblich geworden, wenn sie sich von Rom, welches das Centrum ihres Lebens war, losgerissen hätten. Hätten die lebenskräftigen Stämme, die am Rhein und an der Donau sich regten, keinen nachhaltigen Widerstand mehr gefunden, so würden sie vielleicht für das germanische Leben neuen Boden gewonnen, aber die Kulturwelt, ohne von ihr ergriffen zu sein, zersprengt haben. Der Orient würde der Herrschaft eines anderen politischen und religiösen Prinzips verfallen sein; die Achämenidenherrschaft hätte den Osten der Welt eingenommen, der cimbrisch-teutonische Schrecken würde im Westen erneuert worden sein. Noch war das Christentum nicht zu einer hinreichenden Konsistenz gelangt, um sich nach der einen oder der anderen Seite hin Geltung oder Einfluß zu verschaffen; unaufhörlich zunehmend, aber allenthalben bekämpft, vermehrte es vielmehr die allgemeine, in sich selbst gärende Verwirrung. Die christlichen Begräbnisstätten waren ein Kampfplatz der miteinander streitenden politischen Richtungen: in einem Cömeterium ist ein römischer Bischof erschlagen worden.

In dieser Krisis, welche die Resultate der Vergangenheit und die Aussichten für die Zukunft umfaßte, kam nun alles darauf an, ob wieder eine haltbare oberste Gewalt zu stande kommen würde, stark genug, um den inneren Frieden, welcher die Bedingung der Fortentwickelung war, aufrechtzuerhalten, die eingedrungenen feindseligen Elemente noch einmal auszustoßen und die alten Grenzen zu behaupten. Schon Claudius nahm einen Anlauf dazu, der einen glücklichen Erfolg hatte. Er war im Begriff, seine Waffen gegen die Nebenbuhler zu richten, die sein Imperium nicht anerkennen wollten, als die Nachricht von dem oben erwähnten Einbruche der Goten eintraf. Sie waren diesmal von dem Schwarzen Meere her durch den Bosporus nach den Küsten von Kleinasien und Europa vorgedrungen; ein Unfall, den sie bei der Seefahrt erlitten, hinderte sie nicht, ihre Fahrten nach Rhodus und selbst nach Kreta auszudehnen. Die mächtigste Schar aber, bei der auch Weiber und Kinder sich befanden, landete an den alten Stätten des Kampfes zwischen den Griechen und Macedoniern, bei Heraklea und Thessalonike, und wandte sich dann, da sie diese Orte nicht zu erobern vermochte, nach Macedonien und Mösien; sie schien es auf eine Germanisierung der Balkanländer abgesehen zu haben. Als nun diese Nachrichten in Rom erschollen, hat Claudius erklärt: ihm persönlich als Kaiser läge es näher, sich Galliens zu versichern, aber der Einbruch der Goten bedrohe und gefährde das Reich selber: denen müsse er entgegengehen. Dahin also dirigierte er die gesamte römische Macht. Claudius hatte, wie die angeführten Worte zeigen, einen vollkommenen Begriff von der Wichtigkeit und zugleich von der Gefahr seines Unternehmens. Eben solche Gefühle aber sind es, die nicht selten den großen Successen vorausgehen.

In Begleitung Aurelians traf Claudius bei Naissus (Nisch) mit den Goten zusammen. Man berichtet, auf dem Blachfelde seien die Goten, die sich in ihrer Weise wahrscheinlich mit einer Wagenburg gesichert hatten, den Römern überlegen gewesen: diesen aber sei es gelungen — denn sie waren

mit den Eingeborenen einverstanden —, den Feinden an einer Stelle, wo diese sie nicht erwarteten, beizukommen und sie so zu schlagen. Claudius machte eine Menge Gefangene, die dann als römische Sklaven das Land bebaut haben. Mancher römische Soldat schleppte zwei oder drei gotische Frauen als gute Beute davon. Claudius rühmt sich der Erfolge, die er auch zur See gehabt: er habe Tausende gotischer Schiffe vernichtet. Er erwarb sich das Verdienst um das römische Reich, eine gewaltsame Einwanderung der Germanen nochmals zurückzuweisen. Nur dies eine wissen wir von ihm, aber es genügt, um ihm ein großes Andenken zu sichern. Claudius bezahlte seine Handlung mit seinem Leben: infolge der Kriege selbst brach eine Pestilenz aus, der auch er — es war zu Sirmium — zu Anfang des Jahres 270 erlegen ist.

Mit diesem Todesfall trat nun die innere zugleich mit der äußeren Frage wieder hervor. Wäre es auf den Senat allein angekommen, so würde an die Stelle des Claudius, den man schmerzlich vermißte, der Bruder desselben, Quintillus, getreten sein. Er wurde wirklich als Augustus ausgerufen. Aber indes hatten die Legionen bereits eine andere Wahl getroffen. Mitten im Kampfe mit den in immer neuen Scharen herandringenden germanischen Völkerschaften richteten sie ihr Augenmerk auf einen Mann, der von allen Heerführern den meisten Ruf besaß und zugleich an den letzten Ereignissen entscheidenden Anteil genommen hatte. Es war Aurelian. Unter den Truppen führte er den Beinamen: „die Hand am Schwert". Soldatische Gesänge waren im Umlauf, die, obwohl scherzhaft, doch Bewunderung seiner Tapferkeit und Kraft atmeten. Er war von männlicher Schönheit und hoher Gestalt, der von Jugend auf nichts anderes gekannt hatte, als Waffenübungen, denen er sich selbst an festlichen Tagen hingab. Damit aber verband er den strengsten Sinn für Mannszucht und Gehorsam im Lager: die Zuchtlosigkeiten, welche begangen wurden, strafte er so nachdrücklich, daß sie dann nicht weiter vorkamen. Man hat ein Schreiben von ihm an einen Tribun, in welchem er demselben die schonungsloseste Ahndung auch anscheinend geringer Vergehungen der Soldaten, namentlich gegen Eingriffe in das Eigentum der Bevölkerung, anrät; denn nur dabei werde er selbst bestehen können. Bereichern müsse man sich von der Beute über den Feind, nicht mit den Thränen der Provinzialen. Dem Kaiser Valerian, der ihn ungemein hoch hielt, schien er doch darin zu weit zu gehen; denn eine solche Strenge sei nicht mehr an der Zeit. Allein in der Natur des Kriegshandwerks liegt es, daß der Soldat sich der Strenge, die er erfährt, unterwirft, wenn sie von Entschlossenheit und persönlichem Mut begleitet ist. Unter Claudius hatte Aurelian zu den Vorteilen, die man erfocht, das meiste beigetragen: nach dem Tode des Kaisers, der ihn selbst als den würdigsten, um ihm nachzufolgen, bezeichnet hatte, wurde er von den Legionen zum Imperator ausgerufen. Zunächst standen nun zwei Imperatoren einander entgegen: der eine aus der Wahl des Senats, der andere aus den Acclamationen des Heeres hervorgegangen. Zu einem Kampfe zwischen beiden kam es aber nicht. Im Gefühl, sich nicht behaupten und doch auch nicht als

Privatmann leben zu können, nachdem er das Imperium besessen, öffnet sich Quintillus die Adern.

Aurelian hat das Imperium, das ihm nunmehr unbestritten zufiel, nur fünf Jahre verwaltet. Aber seit Caracalla hat es keinen Imperator von größerer Thatkraft gegeben; und an Umsicht, die er mit Energie verband, war ihm vielleicht kein anderer seit Trajan zu vergleichen. Er verband mit großen Gedanken den Entschluß nnd die Geschicklichkeit, sie ins Werk zu setzen. Ein Denkmal von ihm ist der Überrest der Mauern, mit denen er Rom umgab und die seinen Namen tragen. Den Anlaß zu der Ummauerung gaben ohne Zweifel die äußeren Gefahren. Noch gefährlicher, als einst die Cimbern, wurden die Alemannen, welche, unaufgehalten durch die Brustwehr der Alpen, nach Italien vordrangen. Wir vernehmen, daß der römische Senat damals die sibyllinischen Bücher nachgeschlagen und, um den Schutz der Götter zu gewinnen, großartige Opfer veranstaltet habe, worauf dann auch die Feinde auf wunderbare Weise in Verwirrung geraten seien. Man erzählt dann von drei großen Schlachten, in welchen Aurelian den Sieg über sie davon trug. Diesen Besorgnissen mußte der Imperator, wenn er nicht selbst unaufhörlich aus seinen Bahnen herausgetrieben werden wollte, auf immer ein Ende machen. Noch war er nicht so ganz Meister, daß sein Wille das Gesetz für den Senat gewesen wäre. Nicht ohne Gewaltsamkeit unterdrückte Aurelian die ihm widerstrebenden Senatoren. Einige der vornehmsten, gegen die doch nur zweifelhafte Zeugnisse vorlagen, wurden hingerichtet; die übrigen, die an ihm festhielten, vereinigten sich mit ihm zu dem Beschlusse, die Stadt mit Mauern zu umgeben, was dann sofort ins Werk gesetzt wurde. Die aurelianischen Mauern fügten das Marsfeld, den Mons Pincius, das Thal der Egeria bis an die Antoninischen Thermen und den äußersten Mons Cälius dem bisherigen Umfang der Stadt hinzu. Dabei war sowohl auf den Wert dieser Stadtteile, als auf die Möglichkeit einer Befestigung gegen ernste Gefahr Rücksicht genommen. Die Mauern lehnten sich meist an Abhänge an, so daß sie nach außenhin beträchtlich höher erschienen. An der Außenseite der Mauer in ziemlich gleichen Entfernungen springen viereckige Türme hervor; mit besonderen Türmen waren die Thore versehen, in welche die Landstraßen einmündeten; von innen her war alles Nötige zu einer ungehinderten Verbindung und Kommunikation vorgesehen. Ohne Zweifel ein fortifikatorisches Werk von größtem Belang, welches die doppelte Bestimmung hatte, die Hauptstadt der Welt gegen äußere Angriffe und gegen innere Bewegungen sicher zu stellen. Auf diese Weise wurde Aurelian zugleich der Beschützer und der Meister von Rom. In der Stadt bebte alles vor seinem ungebändigten Willen; die Feinde, die Germanen, wurden zurückgedrängt durch den Schrecken der Waffen oder auch durch erneuerte Bündnisse gefesselt. Nicht viel minder bedeutende Rücksicht forderten die von der Donau her das Reich bedrohenden Gefahren. Aurelian nötigte die Juthungen, die wahrscheinlich die Überreste der Markomannen in sich schlossen, über die Donau zurückzugehen. Ein griechischer

Historiker hat Reden, die hiebei vor dem Tribunal Aurelians von beiden Seiten gewechselt worden seien, ausgearbeitet, denen die Ansicht zu Grunde liegt, daß die Juthungen die Subsidien, welche sie bisher bezogen, nicht aufgeben, die Römer aber ihnen dieselben nicht aufs neue zugestehen wollten. Um der Notwendigkeit zu entgehen, diese Grenzen entweder durch Geldzahlungen oder durch Verwendung ansehnlicher Streitkräfte zu sichern, griff Aurelian zu dem unerwarteten Ausweg, die Eroberungen Trajans jenseit der Donau dem halbnomadischen Völkerleben der Nachbarstämme, trotz der Siege, die man über sie erfochten hatte, zurückzugeben. Diese Landschaften waren schon gutenteils romanisiert, wie man aus der heutigen Landessprache ersieht, die sich von jenen Zeiten her erhalten hat. Die römischen Truppen wurden aus der Provinz abgeführt und der Name Dacien auf die Landstriche übertragen, in denen sie nun ihren Aufenthalt nahmen. Es war ein Verlust für das römische Reich; aber anders ließ sich den Angriffen der germanischen Völker in diesen Regionen nicht Einhalt thun. Wie Aurelian Rom befestigte, um es gegen die Bedrohungen der Alemannen sicher zu stellen, so beschloß er auch, dem Limes eine solche Gestalt zu geben, in welcher sich derselbe ohne stets erneuerte Feindseligkeiten behaupten ließ.

Infolge dieser Vorkehrungen, die ihm den Occident sicherten, konnte nun Aurelian seine Blicke nach dem Orient richten. Er konnte selbst die geübtesten seiner Truppen aus Mösien, Dalmatien, aus Noricum und Rhätien nach Asien führen, um die stolze Frau zu bekämpfen, die in diesem Augenblick von den persischen Grenzen bis nach Ägypten dominierte, die Fürstin von Palmyra, Zenobia. In dieser Frau begegnet uns noch einmal eine große Gestalt aus den hellenistisch-orientalischen Königreichen, welche Rom unterworfen hatte. Zenobia leitete ihr Geschlecht von den Ptolemäern in Ägypten, wie es scheint von der letzten Cleopatra, her: zu dem römischen Reiche verhielt sie sich ungefähr wie die baktrianischen Könige zu den seleucidischen. In ihr repräsentiert sich kein den Römern feindseliges Prinzip, wie in den Persern: Aurelian hat die Fürstin selbst gerühmt, daß sie gefährliche Nachbarn, wie die Araber, durch die Achtung, die sie ihnen einflößte, von den Grenzen des Reiches abgehalten habe. Nach dem Tode Odenats vermied sie alle imperialistischen Beziehungen, die dieser gepflegt hatte; sie sah ihre Ehre darin, sich als unabhängige Königin von Palmyra zu behaupten.

Sie war eine ägyptische Schönheit von dunkler Gesichtsfarbe, leuchtenden Augen, Zähnen wie Perlen, imposanter Gestalt. Von dem Temperament, das die Frauen liebenswürdig macht, war keine Spur in ihr. Sie war für die Regierung und für die Waffen geboren: sie trug den Helm, wenn sie bei den Truppen war, und hat wohl einmal ein paar Millien weit den Marsch derselben geteilt. Der Kultur der damaligen Welt stand sie nicht fern, wie man ja weiß, daß sie den Autor, der über das Erhabene geschrieben hat, Longinus, gewiß einen der besten Köpfe unter den damaligen Philosophen und Rhetoren, in ihre Nähe zog und sich seiner in den Geschäften bediente. Ihre Söhne

ließ sie lateinisch lernen: sie selbst vermied es, diese Sprache zu reden, aber sie verstand griechisch; am liebsten bediente sie sich der damaligen Landessprache Ägyptens. In der Geschichte der griechischen und der asiatischen Reiche war sie wohlbewandert: sie soll sogar historische Auszüge angefertigt haben. Die römische Geschichte kannte sie aus griechischen Autoren. Ägypten ihrer Dynastie zu unterwerfen, war ihr größter Ehrgeiz: sie hatte Verständnisse dort, und ihrem obersten Feldhauptmann, Zabdas, gelang es einmal, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Man hat eine Reihe alexandrinischer Münzen übrig, die sich auf diese Zeiten und Verhältnisse beziehen und aus denen man, so rätselhaft sie übrigens auch sind, doch soviel entnehmen kann, daß an eine Kombination der Herrschaft der Palmyrener mit der römischen gedacht worden ist. Der Sohn der Zenobia, Vaballathus, in dessen Namen sie regierte, erscheint auf denselben mit römischen Titeln; selbst als Konsular und Imperator wird er bezeichnet. Aber unmöglich konnten die Römer eine fremde Regierung in Ägypten dulden. Und sehr begreiflich ist es, wenn das römische Volk eben vor allem von Zenobia, welche sich in dem Lande festsetzte, von dem seine Lebensbedürfnisse vornehmlich kamen, befreit zu werden verlangte. Auch hat Claudius sofort sein Augenmerk dahin gerichtet. Wir erfahren, daß einer seiner Heerführer, der beauftragt war, das Meer von Seeräubern zu reinigen, die palmyrenische Besatzung vertrieb; in Ägypten war die Anhänglichkeit an Rom doch stärker, als die palmyrenische Partei. Die Erzählungen, die uns darüber aufbehalten sind, stimmen darin überein, daß die Ägypter die Herrschaft der Römer wiederherstellten. Die eingedrungenen römischen Mannschaften hatten jedoch große Verluste erlitten, und die Autorität der Römer wäre nicht unerschüttert geblieben, wenn Zenobia sich behauptete. Auch darum mußte Aurelian gegen sie zu Felde ziehen. Noch aber war Zenobia in Syrien und Vorderasien sehr angesehen und mächtig.

In Antiochien kam ihr die Autorität des beredten und reichen Bischofs, Paul von Samosata, zu statten. In den Irrungen, die über einige Grundbegriffe des christlichen Dogmas entstanden, hatte dieser Bischof durch Errichtung einer Sekte, die man als die monarchianische bezeichnete und deren vornehmster Begründer er war, eine umfassende geistlich-weltliche Stellung genommen. In dieser stand er der palmyrenischen Königin zur Seite. In Kleinasien, selbst in Bithynien hatte Zenobia, die dort den Einfällen der Goten begegnete, Parteigänger in Menge. Zuerst in diesen Außenwerken ihrer Macht griff Aurelian sie an. In Bithynien fielen die großen Städte ihm bei. In Antiochien wendete er sich an die dem Bischof widerstrebende Partei; obwohl auch er von allen Hinneigungen zum Christentum entfernt war, hat er es doch für ratsam gefunden, die italienischen Bischöfe aufzurufen, um das religiöse Ansehen zu zerstören, das Paul von Samosata gewonnen hatte. Sehr merkwürdig doch, daß ein Imperator von römischem Schrot und Korn mit Hülfe der lateinischen Kirche in die Irrungen der griechisch-christlichen Kirche eingegriffen hat. Eine römische und zugleich christlich-orthodoxe Partei bildete

sich, vor der Paul aus Antiochia weichen mußte. Dann kam es vor der Stadt zu einem Kampfe, bei welchem die Monarchianer und der Bischof unterlagen.

Nachdem Antiochia von Aurelian eingenommen war, verkündigte derselbe allen denen eine Amnestie, welche sich an Zenobia gehalten und jetzt den Ort geräumt hatten, so daß sie zurückkamen. Er konnte sich nun an Zenobia selbst wenden. Bei Emesa ist es dann zu einer entscheidenden Schlacht gekommen: die Palmyrener, deren Stärke in ihrer Reiterei und einem wohlbewaffneten Fußvolk bestand, wurden auf siebzigtausend Mann geschätzt. Die römische Reiterei blieb der asiatischen gegenüber anfangs im Nachteil. Wie in Italien die eingedrungenen Germanen durch Wunderzeichen in Verwirrung gebracht worden sein sollen, so erzählen die Römer, daß auch die Palmyrener durch sichtbare Einwirkung des Sonnengottes geschlagen worden seien. Der nüchterne Zosimus weiß nur davon, daß die aus Palästina herangezogenen Truppen mit Keulen bewaffnet waren in der ältesten Weise des Landes, vor deren Schlägen die Palmyrener durch ihre Schutzwaffen nicht gesichert werden konnten: sie erlagen der unerwarteten Angriffsweise, wodurch dann hauptsächlich der Sieg für die Römer entschieden wurde. Doch mag Aurelian an die göttliche Hülfe geglaubt haben. Seine Mutter war eine Priesterin des Sonnengottes gewesen und hatte ihm wohl damals seine künftige Größe geweissagt. Als er in Emesa einrückte, wo er mit Freuden empfangen wurde, brachte er dem Gott Elagabal seinen feierlichen Dank dar. Überhaupt zeigte er sich davon durchdrungen, daß das römische Reich unter dem unmittelbaren Schutze der Götter stehe. Zenobia wich nach ihrer Stadt in der Wüste zurück, die sie auf alle Weise befestigte, so daß Aurelian, der unverzüglich heranzog, wohl einen Augenblick davor zurückschrak, sie mit Sturm nehmen zu sollen. Er bot der Königin, wenn sie sich ergebe, Sicherheit für ihr Leben an. Aber gegen das Wort Ergebung bäumte sich ihr Selbstgefühl. Sei sie denn so ganz verlassen? Noch habe sie Freunde in den benachbarten Stämmen: diese würden ihr zu Hülfe kommen und Aurelian vor ihren Mauern zu Grunde richten. Zenobia bedachte nicht, daß die Ergebenheit ihrer Nachbarn eben von ihrer Furchtbarkeit, so lange sie noch unbesiegt war, herrührte; sie schlossen sich ebenso leicht den Römern an. Aurelian wußte sie zu befriedigen oder zu gewinnen und schnitt dann der Stadt alle Zufuhr ab. Der Mangel an Lebensmitteln war bald so groß, daß die streitbaren Männer, Zenobia in ihrer Mitte, sobald es möglich war, sich zu den Persern zu retten unternahmen. Allein wäre Zenobia wahrscheinlich nie entflohen; jetzt aber, auf den Rat ihrer Getreuen, suchte auch sie zu entkommen. Indem sie jedoch über den Euphrat gehen wollte, wurde sie eingeholt. Aurelian fragte sie, als sie vor ihn gebracht wurde, wie sie dazu gekommen sei, die römischen Kaiser zu verhöhnen. Der Königin von Palmyra wird ein Wort in den Mund gelegt, das ein eigentümliches Streiflicht in die Verhältnisse wirft. Sie soll gesagt haben, ihre Absicht sei gewesen, sich mit der Machthaberin in Gallien, Victoria, zu

vereinigen und so eine gemeinschaftliche Herrschaft zu errichten. Man wird dabei an das Vorhaben Odenats erinnert, im Osten und im Westen der Welt eine neue Ordnung der Dinge zu gründen. Die unbesiegte Gegnerin Galliens würde der Witwe Odenats, welche sich selbständiger aufstellte, als diese, die Hand gereicht haben. Phantasien seltsamer Art oder Schreckbilder, die aus der Lage der Dinge entsprangen. Zenobia selbst behielt Aurelian seinem Triumphe vor. Aber ein Schlachtopfer mußten der Kaiser und seine Soldaten haben. Die Ratgeber Zenobias, unter ihnen Longin, fielen ihrer Rache. Palmyra war sofort in die Hände der Sieger übergegangen. Es wurde aufs grausamste mißhandelt; doch trug Aurelian Sorge, den dabei eingenommenen und zerstörten Sonnentempel wiederherstellen zu lassen.

Unwillkürlich richten sich unsere Augen auf Victoria, welche zu unterwerfen nun Aurelian nach Gallien vorrückte.

Ihre Autorität hatte sie, so viel wir sehen, ihrem Sohne Victorinus zu verdanken, der, mit Postumus verbunden, zu einer großen Stellung in Gallien gelangt war. Man schreibt ihm Eigenschaften zu, welche nur die besten Imperatoren besessen haben; aber er war ausschweifend und erlag der Eifersucht eines Kriegsmannes, den er in seiner Frau beleidigt hatte. Der Nimbus der Gewalt ging von dem Sohne auf die Mutter über, die sich durch ihre Fürsorge den Namen einer Mutter des Heerlagers verschaffte. Sie rief zuerst ihren Enkel herbei, und da dieser, noch ein Knabe, ebenfalls erschlagen wurde, so trat sie mit einem tapferen Kriegsmann, einem Senator Tetricus, in Verbindung, der sich von ihr überreden ließ, den Purpur anzunehmen; es giebt Münzen, auf denen er als Imperator und Augustus gefeiert wird. Aber zwischen Victoria, welche noch die Autorität besaß, und einem Heere, das von ihr abhing, geriet Tetricus in eine für ihn selbst unerträgliche Lage.

Gegen den Besieger des Orients, Aurelian, der jetzt gegen ihn heranrückte, konnte sich Tetricus nicht behaupten. Nach den ersten Nachteilen forderte er Aurelian auf, ihn aus seiner elenden Lage zu befreien, und überlieferte sich demselben. Von Victoria hören wir dann nichts mehr.

Darin lag die Unterwerfung von Gallien, Britannien und Spanien. Aurelian hatte vollbracht, was der römische Senat bei der Erhebung des Claudius diesem zugerufen hatte. Die Einheit des Reiches war wiederhergestellt: ein Ereignis, das wohl eines Triumphes wert war, in welchem Tetricus und Zenobia zugleich aufgeführt wurden.

Der mit Hirschen bespannten kaiserlichen Quadriga folgte Zenobia: sie war mit Edelsteinen belastet, über deren Schwere sie sich beklagte; sie hat dann noch eine Zeit lang in der Nähe von Tibur gelebt. Daß auch Tetricus, Senator und Konsular wie er war, im Triumph aufgeführt wurde, beleidigte das Selbstgefühl des römischen Adels; Tetricus fühlte sich nicht beleidigt. So wie Aurelian keinen Anstoß nahm, ihm eine der wichtigsten Verwaltungsstellen anzuvertrauen — er machte ihn zum Korrektor der italienischen Provinzen —, so trug auch Tetricus kein Bedenken, dieselbe anzunehmen.

Indem nun aber Aurelian sich aufmachte, um den großen Krieg gegen Persien zu unternehmen, ein Gedanke, der schon für so viele römische Imperatoren verderblich geworden war, wurde er mitten auf seinem Wege in Mansio bei Byzanz in der Mitte seiner Truppen im Januar 275 umgebracht. So viel ich sehe, ist das deshalb geschehen, weil er den Gewaltthätigkeiten angesehener Führer gegen die Provinzialen mit größerer Energie begegnete, als man es gegen angesehene Militärs zu sehen gewohnt war. Ein Geheimschreiber, der an dem Raub, den man machte, selbst Anteil nahm, und dadurch in Verdacht geriet, soll dabei der Vermittler gewesen sein und die ganze Angelegenheit geleitet haben.

Der große Mann, der den Osten und Westen besiegt und den Einbrüchen der germanischen Nationen Schranken gezogen hatte, wurde deshalb ermordet, weil er die Provinzialen gegen die Räubereien der militärischen Befehlshaber durch deren Bestrafung sicher zu stellen den Anlauf nahm. Da nun Aurelian in seiner ganzen Haltung dem Senat seinen Willen auferlegt und ihn in der Sache des Tetricus ohne alle Rücksicht behandelt hatte — das Volk bezeichnete ihn als den Zuchtmeister des Senats —, so ist verständlich, daß die an der Ermordung Beteiligten sich an den Senat wandten und ihn baten, einen anderen Imperator zu wählen.

Auf den Vortrag des Konsuls von neuen Unruhen, die an den Grenzen ausgebrochen waren, wollte der Konsular Marcus Claudius Tacitus, dem es zustand, zuerst seine Meinung zu sagen, das Wort ergreifen, als die Versammlung durch einhelligen Zuruf ihn selbst als Augustus proklamierte. Tacitus machte die Einwendung, daß er kein Kriegsmann sei. Der Senat antwortete: nicht zum Soldaten werde er berufen, sondern zum Imperator; es schien den Senatoren möglich, das eine von dem anderen zu scheiden. Sie fühlten sich glücklich, daß sie ganz auf eigene Hand einen Imperator hatten ernennen können. Unter welchem Gesichtspunkt sie das ansahen, erkennt man aus den Anschreiben, in welchen sie das Ereignis den Provinzen und den großen Gemeinwesen ankündigten. Sie behaupten, daß in der Herstellung der Würde des Senats eine Bestätigung der allgemeinen Freiheit liege. Abwesende Senatoren werden eingeladen, zu den Sitzungen zurückzukommen, da der Senat jetzt nicht allein das Recht habe, den Imperator zu ernennen, sondern auch einige Befugnisse, die sonst der Imperator besessen, wiedererworben habe.

Niemand verbarg sich jedoch, wie viele Schwierigkeiten die Behauptung des Imperiums durch einen Mann der Civilgewalt haben müsse. Tacitus war am meisten von seiner Unzulänglichkeit überzeugt. Als er bei der Armee ankam, fand er so viele faktiöse Widerrede, daß er an Geist und Mut verfiel und in kurzem, wahrscheinlich doch eines natürlichen Todes, starb.

Nur ein sechsmonatliches Regiment war ihm beschieden gewesen. Die Welt ist ihm dennoch Dank schuldig geworden: er ordnete an, daß die Werke des Historikers Tacitus, von dem er abzustammen behauptete, in zahlreichen

Exemplaren vervielfältigt würden, — eine Anordnung, der wir wahrscheinlich die Erhaltung des größten Teiles derselben verdanken.

Bei seinem Tode schien es anfangs, als ob der alte Streit der Legionen wieder ausbrechen werde. Der Bruder des Verstorbenen, Florianus, dem dieser den Kampf gegen die Goten an der Palus Mäotis übertragen hatte, wurde von dem Heere, das unter ihm diente, zum Imperator ausgerufen und von den europäischen Legionen angenommen. Der ganze Westen, Gallien, Britannien, Spanien und das westliche Afrika, sah in Florianus seinen Imperator. Aber die orientalischen Legionen setzten sich ihm entgegen. Bei der ersten Nachricht von dem Tode des Tacitus und schon im Vorgefühl davon, daß in Italien eine andere Wahl getroffen werden könnte, riefen sie den namhaftesten der damaligen Feldobersten, Marcus Aurelius Probus, dem der Kaiser Tacitus die Statthalterschaft über den Orient anvertraut hatte, zum Imperator aus. Dieser Streit mußte vor allem ausgefochten werden.

Florianus verließ den Kriegsschauplatz, auf dem er stand, und wandte sich gegen Probus. Es war bei Tarsus, wo die beiden Heere zusammentrafen. Aber die Truppen des Florianus konnten die Hitze des asiatischen Himmels nicht aushalten: eine ansteckende Krankheit lähmte ihre Thatkraft, und obwohl noch einige Scharmützel von zweifelhaftem Ausgang vorfielen, so war doch das Übergewicht der Orientalen, die von den Krankheiten unberührt blieben, ein entschiedenes. Zwischen beiden Heeren kam es zu Berührungen, welche für Florian verderblich wurden. Man machte es ihm zum Vorwurf, daß sein Imperium doch nicht vom Senat anerkannt war. Der Gedanke der Erblichkeit, der dabei zu Grunde lag, wurde von beiden Seiten verworfen und Florian endlich in der Mitte seines Lagers von seinen eigenen Leuten ermordet.

So gelangte Probus in den faktischen Alleinbesitz der höchsten Gewalt. In derselben aber vom Senat anerkannt zu werden, hatte für ihn eine besondere Wichtigkeit, da der Occident eigentlich seinem Nebenbuhler gehuldigt hatte. Um das zu erreichen, mußte er ihn in der Machtstellung, die er nach dem Tode Aurelians erlangt hatte, anerkennen. In seinem Schreiben an den Senat bezeichnet er die Hoheit desselben als Majestät. Der Senat, sagt er, sei der Herr der Welt und werde es immer bleiben; er habe ganz recht gehabt, einen Imperator zu ernennen; es sei der Fehler Florians gewesen, daß er nach dem Tode des Tacitus den Ausspruch des Senats nicht erwartet habe: im Gegensatz gegen diesen Usurpator sei er, Probus, zum Imperator ausgerufen worden: der Senat möge jetzt über seine Würdigkeit entscheiden. Mehr konnte der Senat in der That nicht erwarten. Als der Brief von dem Konsul verlesen worden war, brach die Versammlung in eine einstimmige Acclamation aus: Probus Augustus, mögen die Götter Dich beschützen!

Durch dies Einverständnis aber trat nun in dem Verhältnis der höchsten Gewalten zu einander eine neue Wendung ein. Probus war es Ernst damit, in dem unaufhörlichen inneren Streite der Elemente des Gemeinwesens den

Senat als den festen Mittelpunkt, von dem alles abhänge, anzuerkennen. Er bestätigte demselben nicht allein die zuletzt von ihm in Anspruch genommenen Prärogativen, sondern er erweiterte sie noch. Der Senat sollte als oberste Appellationsinstanz anerkannt sein; er sollte auf die Verwaltung der Provinzen einen selbständigen Einfluß ausüben; hauptsächlich: die kaiserlichen Edikte sollten immer durch Senatskonsulte bestätigt werden müssen. Wenn jemals an eine konstitutionelle Auseinandersetzung zwischen Imperium und Senat gedacht worden ist, so ist es in diesem Moment geschehen. Der Senat blieb im Besitz der civilen Autorität, die selbst über die Edikte des Kaisers erhaben war; dem Kaiser lag es ob, an der Spitze der Legionen den Krieg zu führen.

Indem Probus dies unternahm, faßte er die Absicht, zugleich den fortwährenden Reibungen mit den Nachbarn, vor allem an den germanischen Grenzen, definitiv ein Ende zu machen. Aurelian hatte die römischen Eroberungen jenseit der Donau aufgegeben, um eine sichere Grundlage des Friedens zu schaffen. Damit läßt sich das vergleichen, was Probus nun an dem Limes zwischen Donau und Rhein ins Werk setzte, obwohl es einen ganz anderen Charakter trug.

Er nahm nicht allein das innerhalb des Limes gelegene Gebiet wieder ein, sondern dehnte die Herrschaft noch weiter aus; auch jenseit desselben errichtete er befestigte Kastelle, in die er Besatzungen legte. Grund und Boden ließ er in den Händen der dort angesiedelten Einwohner, aber unter der Bedingung, den Römern die Erträge ihres Ackerbaues und ihrer Viehzucht zu liefern; er empfing von ihnen Pferde für seine Reiterei und Ochsen, um den Acker auch in Gallien zu pflügen. Er überließ also die Feldmarken unter bestimmten Bedingungen den Germanen. Zugleich nahm er von ihnen Ergänzungstruppen in sein Heer auf, bis zu 16000 Mann, wobei er aber Fürsorge trug, daß die Siege, die er erfocht, nicht etwa der germanischen Hülfeleistung zugeschrieben wurden. Neun germanische Kleinkönige unterwarfen sich den Römern und erkannten den Senat an; aber sie verpflichteten sich, gegen auswärtige Feinde sich nicht eigenmächtig zu verteidigen, sondern immer die Hülfe der Römer zu erwarten. Es ist wie eine Art Lehnsystem in den ersten Grundzügen, durch welches die römische Herrschaft behauptet, aber doch die innere Bewegung der Germanen selbst nicht erstickt ward. In anderen Regionen ergriff Probus neue und weitaussehende Maßregeln, um das Übergewicht der Germanen an den Grenzen einzuschränken oder sogar zum Vorteil der Römer zu wenden. Am Niederrhein, eben da, wo sich früher die Chamaven und Angrivarier furchtbar gemacht hatten, und höher hinauf, wo früher die Sigambern saßen, erschienen jetzt die Franken mit ihren Wurfbeilen in räuberischen Streifzügen, wichen aber vor der ruhigen Abwehr des Probus zurück. Probus wies ihnen nicht etwa Sitze in Gallien an, was neue Unruhen veranlaßt haben würde; er pacifizierte sie dadurch, daß er Franken nach Britannien überführte und ihnen daselbst Landschaften

einräumte, wofür sie sich den Kaisern bei etwa entstehenden Empörungen treu erwiesen haben. So führte er eine Kolonie von Bastarnern nach Thracien. Ansiedelungen barbarischer Völker auf einem Boden, dessen Eigentum die Römer sich vorbehielten, und Verwendung derselben im Kriege gegen die einheimischen Nationalitäten geben seinen Unternehmungen ein Gepräge, dessen Bedeutung mehr in der folgenden Zeit zur Erscheinung kommen sollte, als in der damaligen.

In anderen Regionen schlug er, um die Macht des Reiches herzustellen, andere Wege ein.

Von Äthiopien her waren die Blemmyer in die Grenzen des römischen Reiches, die hier doch eigentlich keine anderen waren, als die des alten Pharaonenreiches, eingebrochen, begünstigt durch die mannigfachen Unruhen im Lande, und hatten sogar Städte desselben in Besitz genommen. Probus verjagte sie aus dem Gebiete, welches sie durchschwärmten, wie in Gallien die germanischen Scharen, und stellte die alten Grenzen wieder sicher. So bemeisterte er die Isaurer, durchzog deren Städte und umgab sie mit Kolonien von Veteranen, von denen er nur fürchtete, sie möchten sich von dem dort eingewohnten Räuberwesen selbst anstecken lassen. In Antiochia empfing er eine Botschaft der Perser, welche ihm Geschenke darbrachte, die ihn jedoch keineswegs befriedigten; denn der Wert derselben entspreche mit nichten dem Gebiete, das eigentlich den Römern gehöre. Damals hat er diese Darbringungen zurückgewiesen, später aber doch eine Abkunft mit den Persern getroffen, durch welche die Feindseligkeiten vermieden wurden. Denn darauf war sein Sinn gerichtet, an allen Grenzen dem Reiche den Frieden zurückzugeben. Er war mehr ein Pacifikator als ein Völkerbezwinger. Einzelne Empörungen mächtiger Heerführer sind auch unter ihm vorgekommen, im Orient wie im Occident; er hat sie ohne große Mühe niedergeworfen und die allgemeine Ruhe erhalten.

Wenn er das Reich überblickte, das ihm im Verein mit dem Senat gehorchte, so ist in ihm ein Gedanke von weitester Aussicht entsprungen. Er ließ vernehmen, es werde dahin kommen, daß die Republik keiner Truppen mehr bedürfe. Er meinte damit, daß die bürgerliche Autorität in dem gesamten Umkreis des römischen Gebietes anerkannt werden und überall Gehorsam finden werde. Er wollte die Legionen auf ihren Beruf zurückführen, eben nur Dienst zu leisten und nichts weiter.

Wie so ganz aber lief das Ideen zuwider, auf die das Imperium begründet war! Es war seit Cäsar die Herrschaft der Legionen, auf denen das Gemeinwesen beruhte. Diese war seit Septimius Severus eine unbeschränkte geworden. Die Bestätigung des von den Legionen aufgeworfenen Imperators war ein Anspruch des Senats, den er aber doch niemals in voller Autonomie zur Geltung zu bringen in den Stand kam. Die Idee des Probus war nun, den Senat im wahren Sinne des Wortes zur Centralmacht zu erheben und den Legionen die Autorität zu entreißen, welche sie

bisher zum größten Nachteil der Gesamtheit ausgeübt hatten. Die Pacifikation der Grenzen war ein Teil dieses Entwurfes: nicht allein die auswärtigen Feinde sollten dadurch abgewehrt, sondern die Legionen selbst auf den einfachen Beruf einer Kriegsmannschaft in einem wohlgeordneten Staate verwiesen werden.

Probus war ein Mann von Geist, Energie und Gesinnung; er nimmt in der Reihe der Imperatoren eine hervorragende Stellung ein — nicht jedoch in dem Sinne Aurelians, sondern eher in dem entgegengesetzten. Aurelian wollte den Krieg führen und zugleich seine Truppen zügeln; von dem Senat nahm er nur wenig Notiz. Wenn er nun dennoch in der Mitte seiner Truppen ermordet worden war, so verfuhr Probus auf eine ganz andere Weise: er suchte den Schwerpunkt der Politik wieder in den Senat zu verlegen, um den Truppen gegenüber einen Rückhalt zu haben. Aber die Stütze, auf die er sich lehnte, war sehr gebrechlich. Der Senat war viel zu schwach, als daß er noch einmal zu einer alles beherrschenden Autorität hätte emporsteigen können; er war beinahe vergessen in den Provinzen, wo man nichts als die imperatorische Gewalt kannte. Probus war ja nur an der Spitze der Legionen emporgekommen, der Macht, die er jetzt aufzulösen den Gedanken faßte. Er zog dadurch den Schlag, den er für alle seine Nachfolger unmöglich zu machen gedachte, auf sein eigenes Haupt.

Wenn seine Sinnesweise ihn veranlaßte, die Truppen, sobald kein militärischer Dienst zu leisten war, mit Agrikultur, neuen Pflanzungen, Landesverbesserungen zu beschäftigen, so entspricht dem die Erzählung, daß der Heerhaufen, der bei Sirmium stand, unzufrieden darüber, bei umfassenden Erdarbeiten verwendet zu werden, sich plötzlich empört und den Imperator, der von einem Turme her ihre Thätigkeit beaufsichtigte, umgebracht habe.

Die Wahrheit dieser Thatsache steht doch keineswegs außer Zweifel. Nach einer anderen, wie es scheint, glaubwürdigeren Erzählung riefen die Truppen in Noricum den Praefectus Praetorio Carus, der an ihrer Spitze stand, eigenmächtig und gegen dessen Willen zum Imperator aus und schlugen den Weg nach Italien ein, um sich der höchsten Autorität auch in Rom zu bemächtigen. Probus stellte dem empörten Heerführer einen anderen entgegen, aber auch dessen Truppen gingen zu Carus über. Darauf setzte sich Probus selbst in Bewegung; doch seine Truppen fielen von ihm ab, und er kam in dem Tumult um. Ich mache keinen Versuch, die beiden Erzählungen zu vereinigen: der Grundgedanke ist in beiden derselbe. Die Legionen wollten nicht durch öffentliche Arbeiten beschäftigt werden; sie wußten, daß die öffentliche Autorität auf ihrem Gehorsam beruhe: das Recht, den Imperator zu Zeiten abzusetzen und einen anderen zu ernennen, ließen sie sich nicht nehmen.

Die Dunkelheit, die über der Katastrophe des Probus schwebt, wird dadurch, ich weiß nicht ob verstärkt oder einigermaßen gehoben, daß der Friede mit Persien sich als unhaltbar erwies und die Feindseligkeiten an den Grenzen wieder ausbrachen. Die Überlieferung ist, daß Probus selbst diesen

Krieg habe unternehmen wollen, auf dem Wege dahin aber von seinen Soldaten, deren Mißvergnügen eben hiebei zum Ausbruch kam, ermordet worden sei. Nach dem einen oder dem anderen Bericht muß es als ein Akt der mißvergnügten Truppen betrachtet werden, wenn sie einen neuen Imperator erhoben, der dann sogleich seine Söhne, Carinus und Numerianus, zu Cäsaren ernannte.

Marcus Aurelius Carus unternahm nun, mit den Kräften des Occidents den Krieg im Orient zu führen. Er war von vornehmer Herkunft, aber von einfacher soldatischer Lebensweise. Man erzählt von ihm, daß er, wie einst Agesilaus, auf dem Grase sitzend und hartes Brot essend eine Gesandtschaft der Perser empfing. Durch das Vordringen seiner Truppen hat er in der That dem Übergewicht der Perser in Vorderasien ein Ende gemacht; der Enkel Schapurs, Vararam II., hielt sein eigenes Reich nur mit Mühe in Gehorsam. Carus warf die Perser aus Mesopotamien zurück und überschritt den Tigris; er eroberte Ktesiphon. Es gelang ihm, die durch die letzten Niederlagen herabgekommene Autorität von Rom in den streitigen Provinzen wiederherzustellen und auszudehnen.

Sein Unternehmen war für das römische Reich das wichtigste und dringendste, das an die Kriegszüge unter Marc Aurel anknüpfte. Aber die damaligen Eroberungen waren in dem Streit zwischen Septimius und Niger verloren gegangen; Caracalla war in dem Moment umgekommen, als er im Begriff war, sie wieder herbeizubringen; das Schicksal des Alexander Severus entschied sich dadurch, daß er es versuchen wollte, die Kräfte des Westens mit den östlichen zu verbinden. Erst Valerian war imstande, ein großes Heer nach dem Orient zu führen. Aber indessen war das Prinzip des Orients in den Sassaniden erst wieder zur Erscheinung gekommen; wie weit nun die Neuperser den Römern überlegen waren, bewies die Gefangennahme Valerians, deren Folgen seitdem die Weltverhältnisse bestimmten. Dies Unglück wieder gut zu machen, versuchte jetzt Carus; die occidentalischen Scharen waren ihm willig nach Mesopotamien gefolgt. Er schien dazu bestimmt zu sein, das Übergewicht der Römer über die Neuperser, die eben damals von manchen inneren Zwistigkeiten heimgesucht wurden, herzustellen. Da aber ist er, an einer Krankheit darniederliegend, unter einem Ungewitter, das man nicht furchtbar genug schildern kann, bei dem Zucken der Blitze umgekommen: man sagte, er sei vom Blitze erschlagen worden. Man hat dies damals dahin gedeutet, daß das Schicksal dem römischen Reiche eine unübersteigliche Grenze gesetzt habe: Carus habe den Versuch, dieselbe zu überschreiten, mit dem Tode büßen müssen. Für den Augenblick war nun weder der Angriff gegen die Perser fortzusetzen, noch auch eine Erwiderung desselben von seiten der Perser zu fürchten. Alles trat vor der Frage zurück, wie sich das Reich nach dem Verluste des Imperators in sich selbst gestalten werde.

Nochmals gelangte hiebei der vielleicht größte innere Widerspruch, den die Verfassung des Reiches in sich schloß, zur Erscheinung. Dieser bestand

darin, daß der Imperator, welcher der Eckstein der inneren Ordnung war und blieb, dennoch zugleich den äußeren Krieg bestehen mußte; es war die Bedingung seiner Existenz in den späteren Zeiten, in denen man sich verteidigen mußte, noch mehr als in den früheren, wo es nur auf Eroberungen ankam.

Der jüngere Sohn des Carus, Numerianus, welcher mit nach dem Orient gegangen war, übernahm in seiner Eigenschaft als Cäsar den Oberbefehl über die Truppen. Er hielt den Krieg für so gut wie beendigt und führte das Heer in langsamen Märschen an den Bosporus zurück.

Aber indessen hatten sich auf die Nachricht von dem Tode des Imperators innere Unruhen geregt; Carinus, der ältere Sohn des Carus, dem sein Vater den Schutz von Italien anvertraut hatte, war stark genug gewesen, den Aufstand, der sich in dem venetischen Gebiet erhoben hatte, zu überwältigen, und ging nun durch Mösien vorrückend seinem Bruder und dem aus dem Orient zurückkehrenden Heere entgegen. Aber Numerian war, von einem Augenübel ergriffen, überhaupt nicht imstande, ein Heer zu führen; und indem man nach ihm fragte, war er bereits nicht mehr. Man hatte zuletzt nur seine Leiche in einer Sänfte einhergetragen. Die Meinung verbreitete sich, er sei von seinem Schwiegervater, dem Präfectus Prätorio Arrius Aper, der in diesem Konflikte selbst nach dem Imperium strebte, ermordet worden. Das Heer, das doch die letzten großen Erfolge in Persien errungen hatte, war nicht gesonnen, sich das gefallen zu lassen. Die Befehlshaber der ersten und zweiten Klasse traten untereinander zusammen und beschlossen, einen neuen Imperator zu wählen. Sie ersahen sich dazu nicht gerade den tapfersten oder kriegsberühmtesten — denn darauf kam es jetzt nicht an —, sondern den klügsten, einsichtsvollsten. Es war Diocletian, damals der Führer der kaiserlichen Haustruppen. Durch allgemeine Acclamation zu dem Tribunal berufen, das durch den Tod des jungen Cäsars erledigt war, ließ er den Schwiegervater desselben unverweilt hinrichten, oder vielmehr, er tötete ihn selbst mit dem Schwerte, das er in der Hand trug: denn dieser sei der Urheber alles Übels.

Einen Unterschied gegen die Erhebung der früheren Imperatoren darf man wohl darin sehen, daß Diocletian nicht als Verderber seines Vorgängers den Thron bestieg, sondern als Rächer. Einen andern wird man darin zu erkennen haben, daß er nicht unter einer tumultuarischen Aufregung, sondern infolge eines förmlichen Beschlusses der Kriegsobersten an die Spitze des Heeres trat. Dieses Heer aber war dasselbe, welches einst im Gegensatz gegen Probus den Carus erhoben, also schon hierdurch sich von dem Senat und dessen Aspirationen auf eine allgemeine Herrschaft losgerissen hatte. Noch stellte sich ihm der Widerspruch des Carinus in den Weg. Zwischen den beiden Heeren ist es dann noch zu mehr als Einem Kampf gekommen, in welchem Carinus, bisweilen im Vorteil, endlich unterlag. Was dazu das meiste beitrug, war der Widerwille, den sich Carinus unter seinen eigenen Truppen zugezogen hatte. Sie waren durch die Vorteile, die er davon-

getragen hatte, selbst erschreckt; sie fürchteten seine Alleinherrschaft. Carinus ist durch einen Kriegstribun, den er persönlich beleidigt hatte, umgebracht worden.

So trat Cajus Aurelius Valerius Diocletianus an die Spitze der Legionen und des Reiches. Er war ein geborener Illyrier, aber von geringstem Stande; man wußte den Senator zu nennen, dessen Freigelassener er war; im Kriegsdienst hat er sich dann emporgearbeitet. Er hatte immer als der Freund seiner Freunde gegolten, was auch zu seiner Erhebung beigetragen haben mag. Schon das Altertum hat seine Vorliebe für prächtiges Auftreten davon hergeleitet, daß er eben von niedrigster Herkunft war; um so höher habe er äußere Auszeichnungen geschätzt; indem er sich Herr nannte, habe er sich dann als Vater bezeigt. Er lebte immer in großen Gedanken und Entwürfen; man bewundert die Beharrlichkeit, mit der er an denselben selbst dann festhielt, wenn sich in seiner Seele etwas dagegen regte. Bei ihrer Ausführung aber zeigte er sich so vorsichtig, daß man ihn wohl für furchtsam hielt. Eine unter den gegebenen Verhältnissen ruhig emporstrebende Natur, die den Hindernissen Rechnung trug, die sich dem Ehrgeiz entgegenstellten, diese aber mit Umsicht und Entschlossenheit überwand. Man begreift es, daß er weit davon entfernt war, die Anhänger der gestürzten Familie, besonders des Carinus, zu verfolgen; im Prinzip waren sie eigentlich alle miteinander verbunden. Die Idee, welche sie beseelte, konnte keine andere sein, als von den Kombinationen des Probus, gegen den sie sich empört hatten, zu abstrahieren. In Diocletian repräsentierte sich die ausschließende Autorität der Militärmacht, selbst mehr als in einem anderen der früheren Imperatoren. Die Gedanken des Septimius Severus und des Caracalla gelangten nun erst zu voller Verwirklichung. Dabei trat aber auch die andere Notwendigkeit hervor, welche Probus vor Augen gehabt hatte, der Autonomie der Legionen Einhalt zu thun und das Imperium auf eine Weise zu befestigen, daß es nicht jeden Augenblick durch einen Mordanfall bis in seine Grundfesten erschüttert werden konnte. Noch waren damals alle Grenzen in einer kriegerischen Bewegung, welche notwendig gedämpft werden mußte, und erfahrungsmäßig ließ sich nichts anderes erwarten, als daß der Heerführer, der dies vollbringen würde, dann auch sich an die Spitze des Imperiums zu stellen den Versuch machen werde. Um dies zu verhindern, faßte Diocletian den Gedanken, den Grenzkrieg, wo er ihn nicht selbst führen konnte, in die Hände einer Persönlichkeit zu legen, von der er keine Empörung zu fürchten hatte. Eine solche war sein Jugendfreund und Kampfgenosse Maximian, dem Diocletian an Kriegsruhm vielleicht nicht gewachsen war, zu dem er aber in dem Verhältnis geistiger Überlegenheit stand, welches, schon von der Natur gegeben, durch eine lebendigere Teilnahme an der Kultur begründet wird. Vor allem mußte Gallien, das durch einen allgemeinen Aufruhr der Eingeborenen, den man unter dem Namen der Empörung der Bagauden kennt, von Grund aus aufgewühlt war, pacifiziert werden. Diocletian beschloß, dies

Unternehmen dem alten Freunde anzuvertrauen, indem er ihm zugleich an der höchsten Gewalt eine unmittelbare Teilnahme zugestand. Er hat ihn, ohne darüber bei dem Senat anzufragen, zuerst zum Cäsar, dann zum Augustus erhoben. Seiner angeborenen Vorsicht hätte es jedoch nicht entsprochen, wenn er dem Reichsgenossen eine Autorität zugestanden hätte, die sich über sein Leben oder nur über die damaligen Verhältnisse hinaus hätte erstrecken können. Die Abkunft wurde getroffen, daß Maximian sofort seine Würde niederlegen solle, wenn Diocletian dasselbe thue; im Tempel des kapitolinischen Jupiter hat Maximian das beschworen: denn an den römischen Göttern hielten sie streng fest.

In die bisher fluktuierende höchste Gewalt kam dadurch eine gewisse Festigkeit. Die Autorität erhob sich, obwohl sie in zwei verschiedenen Oberhäuptern zur Erscheinung kam, doch zu einer einzigen; wir besitzen überaus zahlreiche Edikte, die im Namen der beiden Augusti erlassen worden sind.

Maximian, von dem wir versichert werden, er habe die Gemeinschaft, in die er mit Diocletian trat, nicht als eine Wohlthat, die er annahm, sondern als einen Dienst, den er diesem erwies, betrachtet, schritt mit aller Kraft an das ihm aufgetragene Werk.

Der Aufruhr der Bauern und Hirten in Gallien war von einer Erhebung germanischer Stämme am Rhein begleitet: ein Zusammentreffen, durch welches die römische Herrschaft im Occident bedroht war. Besonders ist Trier in Gefahr geraten; Maximian aber habe — sagt sein Panegyriker Mamertin — die Toga praetexta mit dem Panzer vertauscht, sein Tribunal und seine Sella curulis verlassen und sei zu Pferd gestiegen. Von den Germanen habe er die einen eben in dem Augenblicke, als sie von Hunger und ansteckenden Krankheiten heimgesucht gewesen, überwältigt, die anderen in offener Feldschlacht bezwungen; triumphierend sei er zurückgekommen und namentlich in Trier wie ein Gott empfangen worden. Die Beruhigung Galliens war bereits im Anfang des Jahres 287 als vollendet anzusehen.

Indessen war Diocletian im Orient thätig; vom Mai 286 bis zum August des Jahres hat er sich in Tiberias aufgehalten. Es ist, wenn nicht gewiß, doch sehr wahrscheinlich, daß es ihm damals gelang, einem jungen Arsaciden, Tiridates, seine Herstellung in Armenien zu verschaffen. Der durch mancherlei innere Unruhen beschäftigte Vararam II. sandte ihm bei seiner Annäherung an die Grenze Geschenke zu, mit denen er im Occident vielen Eindruck machte. Denn dahin mußte er sich unmittelbar begeben, um seinem Reichsgenossen im Kampfe mit den Alemannen beizustehen. Trotz der pacifikatorischen Einrichtungen des Probus war die römische Grenzmark, welche sonst der Pfahlgraben deckte, in Aufruhr geraten. Diocletian warf die Empörung nieder und erweiterte selbst den Limes. Er richtete Siegeszeichen in germanischen Landen auf; vom Oberrhein bis zum Donauübergang bei Günzburg wurde das ganze Gebiet den Römern wieder unterworfen, die römische Herrschaft längs der Marken und über dieselben hinaus wiederhergestellt.

Aus den Datierungen der Edikte ergiebt sich die auffallende Thatsache, daß sich Diocletian oft und anhaltend in Sirmium aufgehalten hat, welches damals fast seine vornehmste Residenz bildete. Illyrien war militärisch der Mittelpunkt seiner Thätigkeit; von da aus begab er sich zuweilen nach Thracien und Byzanz; besonders aber kam er seinem Reichsgenossen in der Pacifikation der germanischen Grenzen zu Hülfe.

In Bezug auf die geschichtliche Kunde sind wir auf einige Reliquien aus dieser Zeit angewiesen, die keineswegs rein historischer Natur sind, nicht einmal eigentlich biographischen, sondern panegyristischen Inhalts, aus denen wir aber — denn sie sind vollkommen gleichzeitig — nicht allein manche Thatsachen kennen lernen, die uns sonst unbekannt geblieben sein würden, sondern auch die Ansichten, die darüber in der Zeit sich bildeten.

Gleich in der ersten dieser Lobreden, die Mamertinus im Jahre 289 an den Imperator Maximian richtete, wird die Verbindung Diocletians mit Maximian, die, wie an dem Euphrat, so auch an der Donau, dem Rhein, dem Ocean Krieg führten, als ein göttliches Geschick gepriesen, durch welches die Instauration des Reiches herbeigeführt worden sei. Die Beinamen, welche die beiden Herrscher angenommen hatten, werden in diesem Sinne ausgelegt: Diocletian ist der Jupiter der Sage im Kampfe gegen die erdgeborenen Giganten; Maximian kommt demselben in diesem Kampfe zu Hülfe. Durch die Vereinigung des neuen Jupiter mit dem neuen Herkules werden die erdgeborenen feindlichen Mächte niedergeworfen. Ihnen gebührt dafür eine Verehrung, wie man sie den Göttern zollt, jedoch in Verbindung mit der Ehrfurcht vor dem heiligen Namen der Stadt. Das einzelne bleibt vielfach zweifelhaft; die allgemeine Anschauung ist, daß Maximian im Westen so viel geleistet, wie Diocletian im Osten. Die Überschwenglichkeiten des Panegyristen, der dabei an Scipio oder Alexander den Großen denkt, beweisen wenigstens so viel, daß durch die Gemeinschaft große Erfolge errungen worden sind. Man weiß von einer Zusammenkunft der beiden Helden, von denen der eine dem Orient, der andere dem Occident angehörte, und von ihrem brüderlichen Einvernehmen zu erzählen; der eine habe die Darbringungen, zu welchen sich die Perser herbeigelassen hatten, der andere die Spolien Germaniens vorgewiesen. In ihrer Vereinigung erscheint die höchste Gewalt, die als eine königliche bezeichnet wird; die beiden Augusti werden mit den beiden lacedämonischen Königen aus heraklidischem Stamm verglichen, jedoch mit der treffenden Einschränkung, daß einem jeden die volle Freiheit seiner Aktion vorbehalten geblieben sei. Denn eben dahin zielte das Wesen der Verfassung: auf die unbeschränkte Kriegsübung eines jeden und das Zusammenhalten beider. Der Panegyriker rühmt nicht allein ihre Einigkeit und die Freude, die ein jeder über die Siege des anderen empfinde, so daß sie alle Gebiete vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne beherrschen, sondern auch ihre Frömmigkeit. Überall restaurieren sie die Tempel, und die Völker erkennen, wie mächtig die Götter sein müssen, die von Männern wie diese verehrt

werden. Der eingeborenen Göttlichkeit der Imperatoren, ihrem Namen, wird es zugeschrieben, daß ausgebrochene epidemische Krankheiten aufhörten, verödete Landstriche die alte Fruchtbarkeit wieder erhalten haben, namentlich auch, daß die benachbarten Nationen, von denen man sonst Einfälle befürchten müsse, sich untereinander bekämpften. Die inneren Zwistigkeiten der Grenzvölker erscheinen als eine Bedingung des wiederhergestellten Übergewichts der Römer, die jedoch von anderen Seiten her lokale Gegenwirkungen erfuhren. Die nördliche See wurde unsicher; in Afrika empörten sich die Mauren und die Pentapoliten von Cyrenaika; in dem ägyptischen Alexandrien erdreistete sich ein Empörer, des Namens Achilles, die Abzeichen der Herrschaft anzunehmen. Wenn nun die beiden Augusti ihre Kräfte nach diesen Regionen zu wenden hatten, so durften sie doch die anderen Grenzgebiete nicht ohne Vorkehrungen gegen die kriegslustigen Nachbarn lassen. Zu diesem Zweck verstärkte sich ein jeder von ihnen durch einen Cäsar, um überall den Krieg mit einer persönlich eingreifenden Autorität führen zu können. Dem Maximian trat Constantius Chlorus zur Seite; zu seinem eigenen Cäsar für den Orient bestimmte Diocletian einen der streitbarsten Führer jener Zeit, den Cajus Galerius.

Welch ein Abstand von Probus, der alles vom Senat abhängig zu machen gedacht hatte! Diocletian ernannte einen Augustus und zwei Cäsaren, ohne den Senat zu fragen. Die vier Gewalthaber stellten sich als die höchste Reichsgewalt auf, nur in einer gewissen Rangabstufung als Augusti und Cäsaren. Sie traten untereinander in enge Familienverbindung, doch war diese nicht sowohl der Grund ihrer Allianz, welche vielmehr auf dem Ansehen beruhte, das ein jeder besaß, als der Ausdruck derselben. Die beiden neuen Cäsaren waren sehr verschieden voneinander: Cajus Galerius recht ein Abbild der Völkermischung der Balkanhalbinsel, der er angehörte. Seine Mutter war aus der transdanubischen Provinz, als dieselbe aufgegeben wurde, in das neue Dacien hinüber gewandert. Galerius schrieb seine Erzeugung dem Kriegsgotte selbst zu, — ein Mann, dessen Anblick mehr Schrecken als Verehrung einflößte. Flavius Constantius Chlorus stammte aus einer vornehmen römischen Familie; seine Mutter war eine Nichte des Kaisers Claudius, dessen Erhebung und frühes Ende wir erzählten; er hatte sich die griechisch-römische Bildung seiner Zeit in vollem Umfang zu eigen gemacht.

Einer seiner obersten Beamten war ein Grieche, Eumenius, sein vertrauter Geheimschreiber und zugleich mit der Beaufsichtigung des Schulwesens in Lugdunensis prima beauftragt. Er gehörte also der wissenschaftlich gebildeten Klasse an, die eben in Gallien in großer Aufnahme war. Dieser Eumenius selbst hat nun an Constantius Chlorus im Jahre 296 einen Panegyrikus gerichtet, der ein hohes kulturgeschichtliches Interesse hat. Er schreibt dem Constantius die Überzeugung zu, daß die vornehmsten Tugenden auf Wissenschaft beruhen: Enthaltsamkeit, Bescheidenheit und Geduld; der Cäsar erachte

es für seine Pflicht, nicht weniger für die Redekunst zu sorgen, als für gutes Verhalten überhaupt. Constantius hatte eine Schule in Augustodunum eingerichtet, um die jungen Gallier, vornehmlich die, die sich seinem Dienste widmeten, zu unterrichten. Es war dabei auf die Pflege eines das römische Gesamtreich umfassenden patriotischen Gefühls abgesehen. In dem Porticus sah man eine Landkarte, wahrscheinlich eine nach den Zeitumständen erweiterte Kopie der von Agrippa zuerst in Rom auf einer Wand eines Porticus aufgestellten Erdkarte, mit Bezeichnung aller Nationen, an welcher man die damaligen Unternehmungen der Römer sich veranschaulichen konnte: die Unterwerfung des Aufruhrs in Ägypten durch Diocletian, die Niederschmetterung der maurischen Scharen durch Maximian, die Abwehr der persischen Pfeile durch Galerius, oder die Erfolge des Constantius in Batavien und Britannien, die ihr Haupt wieder über die Fluten erheben. „Es ist ein Vergnügen, den Erdkreis zu überschauen, in dem nichts fremdes mehr zu erblicken ist.“ Worüber sich Eumenius am kürzesten faßt, das Verdienst des Constantius selbst um Gallien, ist wohl überhaupt die wichtigste Handlung der Zeit im Occident.

Seit mehr als einem Jahrzehnt hatte sich Carausius der Herrschaft auf der See bemächtigt; er verband zuerst barbarische Kräfte mit einer Unabhängigkeit von den Römern, denen er angehört hatte, und entfremdete diesen Britannien. Carausius war der vornehmste Gegner, man möchte fast sagen, Nebenbuhler der Imperatoren. Ausgezeichnet durch Thaten der Tapferkeit in Gallien und zugleich seekundig, ein geborener Menapier, war er aufgestellt worden, um den beginnenden Seefahrten der nördlichen Germanen Einhalt zu thun, ward aber beschuldigt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben; er teilte mit ihnen ihren Seeraub, statt ihn abzuliefern. Und dabei bezeichnete er sich als den Bruder der beiden Augusti. Eine Zeitlang ist er von diesen anerkannt worden — eine der denkwürdigsten internationalen Erscheinungen: ein mit den Barbaren verbündeter Römer, der doch die beiden Elemente wieder voneinander trennte und eine Seemacht besaß, die ihre Wirksamkeit tief in das Land hinein erstreckte. Wie in den Einrichtungen des Probus, so darf man auch in dieser Aufstellung des Carausius gleichsam ein Vorspiel dessen sehen, was in den späteren Jahrhunderten die größten Folgen gehabt hat: die Erweckung germanischer Streitkräfte dort zu Lande wie zur See unter römischen Impulsen. Die hauptsächlichste Aufgabe des Constantius Chlorus war es nun, hier die Autorität von Rom wiederherzustellen. Am berühmtesten machte er sich durch die Eroberung von Gessoriacum, dem Mittelpunkt der Macht des Carausius.

Leider kann man aus den Phrasen des Eumenius die einfache Wahrheit der Thasachen kaum ermitteln — genug, dem Constantius gelang es, die Franken in Batavien zu besiegen, das Meer von den Seeräubern zu reinigen und dann die Macht des Imperiums in Britannien, das zehn Jahre unabhängig geblieben war, wiederherzustellen.

Im Orient wurden gleiche und noch glänzendere Vorteile errungen. Nachdem die inneren Unruhen in Persien beigelegt worden, erhob sich der Fürst, der aus denselben hevorging, Narses, aufs neue zu dem Vorhaben, den gesamten Orient den Persern zu unterwerfen. Bei seinem ersten Vorrücken schlug er die Römer, welche Galerius anführte, glücklich aus dem Felde, in der Nähe des unheilvollen Schlachtfeldes von Carrhä. Diocletian mußte, wie die Römer schon so oft, für die Fortdauer der Herrschaft fürchten. Die asiatischen Streitkräfte reichten nicht hin, diesen Sturm zu bestehen. Aber Galerius, durch den Schimpf, den er erlitten hatte und den ihn sein Augustus auf das stärkste empfinden ließ, aufgebracht, zugleich ein Kriegsmann von natürlichem Beruf sowie Erfahrung, brachte in den ihm besonders anvertrauten Provinzen Mösien und Dacien eine Streitmacht, zu der auch Goten gehörten, zusammen und drang damit durch die armenischen Gebirge nach Persien vor. Er war jetzt ganz bei der Sache; mit ein paar Begleitern ritt er selbst auf Kundschaft aus. Der vornehmste Vorteil lag für ihn darin, daß er diesmal nicht in der Ebene, wo die persische Reiterei die Oberhand behielt, sondern in den Gebirgen den Feind angriff, der dort durch seine Anzahl und das Gepäck, das er mit sich führte, selbst in Unordnung geriet. Die römischen Legionen und ihre Hülfsvölker erfochten einen vollständigen Sieg; das Feldlager des Narses, seine Frauen, sein Schatz, überhaupt eine Beute von unermeßlichem Wert fielen in die Hände der Römer. Jetzt gelang es ihnen, das seit jener Niederlage des Crassus zuweilen erneuerte, aber immer wieder im Kriege gegen die Parther verlorene Übergewicht im Kampfe gegen die bei weitem stärkeren Neuperser wiederherzustellen. Narses, der entkam, überließ den Römern abermals Armenien, trat ihnen Mesopotamien ab, außerdem auch noch fünf Distrikte jenseit des Tigris. So gelangte die Regierung des Diocletian im Occident und Orient zu den größten Erfolgen. Das südliche Schottland auf der einen, Kurdistan auf der anderen Seite gerieten unter die Botmäßigkeit der Römer.

Daran knüpfte sich nun aber eine universale Umwandlung der alten Verfassung. Die prätorischen Kohorten, die nach der Einrichtung des Septimius Severus gleichsam einen Ausschuß aller Legionen bildeten, konnten nicht länger bestehen, nachdem sich die Heerführung in einzelne Hauptquartiere, die miteinander in keinem direkten Zusammenhang standen, aufgelöst hatte. An Stelle der Kohorten, welche ansehnlich verringert wurden, finden wir eine oder die andere Legion, durch den Beinamen der Herkulier oder Jovier ausgezeichnet. Es ist nicht unrichtig, wenn ein unterrichteter Autor sagt, der Hauptstadt seien dadurch gleichsam ihre Arme abgehauen worden. Aber das war eben der Sinn des Systems, einer Centralmacht, wie sie sich bisher in Rom erhalten hatte, keinen Raum mehr zu lassen. So wurden auch die Provinzen in ihrer bisherigen Bedeutung nicht mehr aufrecht erhalten. Überall wurden kleinere Verwaltungsbezirke mit dem Namen Provinzen gebildet, deren Zahl dadurch um mehr als die Hälfte wuchs, die aber dann wieder in Diö-

cesen von größerem Umfang vereinigt wurden. Alle landschaftlichen Verhältnisse wurden demgemäß umgestaltet. Die vier großen Gebiete der Augusti und Cäsaren wurden als militärisch-politische Einheiten betrachtet. Italien, das unter Maximian mit Afrika vereinigt war, mußte nun den Aufwand bestreiten helfen, den die dortigen Kriege machten. Es wurde der Grundsteuer unterworfen, und wenn Rom bisher in Bezug auf die Lieferungen Exemtionen genossen hatte, so hörten auch diese auf. In kurzem wollte man bemerken, daß jedes von den vier Gebieten ebenso vieler Truppen bedürfe, wie früher das gesamte Reich, so daß dann auch jedes ebenso viel Auflagen zu zahlen hatte, wie früher die Gesamtheit. Um diese aufzubringen, wurde die gesamte Administration verändert. Die kleinen Bezirke erforderten eine entsprechende Vermehrung der Beamten, die es nun ihr vornehmstes Geschäft sein ließen, die Bedürfnisse des Militärstandes zu befriedigen. Zu diesem Zwecke hat Diocletian auch das Münzwesen reguliert. Er stellte die finanzielle Ordnung her und hielt darüber, daß sie aufrecht erhalten wurde. Den Präsides der Provinzen wurden auch gerichtliche Befugnisse eingeräumt, welche über die den alten Judices zustehenden hinausgingen. In der Hand der Vorsteher der Provinzen vereinigte sich Untersuchung und Rechtsprechung.

Nicht alles, was in den Notizen über die Reichsverfassung, die auf uns gekommen sind, enthalten ist, darf auf Diocletian zurückbezogen werden. Aber kein Zweifel ist, daß er den Grund derselben gelegt hat. Was er anordnete, war nicht vorübergehend; es bezeichnete eine neue Gestalt der öffentlichen Dinge. Man scheut sich fast, von einer Monarchie zu sprechen, da die Gewalt unter vier Oberhäupter geteilt war; aber so verhält es sich doch: der monarchische Gedanke in Bezug auf die inneren Verhältnisse machte sich in den verschiedenen Gebieten zugleich geltend. An Stelle der Vorrechte der römischen Bürger, der mit der Prärogative des Senats zusammenhängenden administrativen Einrichtungen erscheint eine Gesamtheit, die auf dem Begriff der allgemeinen Gleichheit und der allgemeinen Pflicht, zur Verteidigung beizutragen, beruht. Die Stufenfolge der Beamten, die durch Prädikate, welche der einem jeden zuerteilten Würde entsprechen, unterschieden wurden, bildete, sozusagen, eine politische Hierarchie, von der alles abhing, an deren Spitze der Begründer der neuen Dinge, Diocletian, die leitende Gewalt ausübte; denn die Cäsaren standen ihm nicht gleich, und Maximian hing von ihm ab. Diocletian ging nun auch zu einem an die orientalischen Gewohnheiten anknüpfenden Ceremoniell über.

Was schon unter Alexander dem Großen die Verschmelzung der beiden Elemente verhindert hatte, die Verschiedenheit der dem Oberhaupte dargebrachten Verehrung, trat jetzt erst in voller Wirksamkeit hervor. Die Salutation in griechischer und römischer Weise wurde in Adoration nach dem Muster der persischen Könige verwandelt. Nichts war für Cäsar verderblicher gewesen, als die Andeutung, er könne das Diadem wenigstens außerhalb

Roms zu führen in den Fall kommen. Eben das setzte nun aber Diocletian, der keine Rücksicht auf die Hauptstadt nahm und zu nehmen brauchte, eigenmächtig ins Werk; er trug das breite Stirnband, welches die Herrschaft bedeutete. Das römische Reich hatte seinen Mittelpunkt nicht mehr in Rom. Über den Trümmern der nicht mehr haltbaren griechisch-römischen Einrichtungen erhob sich ein neues Gebäude der Administration, des Krieges, der Justiz, dessen Kraft in einer Centralgewalt gesammelt war und sich nun von oben her durch alle Bezirke der neuen Verwaltung ergoß: ein mächtiger politisch-militärischer Körper.

Aber eine große Association im Reiche gab es, die sich der neuen, auf das Zusammenfassen aller Kräfte behufs eines Kampfes gegen die Nachbarn berechneten Ordnung der Dinge nicht fügte, noch fügen konnte. Es war die christliche Kirche, die unter all den Widerwärtigkeiten, die sie erduldet hatte, nur stärker angewachsen war. Das römische Recht war durch die Cäsaren zu allgemeiner Geltung gelangt und schloß sich der Idee ihrer Macht an; die christliche Kirche widerstrebte derselben.

Denn noch immer nicht war in dem römischen Reiche die Veränderung eingetreten, die Justinus Martyr gefordert hatte. Der Begriff der höchsten Gewalt war unter all den eingetretenen Schwankungen doch nicht dahin verändert worden, daß für eine abweichende Religionsmeinung ein freier Raum geschaffen worden wäre. Vielmehr trat eben in diesen Zeiten der Punkt, in dem sie einander widersprachen, stärker als je hervor.

Schon über die Verfolgungen unter Valerian finden wir in einem Briefe des Bischofs Dionysius, sie seien dadurch veranlaßt worden, daß die Christen die Beschwörungsformeln, welche man nach dem alten Ritus vollzog, perhorreszierten; durch ihren Widerspruch aber sei dann geschehen, daß die Ceremonien überhaupt unwirksam blieben. Ein ähnliches Motiv trat jetzt unter Diocletian ein, unter welchem der persische Krieg einige Jahre hindurch das Verhältnis war, welches die Thätigkeit des Gesamtreiches am meisten provozierte; den immer wiederholten Unternehmungen der Sassaniden in Asien glaubte man nur durch eine strenge Beobachtung altrömischer Gebräuche begegnen zu können. Formeln und Ceremonien, denen man eine geheimnisvolle Wirkung zuschrieb, waren dabei unumgänglich. Daß nun die Christen dem widersprachen, wurde als Verbrechen betrachtet. Einst, als Diocletian aus den Eingeweiden der Opfertiere die Zukunft erforschen wollte, kamen die Wahrzeichen nicht zum Vorschein, so oft auch die Opfer wiederholt wurden. Der Meister der Haruspices, der den altetruskischen Namen Tages führte, erklärte endlich, das rühre daher, weil bei dem Opfer ungläubige Menschen zugegen seien. Diesen Vorwurf nahmen die Christen mit einer gewissen Freudigkeit an; ein christlicher Autor versichert, die anwesenden Christen hätten mit dem Zeichen des Kreuzes die Dämonen verscheucht. Er läßt es zweifelhaft, ob Tages das Zeichen des Kreuzes gesehen habe oder nicht. Darin liegt der Anlaß einer ebenso tief eingreifenden, wie umfassenden Zwietracht, daß der

Götterdienst, an den sich die Hoffnung eines siegreichen Feldzuges nun einmal knüpfte, in Gegenwart der Christen nicht mehr realisiert werden konnte. Es ist der Aberglaube der Haruspices, der den Anlaß zu den Verfolgungen gab. Die Religion der Legionen und der Imperatoren gründete sich auf jene Eingeweideschau, welche in dem zweiten und dritten Jahrhundert eine in das ganze Leben eingreifende Wirksamkeit ausübte. Und so war es wirklich ein Ereignis von hoher religiös-politischer Bedeutung, daß die Christen sich dem opponierten. Der Kreis, in welchen die Vorstellungen der alten Welt über das Verhältnis des Göttlichen zu dem Menschlichen durch den Naturdienst gebannt worden waren, wurde damit durchbrochen, was dann auch auf die Idee der höchsten Gewalten Bezug hatte: denn eben auf diesen Gebräuchen und Vorstellungen beruhte die Anerkennung des Imperators.

Durch diesen gar nicht mehr auszugleichenden Konflikt wurde nun Diocletian, der überall die Mittel anwandte, durch welche er zu seinem Zwecke zu gelangen hoffte, bewogen, jene drei Edikte zu erlassen, die ihm den Ruf des gefährlichsten aller Christenverfolger zugezogen haben. Er befahl, die Kirchen niederzureißen, die heiligen Schriften zu verbrennen; die Christen sollten keiner Würde noch Ehre fähig sein; sie sollten die Rechte römischer Bürger verlieren und die Freigelassenen ihrer Freiheit verlustig gehen. Die Vorsteher der Kirchen sollten eingesperrt werden und ihre Freiheit nur dann wiedererlangen, wenn sie opfern würden. Endlich folgte ein noch umfassenderes Gesetz, nach welchem die Christen allenthalben, Stadt für Stadt, zum Opfern gezwungen werden sollten. Todesstrafe ist darin nicht verhängt; soweit wollte Diocletian nicht gehen; er meinte, die Christen durch die strengen Verordnungen, die er erließ, zum Abfall von ihrer Religion zu zwingen. Wir werden versichert, daß die von den Beamten verhängten Strafen noch qualvoller gewesen seien, als der Tod. Alle die neuen, erst vor kurzem geschaffenen Beamten wetteiferten, die einen aus Dienstbeflissenheit, um immer höher zu steigen, die anderen aus Furcht, um nicht selbst gestraft zu werden, das Edikt auszuführen. Die christlichen Kirchen — wie man damals noch sagte, Konventikel — wurden zerstört, mit ihnen zuweilen ganze Ortschaften. Was im einzelnen nicht immer ohne Übertreibung gemeldet wird, bezieht sich auf Palästina, Asien und Illyricum, die Gebiete des Galerius, der den vornehmsten Antrieb zu allem gegeben haben soll, und des Diocletian selbst. Auch Maximian und Constantius waren aufgefordert worden, die Edikte zu vollziehen, obwohl man sie bei deren Erlaß nicht gefragt hatte. Maximian fügte sich, Constantius aber war ein wirklicher Freund der Christen; bei ihm hatten sie, selbst wenn sie anderwärts verfolgt wurden, einen sicheren Rückhalt gefunden: nicht als ob er ein Christ gewesen wäre, aber er gehörte der gebildeten Klasse an, welche die wilden Götzendienste verabscheute und dem Monotheismus huldigte. Um den Edikten Diocletians nicht geradezu zu widerstreben, ließ er die kirchlichen Gebäude zerstören; die Menschen aber, wie der christliche Autor sagt, die eigentlichen Tempel Gottes, schonte er.

In diesem doch immer sehr gewaltsamen Zustande trat in Diocletian eine Verstimmung ein, welche eine Abnahme seiner Energie im Gefolge hatte. Er fühlte sich so wenig sicher wie seine Vorgänger; er soll einer Verschwörung von Christen und Eunuchen auf die Spur gekommen sein.

Noch einmal kehrte er nach Rom zurück; das römische Volk hatte das Vergnügen, einen orientalischen Triumphzug nach dem Kapitol führen zu sehen, bei dem die Bilder der Frauen und der Kinder des Narses und der ihnen entrissene Schmuck auf Tragbahren vorgeführt wurden. Aber hiebei trat doch auch der Widerspruch der alten Zustände mit den neuen hervor. Diocletian empfand es als eine Beleidigung, wenn das römische Volk Beweise davon gab, daß es seine alte Freiheit noch nicht vergessen hatte. Mißvergnügt verließ er Rom, ohne auch nur das Konsulat, das ihm für das Jahr 304 votiert war, daselbst antreten zu wollen. Auf der langen unbequemen Reise ward er von einer Krankheit ergriffen, sodaß er, in seine eigene Hauptstadt Nikomedien zurückgekommen, sich von aller Gesellschaft zurückzog; man meinte bisweilen, er sei schon tot. Diesen Zustand wollte Galerius, der doch eigentlich die großen Siege gegen die Perser erfochten hatte, nicht ertragen; er war mit der Stellung als Cäsar nicht mehr zufrieden; er war durchdrungen von dem alten Ehrgeiz der römischen Heerführer, der in ihm den getroffenen Einrichtungen gemäß nur in etwas veränderter Form erschien. Wenn Briefe anlangten, auf denen er als Cäsar bezeichnet wurde, so hat man ihn ausrufen hören: „Wie lange noch Cäsar?" Mit Maximian geriet er in offene Feindseligkeit und drohte ihm mit bürgerlichem Krieg. Die Unthätigkeit seines eigenen Augustus, Diocletian, veranlaßte ihn, sich in Person nach Nikomedien zu begeben, wo es ihm dann wirklich gelang, denselben zur Abdankung zu bewegen.

Auf einer Anhöhe bei Nikomedien versammelten sich die anwesenden Truppen; Diocletian sprach aus, daß er unfähig sei, das Reich ferner zu verwalten; er ernannte Galerius zum Augustus. Wenn man sich nun erinnert, daß auch die Herrschaft des Maximian von einem solchen Entschlusse des Mitgenossen abhing, so war auch für diesen die Abdankung eine Notwendigkeit, wie sie denn auch in derselben Zeit erfolgt ist. Aber Galerius wollte nicht allein Augustus sein; er wollte Cäsaren neben sich haben, die dann zugleich auf jener Anhöhe ernannt wurden, Maximinus und Severus. Überlegt man sich alles, so lag darin eine Veränderung in der Regierungsform und den herrschenden Persönlichkeiten, die einer Umwälzung gleichkam. An und für sich ließ die von Diocletian kombinierte Verfassung nicht auf langen Bestand rechnen. Eine gemeinschaftliche Regierung zweier Augusti und zweier Cäsaren war eine treffliche Auskunft für den Moment, aber für ein ruhiges Bestehen bot sie doch keine Bürgschaft dar. Denn wenn sich vier Mittelpunkte der Gewalt bildeten, so konnte nicht fehlen, daß bei dem einen oder dem andern Tendenzen hervortraten, die dem allgemeinen Interesse entgegenliefen; die Regierungen waren in gewisser Art unabhängig voneinander, aber doch

aufeinander angewiesen. Und wie schwer war es, wenn in einem der Teile eine Veränderung stattfand, daß dieselbe auch in den anderen Anerkennung finden würde.

Die Abdankung in Nikomedien mochte insofern heilsam für den Orient sein, als sie die höchste Autorität wieder in feste Hände brachte. Infolge der ersten Vereinbarung Diocletians mit Maximian erreichte sie aber auch den Occident. Maximian konnte sich nicht weigern, nach dem Beispiele Diocletians ebenfalls zu abdizieren. Da kam nun das Meiste auf Constantius Chlorus an, der immer selbständige Gesinnung bewährt und eine Stellung von eigentümlicher Bedeutung erlangt hatte. Wie Galerius im Osten, so hatte Constantius im Westen die Macht des Reiches behauptet, und wenn Diocletian und Maximian von der unmittelbaren Ausübung der Gewalt zurücktraten, so hätte es in der Natur der Sache gelegen, daß, wie Galerius im Osten, so Constantius im Westen die oberste Stelle eingenommen hätte. Auch waltet darüber kein Zweifel ob, daß er als Augustus anerkannt wurde. Auf den Münzen erscheinen Galerius und Constantius als Konsuln, was sie im Jahre 305 waren, und zugleich als Augusti. So lesen wir auch die Namen derselben vereinigt in verschiedenen Inschriften und in dem Eingang kaiserlicher Konstitutionen. Wir finden die Nachricht, man habe Constantius angeboten, Italien und Afrika, welche durch die Abdankung Maximians ihren unmittelbaren Gebieter verloren hatten, zugleich mit Gallien, das er behalten haben würde, unter seine Verwaltung zu nehmen. Ein großes occidentales Reich wäre dann in seine Hände gekommen. Constantius jedoch lehnte dies ab. Was ihn dazu bewog, läßt sich wohl auch ohne ein bestimmtes Zeugnis mit einer gewissen Sicherheit angeben; er war soeben mit der Unterwerfung des nördlichen Britannien beschäftigt, was zur Behauptung der nördlichen Grenzen des Reiches notwendig war, und eine Ausdehnung seines Machtbezirkes würde die intensive Kraft seiner Machtstellung eher geschwächt als gesteigert haben. Überdies war er bereits hoch in Jahren und von Krankheiten heimgesucht, die seine Thatkraft wenn nicht lähmten, so doch beschränkten. Ein großes Ereignis war es aber, wenn der vornehmste Machthaber im Occident es ausschlug, Italien und Afrika zu übernehmen. Denn damit erhob sich die neue Frage, wie diese Kernländer des Reiches und die alte Hauptstadt selbst fortan regiert werden sollten. Der Sohn Maximians, Maxentius, trug kein Bedenken, die Herrschaft in Italien und Afrika in Anspruch zu nehmen. Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob er dies im Einverständnis mit seinem Vater Maximian oder nur aus eigenem Antriebe gethan hat. Bei dem leichtbeweglichen Sinne Maximians, der von Natur voll von dem alten imperialistischen Ehrgeiz war, ist das erste das Wahrscheinliche. Wie dem aber auch sei, so lief es doch dem bisherigen System geradezu entgegen, wenn in Italien und Afrika eine neue Gewalt im Widerspruch mit den alten Satzungen und Verfassungen sich organisierte. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß zwischen Galerius und Maxentius hierüber ein offener Kampf ausbrechen würde. Dazu

aber kam der gebrechliche Zustand, in welchem sich Constantius befand. Wie einer der Panegyristen sagt: er fühlte, daß er zu den Göttern gehen werde. Wenn er starb, so schien das ganze Regiment an Galerius und dessen Cäsaren übergehen zu müssen. Diocletian zog sich nach Salona zurück und enthielt sich zunächst aller Teilnahme an den leitenden Geschäften. Aber seine Abdankung war doch keineswegs eine vollständige; sein Bild und das seines früheren Mitaugustus wurden noch immer in den Provinzen als die der Inhaber der höchsten Gewalt verehrt.

Die politische Differenz war zugleich eine religiöse. Die eigentliche Verfolgung wütete im Orient, nicht im Occident, nahm aber einen Anlauf, auch dahin vorzudringen. Wäre Galerius in Italien und in Gallien Meister geworden, so würden die Verfolgungen auch den Occident erreicht haben. Niemand kann daran zweifeln.

In beiderlei Beziehungen bildete das nahe Ableben des Constantius eine Gefahr, wenn derselbe nicht einen Nachfolger von Charakter und Gesinnung fand, der dem allgemeinen Sturme zu widerstehen den Entschluß faßte. Ein solcher war sein älterer Sohn Konstantin.

Fünfzehntes Kapitel.

Konstantin genannt der Große.

Den Beinamen der Große hat Konstantin, wenn wir dies vorausschicken dürfen, nicht etwa wie Alexander durch ausgebreitete Eroberungen, sondern durch eine Konsolidation im Innern, welche die folgenden Jahrhunderte beherrscht hat, erworben.

Er hat die beiden Weltkräfte, die einander widerstrebten, die Macht des römischen Imperiums und die neue Weltreligion, das Christentum, ausgesöhnt. Das erste ist dadurch noch einmal lebensfähig geworden; der zweiten wurde die Bahn zu innerer Durchbildung und zu weitester Ausdehnung nach außen eröffnet. Es ist eins der vornehmsten Ereignisse der gesamten Geschichte.

Man begreift es, und es könnte gar nicht anders sein, als daß eine traditionelle Auffassung desselben von Anfang an sich gebildet und dann fortgepflanzt hat. Selbst für den Fall, daß darin mehr Wahrheit enthalten wäre als gewöhnlich in dem Fabelhaften, können wir davon abstrahieren. Wir haben nur den geschichtlichen Verlauf, soweit er erkennbar ist, nachzuweisen, wobei dann die Wahrnehmung hervortritt, daß zwei verschiedene Begebenheiten sich in einander verflechten: Feststellung der Succession und die Begründung der Freiheit des christlichen Bekenntnisses. Auch die erste ist, wie die Geschichte

des Kaisertums zeigt, von eminenter Wichtigkeit. Sie bildete eine durch alle die Schwankungen und Katastrophen, die man erlebt hatte, noch nicht gelöste Aufgabe. Das eine war mit dem anderen auf das engste verbunden.

Emporkommen Konstantins zum Imperium.

Der älteste Sohn des Constantius aus seiner ersten Ehe mit Helena, von der er sich hatte scheiden müssen, als er sich mit der Stieftochter Maximians vermählte, war Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius Constantinus, der als Geisel für die Treue des Vaters am Hofe Diocletians verweilte und diesen bei seinen Reisen durch das Land begleitete. Dabei ist er auch Zeuge der damaligen Christenverfolgungen gewesen — wie man aus seinen späteren Äußerungen sieht, zum größten Schmerz seiner Seele. Und schon zog er durch seine kräftige körperliche Erscheinung und hervorragende Gaben seines Geistes die Aufmerksamkeit derer auf sich, die die Zukunft ins Auge faßten. Obwohl zu hohem militärischen Rang gestiegen, sah er sich doch eifersüchtig beargwöhnt und entzog sich der einseitigen Macht, die Galerius auszuüben begann, durch Flucht. Er traf bei seinem Vater ein, als derselbe eben nach Britannien gehen wollte, und war gegenwärtig bei dessen Tode, welcher am 25. Juli 306 in Nordbritannien eintrat. Die Überlieferung ist, der Vater habe den Sohn als seinen Erben anerkannt und ihn selbst aufgefordert, seine jüngeren Geschwister in Schutz zu nehmen. Denn bereits glaubte man Grund zu haben, für deren Zukunft fürchten zu müssen. Man hat es Konstantin immer zum Ruhme angerechnet, daß er den Tod seines Vaters ruhig abwartete. Nachdem derselbe erfolgt war, wurde Konstantin von dem Kriegsvolk zum Imperator ausgerufen; ein alemannischer Fürst, der mit seinen Scharen zugegen war, hat sich dabei besonders thätig erwiesen. Konstantin weigerte sich einen Augenblick, die Würde anzunehmen; er soll seinem Pferde die Sporen gegeben haben, um der Ehre, die man ihm anthun wollte, zu entgehen. Aber indem er den Tod seines Vaters mit Thränen beklagte, wurde er mit dem Purpurmantel bekleidet. Er übernahm dann die Nachfolge desselben, jedoch nicht, ohne sich die Beistimmung der älteren Inhaber der höchsten Gewalt, welche bisher nur immer als eine einzige und zusammengehörige betrachtet worden war, vorzubehalten. Er nahm zuerst den Titel Cäsar an, und in dieser Stellung wurde er von Galerius anerkannt.

Nach allen Seiten setzte dann Konstantin die Unternehmungen fort, in denen sein Vater begriffen gewesen; besonders den Germanen in Gallien erwies er sich als ein schonungsloser und überlegener Feind. Man rühmte ihn, daß er die Stelle eines Oberbefehlshabers, die er in jüngeren Jahren als die Helden der römischen Vorzeit, übernommen, doch ebenso gut verwaltet habe. Diese an sich einfache Stellung wurde dadurch scheinbar bestätigt, aber zugleich modifiziert, daß Maximian dem jungen Cäsar seine Tochter Fausta zur Gemahlin gab. Aus dem Panegyrikus vom Jahre 307 erhellt, daß man in

dieser Ehe eine Gewähr für die künftigen Successionen in regelmäßiger Folge erblickte. Denn des Wechsels der Herrscher waren die Provinzen überhaupt müde.

Eine andere Wirkung dieser Verbindung lag darin, daß Konstantin dadurch in die zweifelhafte Politik Maximians verflochten wurde. In Rom war, wie berührt, unter Beistand der Prätorianer dessen Sohn Maxentius zum Imperator erhoben worden, was dann unmittelbar einen Angriff des Galerius auf Rom veranlaßte. Severus, der damals in Italien stand, jetzt zum Augustus erhoben sehr zum Verdruß Konstantins, wurde von Galerius beauftragt, sich Roms zu bemächtigen. Aber Severus stieß bei seinem Unternehmen auf unerwarteten Widerstand: die von ihm aufgebotenen Truppen gingen zu dem Sohne ihres Führers Maximian über, und dieser selbst trug kein Bedenken, an dem Kriege teilzunehmen: er brachte Severus, der in seine Hände geriet, um. Hierauf erhob sich Galerius selbst; mit einem stattlichen Heere gelangte er bis vor die Hauptstadt. Aber die vor kurzem errichteten aurelianischen Befestigungswerke zeigten sich widerstandsfähiger, als er erwartet hatte, und in den Truppen traten gegen ihn dieselben Antipathien hervor, wie gegen Severus. Man fand es seltsam, daß ein römischer Imperator ein Heer gegen Rom selbst heranführe. Seinen Rückzug bezeichnete Galerius mit entsetzlichen Verheerungen, sodaß man ihm die Idee zugeschrieben hat, Italien gänzlich zu verwüsten und den Sitz des Reiches nach Dacien zu verlegen.

Maximian, dessen Vorkehrungen das Meiste dazu beigetragen hatten, um den Angriff des Galerius zurückzuweisen, faßte nun die Absicht, wieder als Augustus aufzutreten und sich in den Besitz der höchsten Gewalt zu setzen; er machte den Versuch, seinen Sohn in Rom selbst der Herrschaft zu entkleiden. Er hat demselben wohl einmal im wildesten Affekt den Purpurmantel von den Schultern gerissen. Aber bei den Prätorianern fand der Sohn größere Hinneigung als der Vater, der wie eine Art von Parteigänger erscheinen mochte; Maximian wurde genötigt, Rom zu verlassen. Auf einer Zusammenkunft in Carnuntum im Spätjahre 307 hat er dann eingewilligt, daß unter der Beistimmung des Diocletian Valerius Licinianus Licinius, ein alter Waffengefährte des Galerius, an Stelle des Severus zum Augustus ausgerufen wurde. Zwischen Licinius und Maxentius war für Maximian kein Platz in Italien; er begab sich zu seinem Schwiegersohn nach Gallien, wo ihm dieser alle mögliche Ehre erwies, aber dann in ein Zerwürfnis mit ihm geriet, welches einen blutigen Ausgang nahm. In dem Besitz der Macht liegt ein Zauber, von welchem sich Maximian am wenigsten losmachen konnte. Dort, wo er seine ersten Siege erfochten und den Zustand hergestellt hatte, auf dem alles beruhte, glaubte er allezeit auf die höchste Autorität Anspruch machen zu können. Auch fand sich unter den dortigen Truppen eine Partei, welche ihn anerkannte, sodaß er den schon zweimal abgelegten Purpur zum dritten Male annahm und in Massilia als gebietender Imperator auftrat. Konstantin

war soeben in einem Feldzug gegen die Franken beschäftigt; auf diese Nachricht aber wandte er sich mit den ihm unbedingt gehorsamen Scharen von dem Norden nach dem Süden. Das sonderbarste Zusammentreffen, das sich denken läßt, fand nun vor den Mauern von Massilia statt. Maximian erschien auf den Zinnen derselben; Konstantin fragte ihn, was er denn eigentlich beabsichtige; Maximian antwortete mit beleidigenden Schmähreden. Aber indem er sich noch in denselben erging, öffneten die Truppen, die er zu beherrschen glaubte, die Thore; er wurde der Gefangene seines Schwiegersohnes. Das war sein Geschick: mochte er versprochen haben, was er wollte, so hegte er doch einen so unvertilgbaren, durch alte Successe genährten, immer wieder aufflammenden imperatorischen Ehrgeiz, daß er sich nie in eine nicht vollkommen unabhängige Stellung finden konnte. Er wich zuweilen zurück; niemals gab er auf. Damals hat er den Versuch gemacht, wie seinem Sohne in Italien, so seinem Schwiegersohne in Gallien zur Seite, die allgemeine Gewalt eines Augustus auszuüben. Aber er erlag den lokalen Mächten, die eine bessere militärische Grundlage hatten. Vor seinem Sohne war er geflohen; jetzt geriet er in die Hände seines Schwiegersohnes. Auch in dieser Lage hat er noch, wenn wir recht unterrichtet sind, seine Herrschaftsgelüste nicht aufgegeben. Man berichtet, er habe mit Hülfe seiner Tochter den Schwiegersohn ermorden wollen, aber diese habe sich ihrem Gemahl ergebener gezeigt als ihrem Vater; Maximian sei dann durch Konstantin umgekommen, nur die Wahl des Todes habe ihm dieser gelassen.

Im folgenden Jahre starb Galerius, nachdem er noch ein Edikt erlassen hatte, in welchem er den bisherigen Verfolgungen der Christen Einhalt that, obwohl unter Ausdrücken, welche Haß und Verachtung gegen dieselben atmen. Es gab nun abermals vier große Gewalthaber im Reiche: Licinius und Maximinus im Osten, Konstantin und Maxentius im Westen.

Zwischen den beiden orientalischen Herrschern that sich der Unterschied hervor, daß der eine, Licinius, in Illyrien infolge des letzten Toleranzediktes den Christen Schonung angedeihen ließ, der andere, Maximinus Daza, im Orient um so strenger an den Begriffen der alten römischen Religion festhielt. Zwischen Maxentius und Konstantin dagegen trat eine persönliche und territoriale Feindseligkeit ein; Maxentius meinte, den Tod des Vaters an dem Schwager rächen zu müssen. Er besaß Italien und Afrika; was ihm aber besonders eine allgemeine Autorität verschaffte, war seine Stellung in der alten Hauptstadt der Welt, die er durch seine Prätoriane im Zaum hielt. Unter diesen Umständen schloß Konstantin Freundschaft mit Licinius, der jetzt keine religiösen Bedenken mehr im Wege standen; sie wurde durch eine verwandtschaftliche Verbindung verstärkt. Maxentius dagegen stellte eine ansehnliche Heeresmacht in Rhätien auf, durch welche er beide bedrohte. Besonders mochte er hoffen, in den Gebieten des Licinius Einverstandene zu finden und Erwerbungen zu machen. Er schien zur allgemeinen Herrschaft nach Osten und nach Westen hin emporzustreben. Aber eben eine solche wollte Konstantin,

der von derselben am meisten betroffen worden wäre, nicht wieder aufkommen lassen. Im Frühling des Jahres 312 überstieg er mit seinem nicht eben großen, aber kriegsgeübten und ergebenen Heere die cottischen Alpen. Seine Truppen nahmen den Schlüssel der Alpenpässe, Susa, durch einen raschen Anlauf in Besitz: denn mit einer langen Belagerung konnten sie sich nicht aufhalten; sie eroberten die Stadt mit Sturm und waren dann ihrem Führer folgsam genug, um sich auf seinen Befehl aller Plünderung zu enthalten. Nun aber erst erschienen die Heerhaufen des Maxentius im Felde. Den vornehmsten Bestandteil derselben bildete eine Schar von Kataphrakten, wie sie die Perser und ihre Verbündeten in den orientalischen Kriegen ausgebildet und die Römer angenommen hatten — schwergerüstete Reiterei, in der Mann und Pferd durch Panzer gegen Hieb und Stich geschützt waren. Diese rückten dem Heere des Constantinus kräftig vordringend entgegen. Aber Konstantin setzte ihnen, wie dort schon Aurelian, eine mit starken Keulen ausgerüstete Reiterei entgegen, welche eine besondere, in den germanischen Kriegen eingeübte Beweglichkeit besaß. Überdies dienten viele Germanen unter Konstantin, die dann viel dazu beitrugen, die aus dem Orient herübergekommene Ausrüstung des Maxentius unwirksam zu machen. Der Kavallerie des Konstantin gelang es, die Flanken der Feinde zu durchbrechen, dann die gepanzerten Reiter niederzuwerfen und zu vernichten. Durch diese beiden Handlungen, die das Gemeinsame haben, daß ein wohlgerüsteter Feind durch rasche Thatkraft überwältigt wird, wurde Konstantin Meister in dem oberen Italien; Maxentius wurde von den Vorkehrungen, die er in Rhätien getroffen haben mochte, abgedrängt. Konstantin ward noch einmal, als er Verona belagerte, von einem feindlichen Heere, das zum Entsatz heranrückte, in Gefahr gebracht; aber er entschloß sich, zugleich die Belagerung fortsetzen zu lassen und selbst dem Feinde entgegenzutreten. Damit gelang es ihm besser, als unserem Friedrich bei Kollin. Konstantin schlug den Feind und nahm Verona in Besitz, was dann eine so durchgreifende Wirkung hatte, daß auch die Besatzung des festen Aquileja ihn als Herrn begrüßte und zu ihm überging.

So scheiterten die Absichten des Maxentius, die gegen die Stellung Konstatins in Gallien gerichtet waren. Der Gegensatz der beiden Oberhäupter nahm nun eine noch umfassendere Gestalt an. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir die raschen Succeſſe Konstantins zum Teil von der Verbindung, in die er zu Licinius trat, herleiten. Denn Licinius hätte ihm wenigstens große Hindernisse in den Weg legen können. Diese Allianz hatte nun aber noch eine andere Folge. Maximinus, der durch die Vereinigung des Licinius mit Konstantin beunruhigt war, verband sich mit Maxentius; sie hatten hiebei, soviel wir erfahren, auch den alten Diocletian auf ihrer Seite, den man in großen Krisen immer aus seiner Einsamkeit herauszutreten bewog. Es bildeten sich also zwei Gegenbündnisse, die den Orient und Occident umfaßten und zugleich eine religiöse Seite hatten. Denn wie hätte nicht ein Heer, das dem alten Götterglauben anhing, von dem Prästigium des kapitolinischen Jupiter,

das durch die Mauern Aurelians neu befestigt worden war, betroffen werden, wie hätte es nicht dasselbe Schicksal befürchten sollen, das kurz zuvor Severus und Galerius, die doch Augusti waren und allgemein anerkannte Rechte besaßen, erfahren hatten? Konstantin bedurfte eines Heeres, welches für dies Prästigium der alten Hauptstadt der Welt unzugänglich war. Dadurch aber wurde für ihn selbst der christliche Glaube ein unschätzbarer Bundesgenosse. Der Schutz der Christen war eine der Verlassenschaften seines Vaters, dessen Regiment in seiner Besonderheit er recht eigentlich fortsetzte. Aus der allgemeinen Lage und den vorliegenden Fragen ergiebt sich, wie Konstantin auf den Gedanken geraten konnte, in dem Kreuzeszeichen werde er siegen. Auf die Wundererscheinungen, mit welchen die christliche Legende, die sehr früh beginnt, den Übertritt Konstantins zum Christentum motiviert, kommt es hierbei nicht an. Das wahre Wunder ist, daß der römische Imperator von den Götterdiensten, auf welchen bisher das römische Reich beruhte, zu dem Glauben an den Einen Gott überging. Die Haruspices, in denen sich der Dienst der alten Götter, die mit der Idee von Rom identisch waren, repräsentierte, setzten sich dem Vorhaben des Konstantin mit dringenden Warnungen entgegen. Konstantin aber glaubte nicht mehr an die besonderen Götter, sondern, wie sein Vater, an den Gott des Alls, dessen Symbol das Zeichen des Kreuzes war. Er hat nicht allein bei der großen Anzahl der Christen Unterstützung gesucht; sondern die Macht des Gottes, den sie bekannten, und das Zeichen des Kreuzes sollten die Feinde vor ihm her zersprengen. Der Kriegszug, den er unternahm, bedeutete in Wahrheit den Kampf zwischen dem Monotheismus, wie er in dem Christentum zur Erscheinung kam, und dem Polytheismus, welcher sich in den kapitolinischen Göttern darstellte. Es ist ganz ernstlich gemeint, daß es sich nun zeigen mußte, wer am stärksten sei: die Gottheiten von Rom oder der Gott der Christen, d. h. welcher von beiden Religionen die Zukunft der Welt gehöre. Eine historisch glaubwürdige Nachricht liegt vor, nach welcher Konstantin eben in diesem Kampfe gegen Rom und Maxentius den Christen erlaubte, das Monogramm ihres Glaubens auf ihren Schilden anzubringen.

Für Maxentius konnte es zweifelhaft scheinen, ob er sich auf die Verteidigung der Stadt beschränken oder vor den Mauern eine Schlacht liefern sollte. Wenn man die vorliegenden Nachrichten kombiniert, so muß man schließen, daß er das eine und das andere zu vereinigen gedachte. Die zahlreichen Truppen, die er gesammelt hatte, nahmen eine Stellung jenseit des Tiber, nicht jedoch ohne eine Schiffbrücke anzulegen, mittels welcher sie im Notfall sich auf die Stadt hätten zurückziehen können. Sie hatten Veranstaltungen getroffen, daß diese nicht etwa ihren Feinden zu gute kommen könnte. Wenn wir recht unterrichtet sind, zögerte Maxentius anfangs, dem Heere Konstantins persönlich entgegenzugehen. Aber von dem Volke gedrängt und, wie man sagt, durch ein Orakel, nach welchem die Feinde von Rom vernichtet werden sollten, ermutigt, begab er sich endlich selbst in die Schlacht.

Die Entscheidung ließ dann nicht lange auf sich warten. Die Fußvölker Konstantins hielten stand; seine Reiterei hat vor den Thoren von Rom, wie dort am Fuße der Alpen, den Sieg entschieden; sie brachte die feindlichen Scharen, die lange auf das tapferste Widerstand geleistet hatten, zum Rückzug. Aber dieser Rückzug verwandelte sich in eine Flucht, wobei sich alle die erwähnten Veranstaltungen unnütz erwiesen; die Brücke wurde zerstört; Maxentius selbst hat dabei seinen Untergang mit einem großen Teil seiner Leute gefunden. Man wird hier trotz der Entlegenheit der Zeiten an den Angriff Porsennas und die Niederlage an der Allia erinnert; — diesmal aber fehlte es an einem Horatius Cocles und vor allem an der kapitolinischen Burg, um die Feinde zurückzuweisen. Die aurelianischen Mauern hatten Rom gegen die letzten Angriffe geschützt; aber Befestigungen großer Städte können doch nur dann einen Erfolg haben, wenn sie von einer einmütigen Bevölkerung gegen den andringenden Feind behauptet werden. In Rom war das diesmal nicht der Fall: Maxentius hatte sich durch Gewaltthätigkeiten bei den höheren Klassen selbst verhaßt gemacht. Ungehindert konnte Konstantin in die Stadt vorrücken; der Senat war glücklich, der Tyrannei des Maxentius entgangen zu sein; angesehene konsularische Männer, die man gefangen gehalten, erfreuten sich einer unerwarteten Erlösung.

Die Eroberung von Rom durch Konstantin ist das größte Ereignis der Epoche, von welcher die Weltumwandlung ausging. So haben es vor allem die Christen gefaßt; aber auch bei denen, die das nicht waren, findet sich eine anlautende Vorstellung, die gleichwohl eine vollkommen andere ist. Nazarius erzählt in seinem Panegyrikus: man habe ein Heer, von schreckendem Lichte umflossen, in wunderbarer blendender Rüstung dem Konstantin zu Hülfe kommen sehen; nach dem Siege sei es den Augen wieder verschwunden; dies Heer habe Constantius, jetzt ein Gott, dem Sohne geschickt, der seine Sache besser verfechte, als er selbst. Man erkennt darin die politische Seite des Ereignisses, den Gegensatz, in dem Constantius zu den anderen Machthabern stand: Konstantin führt die Sache seines Vaters durch, aber mit dessen Hülfe, der ihn vom Himmel her unterstützt. Der Sieg Konstantins über Maxentius erschien auch den Heiden als ein Wunder, und mit der christlichen Tradition trifft es insofern zusammen, als es eine außermenschliche Hülfe ist, die den Sieg des Konstantin herbeiführt.

An der Verfassung der Stadt änderte Konstantin nichts; er wohnte den circensischen Spielen bei.

Man erfährt selbst nicht zuverlässig, ob er das christliche Glaubenszeichen, das Labarum, in Rom aufgestellt hat, oder nicht. Aber darauf kommt auch so viel nicht an. Der Anteil, den die Christen an seinem Siege genommen hatten, führte sie zwar noch keineswegs zur Herrschaft, aber zur Aufhebung der Verfolgungen und zur politischen Gleichstellung. Und damit stimmte auch der Verbündete Konstantins, Licinius, überein. In beider Namen wurde das

Edikt von Mailand proklamiert, nach welchem die Christen von allen Bedrückungen, die sie bisher erduldet, befreit sein sollten. Wenn das erwähnte Edikt des Galerius die gleiche Verfügung in sich schließt, so werden in demselben doch die Grundsätze Diocletians nochmals proklamiert, die Hoheit des Polytheismus behauptet und jede Konzession als eine Gnade betrachtet; jetzt aber wurden die Bekenner des Christentums den Anhängern der alten Dienste gleichgestellt und zwar auf Grund einer Übereinkunft zwischen den beiden mächtigsten Gebietern.

Daß der dritte, Maximinus Daza, der entweder von der Toleranz überhaupt nichts hören wollte oder sie doch nur im Sinne des Galerius verstand, hiegegen Einsprache erheben würde, ließ sich von vornherein erwarten. Überhaupt aber lag in dem Untergang des Maxentius zugleich eine Veränderung des allgemeinen politischen Zustandes, umsomehr, da Diocletian im Getümmel dieser Begebenheiten mit Tode abgegangen war. In Maxentius war auch dessen Verbündeter, Maximin, mitbesiegt worden. Und durch die Verbindung zwischen Licinius und Konstantin wurde er insofern in seiner Stellung beeinträchtigt, als dadurch eine ihm entgegengesetzte Macht im römischen Reiche konstituiert wurde. Mit dem Tode des Maxentius war die volle Hoheit über den Occident an Konstantin, dem sich unter anderem Afrika ohne weiteres anschloß, übergegangen. Durch dessen Verbindung mit Licinius wurde nun auch die Indepedenz des Orients insofern bedroht, als der dem Konstantin eigentümliche Gedanke der Protektion der Christen über alle Provinzen des Reiches ausgedehnt werden sollte. Zwar läßt sich nicht annehmen, daß Licinius positiv für das Christentum gewesen wäre; was er bewilligte, war nur eben die Bedingung, unter der Konstantin ihm seine Freundschaft gewährte. Durch die Familienallianz, die sie eingingen — Licinius vermählte sich mit der Schwester Konstantins —, wurde aber zugleich die Autorität des Licinius im Orient befestigt. Hiegegen nun erhob sich der Herrscher des Orients mit aller seiner Macht. Auch bei ihm war Religion und dynastischer Ehrgeiz verbunden. Er hielt an den alten Vorstellungen, auf denen das Imperium beruhte, fest; er hat wohl gedroht, alle Christen Jupiter zu opfern. Er hoffte, nicht allein Licinius, sondern auch Konstantin über den Haufen zu werfen, was ihn dann zum Oberherrn des Gesamtreichs gemacht haben würde. Er wäre höchst gefährlich geworden, wenn er noch vor dem Tode des Maxentius eingetroffen wäre. Aber soweit wenigstens waren seine Streitkräfte in gutem Stand, daß er unmittelbar nach der Nachricht von der Zusammenkunft in Mailand aufbrechen konnte, um ihren Resultaten vorzubeugen. Es war gegen Ende des Jahres 312, daß er seine orientalischen Legionen über den Bosporus führte, Byzanz und Perinth in Besitz nahm und dann auf der großen Landstraße, welche die illyrischen Provinzen durchschnitt, vordrang.

Da ist ihm nun Licinius mit seinem bei weitem schwächeren Heere bei Adrianopel begegnet. Aber dies Heer war von der neuen Idee durchdrungen, in welcher sich Licinius und Constantinus vereinigt hatten. Überaus merk-

würdig ist das Gebet, durch welches sich die licinianischen Truppen zu ihrem großen Kampfe vorbereiteten; es ist an den höchsten Gott gerichtet, den heiligen Gott, von dem alles Leben ausgehe. Diesen flehen sie an, ihre gerechte Sache und das Imperium, dem sie angehören, zu beschützen; durch ihn denken sie Sieger zu bleiben; nach ihm strecken sie ihre Hand aus: „erhöre uns, höchster Gott“. Weder von dem Kreuze noch von Jesus Christus ist da die Rede. Das Gebet ist gleichsam eine monotheistische Konfession, ausgesprochen im Moment des Kampfes gegen die alten Götter.

Die Tribunen und die Kriegsobersten sagten dies Gebet ihren Truppen vor, die es nach abgenommenem Helm dreimal wiederholten. Hierauf setzten sie ihren Helm wieder auf das Haupt und griffen zu Schild und Speer. Die beiden Schlachthaufen standen einander schlagfertig gegenüber, doch wurde noch eine Zusammenkunft zwischen den Heerführern veranstaltet. Maximinus hielt dafür, daß das feindliche Heer zu ihm, der bei weitem freigebiger war, als Licinius, auch deshalb übergehen würde; er kam selbst an die vordersten Reihen heran, um sie dazu aufzufordern. Als er sah, daß es vergebens war, kehrte er zu seinen Leuten zurück. Aber indem schritten die Truppen des Licinius zu einem entschlossenen Angriff. Die Maximinianer wurden überrascht und auseinandergeworfen; Maximinus selbst entfloh und ging dann über die Meerenge zurück. Er zeigte so wenig Kraft des Widerstandes, daß das Heer nur seinem Beispiel zu folgen meinte, wenn es die Fahnen verließ. Er floh immer weiter und ist dann in Tarsus in einer Art von Verzweiflung, sich selbst und alle anderen anklagend, umgekommen.

Der Sieger war ihm auf dem Fuße gefolgt; in Nikomedien hielt er ein feierliches Dankfest für den erfochtenen Sieg und zugleich proklamierte er das Edikt, das in Mailand vereinbart war. Dadurch wurde, wie berührt, eine allgemeine Religionsfreiheit verkündet. Sehr eigentümlich ist das Motiv, das hiefür angeführt wird: welcher Art auch immer die Gottheit sei, die von ihrem himmlischen Sitz her alles lenke, so solle sie für die Imperatoren und alle Einwohner ihrer Gebiete günstig gestimmt werden. Die Toleranz war gleichsam eine Neutralität zwischen Vielgötterei und Monotheismus. Die erste wurde nicht aufgegeben, aber der letztere gelangte zu einer Anerkennung, die er noch nie besessen hatte. Diese große Wendung der Dinge war eine Niederlage des Polytheismus, aber noch keineswegs ein Sieg des positiven Christentums.

Daß es nun aber dabei lange sein Verbleiben haben könne, war doch unmöglich. Es ließ sich schon darum nicht erwarten, weil die Eifersucht der beiden Imperatoren trotz der geschlossenen Verwandtschaft doch gar bald wieder erwachte und zugleich religiöse Differenzen zwischen ihnen anregte. Licinius trat als Gebieter des Ostens, Constantinus als Gebieter des Westens auf. Aber eine solche Teilung der Gewalt entsprach nicht eigentlich der Idee des römischen Reiches, und wenn Konstantin die höhere Autorität in Anspruch nahm, so war Licinius entfernt davon, eine solche anzuerkennen. Nicht lange,

so kam es in den illyrischen Marken zu offener Entzweiung. Licinius ließ die in den Grenzgebieten in der Kolonie Ämona aufgestellten Bildsäulen Konstantins umstürzen. Aber damit provozierte er dessen Feindseligkeit.

An dem Knotenpunkte der beiden Straßen, die von Pannonien nach Italien und nach Noricum führen, sowie von Sirmium nach Salona, bei Cibala, kam es zur Schlacht. Konstantin behielt auch hiebei hauptsächlich durch seine Reiterei die Oberhand und eroberte Sirmium. Sein Kriegseifer aber wurde aufs neue entzündet, als Licinius hierauf einen Kriegsobersten von geringer Herkunft, des Namens Valens, zum Cäsar ernannte. Denn dadurch schien das Recht der Nachkommenschaft der mit Licinius vermählten Schwester Konstantins in Frage gestellt zu werden. Nicht dazu, sagte er, solle sein Waffenglück dienen, daß er den Gemahl seiner Schwester verjagen und einen Menschen wie Valens erheben lasse. Durch diesen aber wurden doch die Streitkräfte des Licinius in einer Weise verstärkt, daß er dem Konstantin Widerstand leisten konnte. Es kam bei Adrianopel zu einer Feldschlacht, welche unentschieden blieb und, wenn wir recht unterrichtet sind, infolge einer Übereinkunft zwischen Konstantin und Licinius abgebrochen wurde. Dieser verstand sich dazu, Illyricum abzutreten und den neuen Cäsar fallen zu lassen, so daß Konstantin seiner occidentalischen Herrschaft über die gallischen Provinzen, Britannien, Italien, Afrika, auch Illyricum hinzufügte und notwendig seine religiösen Maßregeln dahin ausdehnte. Nach einiger Zeit brachen nun aber neue Entzweiungen zwischen den beiden Imperatoren aus. Ihre Ursache lag, wenn wir so sagen dürfen, in einer religiösen Eifersucht. Die Stellung Konstantins im Abendland war dadurch eine andere geworden, daß er in den kirchlichen Zwistigkeiten der Christen untereinander entscheidende Urteile zu fällen und durchzuführen in den Fall kam. Wir werden darauf zurückkommen; hier bemerken wir nur, daß die kirchliche Autorität, die er ausübte, sein politisches Ansehen nach allen Seiten hin vermehrte.

Es mochte nicht falsch sein, wenn Licinius den Christen in seinen Provinzen den Wunsch zuschrieb, daß die Herrschaft im Reiche überhaupt an Konstantin fallen möchte. Sehr charakteristisch ist die Form, in der sich das ausspricht; er meinte, daß in den Kirchen für ihn nicht mit demselben Eifer gebetet werde, wie für Konstantin. Er entfernte die eifrigen Christen aus seiner Hofhaltung und den wichtigsten militärischen Stellungen, die sie einnahmen; er scheint selbst — denn wie schwer mußte der Übergang von den partikularen Götzendiensten zu der allgemeinen Religion werden — die Meinung gehabt zu haben, daß der von Konstantin angebetete Gott ihm ungünstig sei. Gegen das Zeichen des Kreuzes ließ er eine gewisse Abneigung blicken.

Und immer muß man sich erinnern, daß Licinius ursprünglich der Kombination des Galerius angehörte, welcher Konstantin sich widersetzte. Ihre Allianz war nicht eine naturwüchsige, sondern von dem gemeinschaftlichen Interesse herbeigeführte, welche sich dann wieder auflöste. Daß es im Reiche zwei voneinander unabhängige und nicht einmal übereinstimmende Potenzen

geben sollte, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wie sollte der Kaiser des Occidents die Regionen, in denen die großen Weltmächte von jeher aufeinander gestoßen waren, in den Händen einer Macht dulden, der er nicht vollkommen vertrauen konnte? Bei einem Einfall der Goten zögerten die Orientalen zur Abwehr zu schreiten, und der occidentalische Imperator trug nicht lange Bedenken, sie auf eigene Hand anzugreifen und abzuwehren, obwohl es nicht eigentlich seine Gebiete waren, welche die Invasion betroffen hatte.

Überhaupt aber: wie oft war doch in den letzten Jahren der Occident dadurch gefährdet worden, daß die Übergänge von Asien nach Europa in dem Besitz der Orientalen waren. In der natürlichen Politik Konstantins lag es, wenn er sie in seine Hände zu bringen trachtete.

Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß er auch diesmal den Krieg begonnen hat, wie einige Jahre vorher. Aufs neue trafen die beiden Heere in der Nähe von Adrianopel zusammen, um den abgebrochenen Streit definitiv zu entscheiden. Licinius war kein dem Gegner an Talent und Kriegserfahrung ebenbürtiger Feldherr; seine Truppen waren schon einmal geschlagen. Wahrscheinlich geschah es abermals durch die raschere Beweglichkeit der in den gallisch-germanischen Grenzkriegen ausgebildeten Reiterei, daß er strategisch in Nachteil geriet; er erlitt eine Niederlage, bei der er mehr als 40000 Mann verloren haben soll. Die eigentliche Frage war dann nur, ob er sich in Byzanz zu halten vermögen würde. Byzanz war seit jener Zerstörung seiner Mauern durch Septimius Severus niemals wieder zu der alten Festigkeit, die es als uneinnehmbar erscheinen ließ, gelangt. Wir wissen, wieviel in dem allgemeinen Verhältnis, namentlich auch in der Abwehr der von der niederen Donau her andringenden Germanen, auf diesen Platz ankam. Licinius hatte denselben wenigstens insoweit wieder hergestellt, daß er ihn gegen den ersten Anlauf eines Heeres, das ja zu einer Belagerung nicht vorbereitet war, verteidigen zu können hoffte. Er hatte auch eine orientalische Seemacht um sich versammelt, auf die er sich lehnen zu dürfen meinte. In diesem doppelten Konflikt ist nun Konstantin durch seinen bereits kriegsberühmten Sohn Crispus kräftig unterstützt worden; eben hiebei hat sich Crispus einen Namen in der Geschichte erworben: er traf mit der auf der griechischen Küste gerüsteten Marine des Licinius zusammen und warf sie auseinander, so daß dieser den Angriff Konstantins in Byzanz nicht mehr erwarten konnte. So wenigstens finden wir in dem glaubwürdigsten und der Zeit am nächsten stehenden Bericht. Licinius entfloh, eben als es noch möglich war, mit seinen Schätzen nach Chalcedon, in der Hoffnung, den Krieg auf der asiatischen Seite fortzusetzen. Allein wie zu Land durch die Reiterei, so war Konstantin durch die Beweglichkeit seiner Schiffe zur See dem Licinius überlegen. Er ging nach Asien über und behauptete in einem Treffen bei Lampsacus die Oberhand über ihn. Chalcedon mußte sich ergeben, so wie kurz vorher Byzanz. Nicht gerade eine große militärische Handlung war diese Eroberung, aber sie war entscheidend für die damaligen Verhältnisse. Die größere oder geringere Unabhängigkeit

des Orients vom Occident, welche Licinius verfocht, wurde damit vernichtet. Auch in der untergeordneten Stellung aber, in die dieser nunmehr geriet, konnte er sich nicht behaupten. Dem einfachsten der alten Berichte zufolge ist er nach Nikomedien geflüchtet, hier jedoch sehr bald inne geworden, daß er keinen Widerstand mehr leisten könne, worauf er sich in das Lager Konstantins begeben und ihn als seinen Herrn und Kaiser anerkannt hat. Eine andere Erzählung schreibt seiner Gemahlin, der Schwester Konstantins, eine Fürbitte für Licinius zu; sie habe ihm auch die Herrschaft zu erhalten gedacht, aber nur eben das Versprechen ausgewirkt, Licinius solle am Leben bleiben. Er wurde nach Thessalonike gebracht und hier nicht lange darauf hingerichtet; denn das Kriegsheer habe einen Mann nicht am Leben lassen wollen, der einen unabhängigen Anspruch auf das Imperium machen konnte. Konstantin soll dann noch bei dem Senat in Rom angefragt und von diesem die Antwort erhalten haben, daß der Wille der Truppen vollzogen werden möge. Die Legionen wollten eben nur noch Einen Herrn im Reiche sehen. Die exklusive Anhänglichkeit der Truppen an den Kaiser, die Siege desselben und der Fortgang der religiösen Ideen — denn auch im Kriege hatte Licinius besonders das Kreuz bekämpft, das die Truppen verteidigten — wirkten zusammen, um Konstantin zum alleinigen Augustus des römischen Reiches zu machen.

Man sieht wohl, was es ihn kostete, dahin zu gelangen. Seinen Schwiegervater, den Bruder seiner Gemahlin, den Gemahl seiner Schwester hat er umbringen lassen. Aber noch schwereres, gräßlicheres stand ihm bevor. Sein eigener Sohn ist dem Verdachte, daß er ihm gefährlich werden könnte, geopfert worden.

Konstantin war frei von den Ausschweifungen, die man so vielen seiner Vorgänger, namentlich auch dem letzten, Maxentius, zum Vorwurf gemacht hat; leicht zugänglich und geduldig einen jeden anzuhören, verband er überhaupt mit dem Besitz der Herrschaft den Ausdruck der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens, wodurch sie erträglich wird. Aber teilen wollte er sie mit niemandem, wer es auch sein mochte. Seine Entschlüsse erwog er lange und hielt sie verborgen, bis er sie etwa nach einem Moment der Sammlung mit einer Heftigkeit, die durch nichts zurückzuhalten war, ins Werk setzte. Die Umstände nun, die ihn vermocht haben, zu der Hinrichtung seines Sohnes zu schreiten, sind nicht mehr zu ermitteln. Wahrscheinlich hat die Eifersucht der Fausta, welche ihren eigenen Kindern die Succession sichern wollte, Einfluß auf den Kaiser gewonnen. So viel man sieht, wurde Fausta durch die Truppen unterstützt, welche zuletzt den Tod des Licinius veranlaßt hatten; sie wollten auch den Sohn desselben, der zum Cäsar ernannt worden war, nicht dulden; in dessen Katastrophe ist dann Crispus verwickelt worden. Einen Cäsar in dem bisherigen Sinne konnte es überhaupt nicht mehr geben.

Den Charakter der unbedingten Einheit der Gewalt, die gegen alle Widersacher mit der Schärfe des Schwertes gehandhabt werden müsse, den ihr schon Tiberius gegeben, erkennt man auch unter Konstantin wieder.

Zwischen dem Augustus und den Legionen sollte es niemand geben, der eine eigene unabhängige Autorität hätte zur Geltung bringen können.

Aus der licinianischen Verwickelung entsprangen auch die letzten Kriegshandlungen Konstantins. Wenn er die Goten eigentlich im Gegensatz gegen Licinius aus Thracien verdrängte, so sind dann diese dem Licinius in seinem Konflikt mit Konstantin zu Hülfe gekommen. Dadurch wurde aber Konstantin wieder veranlaßt, den Sarmaten im Kampfe mit den Goten Beistand zu leisten. Er brachte ein großes Heer der Goten in eine so verzweifelte Lage, daß es durch Hunger und Kälte zu Grunde ging; er nötigte sie, ihm Geiseln von königlicher Herkunft zu stellen, durch die er sich des Friedens mit ihnen versicherte. Dann aber hatte er auch die Sarmaten zu bekämpfen, die sich nicht eben als zuverlässige Bundesgenossen erwiesen. Ein innerer Streit unter ihnen, eine Empörung der Knechte gegen ihre Herren, kam den Römern zu Hülfe. Konstantin brachte es dahin, daß er ein paar Hunderttausend Sarmaten von verschiedenem Rang und Geschlecht in Thracien, Macedonien und selbst in Italien ansiedeln konnte.

Aus dem Verhältnis, welches diese Siege herbeiführten, ist die Gründung von Konstantinopel hervorgegangen.

Konstantin hat die Stadt, die seinen Namen trägt, nicht aus dem Nichts hervorgerufen, wie Alexander das ägyptische Alexandrien. Auch war die Absicht Konstantins nicht auf eine universale Weltverbindung gerichtet, die Alexander der Große ins Auge faßte und durchführte. Nur auf das römische Reich, aber in seiner Gesamtheit, war sein Augenmerk gelenkt. Da war nun vor allem ein besserer Zusammenhang zwischen Orient und Occident erforderlich. Rom war zu entfernt, um von da aus den Orient zusammenzuhalten und zu beherrschen. Und wie man von Anfang an die Zerstörung der Mauern von Byzanz als eine Schwächung des Reiches den feindlichen Nachbarn gegenüber betrachtet hatte, so war auch aus diesem Grunde eine Erneuerung und Verstärkung der alten Fortifikation notwendig; die Sicherheit des Imperiums gründete sich darauf. Diesem Bedürfnis genügte Konstantin, indem er Byzanz aufs neue und in größerem Umfang als bis dahin befestigte. Zunächst wurde dadurch die Abhängigkeit des Orients vom Occident unerschütterlich. Die Vermittelung bildete Illyrien, von wo in den letzten Zeiten die brauchbarsten Truppen ausgegangen waren. Konstantinopel bildete gerade die geeignete Stelle für diese militärische Verbindung. Für die römisch-griechische Welt im Orient wurde hierdurch ein neuer Mittelpunkt geschaffen, Konstantinopel wurde die zweite Hauptstadt des Reiches. Es empfing einen Praefectus Praetorio und einen nach dem Vorbilde Roms eingerichteten Senat. In späteren Zeiten hat man der Freiheiten, welche die ursprüngliche städtische Verfassung gewährte, mit einer gewissen Bewunderung gedacht. In der Mitte einer ergebenen, überwiegend griechischen Bevölkerung fühlte sich der Kaiser doppelt mächtig. Bei der Feier der circensischen Spiele ist Konstantin, was er in Rom nicht hätte wagen können, mit einem orientalisch

geschmückten Diadem erschienen. Es springt in die Augen, daß Rom dadurch zurücktrat. Und wer wollte verkennen, daß dabei auch religiöse Rücksichten obgewaltet haben! Wenn die Siege Konstantins darauf beruhten, daß das Prästigium der alten Roma nicht mehr hinreichte, ihre Verteidigung zu sichern, eben infolge der religiösen Idee, welche seine Truppen belebte, so konnte auch das Kapitol mit seinen Göttern nicht mehr als das religiöse Centrum des gesamten Reiches betrachtet werden. Der die Legionen belebende Gedanke konnte fortan seinen Ausdruck nicht mehr in Rom finden. Konstantinopel bildete recht eigentlich das Monument der Siege Konstantins. Mit der historischen Stellung des Kaisers hängt es zusammen, wenn er das Gedächtnis der Märtyrer, d. h. eben der Verfolgten, für die er die Waffen ergriffen hatte, durch Denkmale feierte; dem Gotte dieser Märtyrer weihte er die Stadt, wie Eusebius sagt. Innerhalb der neuen Mauern ließ er die Dienste nicht zu, deren Ablehnung die Verfolgungen hervorgerufen hatte.

Insofern entsprach die Einrichtung einer neuen Hauptstadt der religiösen Idee, welche den Waffenthaten und Siegen Konstantins zu Grunde lag. Von der Herrschaft des Christentums war dabei zunächst noch nicht die Rede; es galt nur seine Unabhängigkeit.

Fassen wir nun das Verhältnis Konstantins zu der Religion noch besonders ins Auge, seine Eigenschaft als Beschützer des Christentums, als erster Imperator dieses Glaubens.

Konstantin und das Christentum.

Erwägen wir vor allem noch einmal, was die religiöse Veränderung, die sich unter ihm vollzog, in sich schloß.

Das Christentum verdankte, wie wir wissen, seine Erhaltung der Prärogative des römischen Bürgerrechtes. Hierauf unter gewaltsamen Imperatoren verfolgt, hatte es doch, sobald diese Strenge nachließ, sich mit einer gewissen inneren Folgerichtigkeit entwickelt, und die Kaiser hatten Bedenken getragen, es gewaltsam zu unterdrücken. Worauf es dann ankam, das war bereits durch Justinus Martyr ausgesprochen. Der Philosoph-Märtyrer hatte es für ein unbezweifeltes Recht erklärt, von dem schlechteren zu dem besseren übergehen zu dürfen — in religiöser Hinsicht wie in jeder anderen. Er ging davon aus, daß der Kaiser durch die Pflicht, sein Amt zu verwalten, auch dazu verpflichtet werde, dies Recht anzuerkennen. Eine momentane Toleranz genügte ihm noch nicht. Er wollte eine solche auf immer von dem Kaisertum anerkannt und ausgeübt sehen.

Zwei Mächte waren von Anfang an im Kampf: das Christentum, das dem Götzendienst absagte, und das Kaisertum, das an demselben festhielt. Dieses hätte sich selbst reformieren müssen, wenn es dem Christentum hätte gerecht werden wollen. Und vielleicht wäre das mit der Zeit möglich gewesen, wenn der Friede, der damals obwaltete, im Innern und Äußern fortgedauert

hätte. Aber durch die Angriffe der benachbarten Völker, die sich erneuerten, wurde die Idee der Religion der Waffen wiederbelebt. Nur unter dem Schutz der Götter glaubte man die Feinde abwehren zu können. In dem inneren Konflikt kamen zuweilen mildere Tendenzen, die dann die Wirkung hatten, daß das Christentum sich weiter entwickeln konnte, zum Vorschein; aber sie wurden wieder zurückgedrängt, und zwar um so schärfer, je größer die zuletzt geübte Nachsicht gewesen war. Besonders waren es dann die persischen Kriege, welche den Anlaß gaben, daß man alle Kräfte des Reiches ins Feld zu führen versuchte. Die Verbindung des Dienstes der alten Götter mit der Landesverteidigung hatte zur Folge, daß man jede Abweichung von diesem als dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufend auf das strengste verpönte. Die Idee, welche Diocletian in einem seiner Edikte aussprach, war, daß durch die Vorsicht der Götter alles das, was gut sei, der Welt bekannt geworden sei und nur durch verständige Männer erwogen und ausgeführt zu werden brauche. Er verdammte jede religiöse Abweichung als eine verbrecherische Verirrung. Da nun der Erfolg der Waffen lediglich durch die Führung der Götter, deren Willen man durch die Haruspicien erkenne, bestimmt wurde, so schritt man zu den äußersten Akten der Gewalt, um die Christen zur Teilnahme an dem Götterdienst zu zwingen. Die Idee des alten römischen Reiches und die Vorstellung von den göttlichen Dingen, die seit der Gründung desselben vorgewaltet, schlossen an einander und verhängten Untergang und Verderben über die Christen. Man kann das vom rein patriotischen Standpunkt begreifen, aber in der That war es doch ein Wahn und eine Grausamkeit. Denn Rom war eben nicht die Welt. Wäre es auch mit der Verteidigung gelungen, so würde doch das römische Reich und die Kultur, die es in sich schloß, auf die gegenwärtigen Grenzen beschränkt geblieben, jeder weitere Fortschritt unmöglich geworden sein. Das Christentum aber war eine Religion für die Welt, die benachbarten Nationen sowohl wie die Römer. Und eine Grausamkeit lag darin, wenn man die keines anderen Vergehens anzuklagenden Gläubigen ihres Glaubens wegen umbrachte.

Die christliche Tugend selbst wurde ein Verbrechen, Konstantin spricht mit Indignation über das Verfahren, das man gegen die Christen einschlug, und mit Bewunderung von der Standhaftigkeit, mit welcher diese jede Gewaltsamkeit, von der sie bedrängt wurden, ertrugen. Man kann nicht bezweifeln, daß er den Gedanken hegte, von diesem Unwesen wenigstens die Gebiete seines Vaters freizuhalten und vielleicht ihm auf immer ein Ende zu machen, als er aus Asien zurückkam. Darin liegt die Größe seiner Position. Er strebte nach dem Imperium — es ist kein Zweifel daran —, aber zugleich nach einer Veränderung desselben, die dem Christentum entsprach. Streng genommen darf man nicht sagen, daß er sich der Christen habe bedienen wollen, um seinen Zweck zu erreichen, ebensowenig als man sagen dürfte, daß die Christen ihn an ihre Spitze gestellt hätten, um den ihren durchzusetzen; es war eine Koincidenz zweier Intentionen. Der Cäsar

wollte die ihm überlegenen Gewalten stürzen; die Christen mußten auch ihrerseits wünschen, derselben entledigt zu werden. Sie vereinigten sich zu dem Zwecke, das Imperium zu erobern, aber ihm zugleich einen anderen Charakter zu geben.

Man dürfte behaupten, daß diese Veränderung nicht dahin ging, das Reich zu stürzen, sondern vielmehr es auf eine Weise umzugestalten, daß ihm selbst noch eine weitere Ausdehnung seiner Macht ermöglicht wurde. Die patriotischen, aber beschränkten Anschauungen, welche Diocletian verkündet hatte, konnten beseitigt und das Reich, noch in etwas freierem Sinne, der Mittelpunkt der Weltgeschichte werden. So ward diese Vereinigung zweier ursprünglich verschiedener Intentionen geschlossen. Sie waren beide der Allgewalt der Herrscher, welche die Verfolgungen über die Welt verhängten, entgegengesetzt. Und da liegt nun am Tage, daß die Christen dem Cäsar, der Augustus wurde, die größten Dienste geleistet haben. An der milvischen Brücke ist der Sieg durch ihre Scharen unzweifelhaft behauptet worden. Die nur in der Form der Anerkennung eines höchsten Wesens ausgesprochene, gleichsam noch verhüllte Religion hatte ebenso den Sieg über den alten Götterdienst im Kampfe gegen Maximinus davongetragen. Der alte Glaube wurde durch den Sieg des Kreuzes über die Scharen des Licinius vernichtet; der neue Glaube erfocht den vollen Sieg. Nachdem diese großen Erfolge errungen waren, machte Konstantin vor allem den Ungerechtigkeiten, die sich Licinius hatte zu Schulden kommen lassen, ein Ende. Alle die, welche ihre Ämter verloren hatten, erhielten dieselben wieder. Die, welche in die Bergwerke oder zu öffentlichen Arbeiten verurteilt waren, wurden in ihren früheren Stand wieder eingesetzt. Die konfiszierten Güter der Hingerichteten gab Konstantin den Angehörigen zurück. Er bedrohte die mit Strafen, welche Besitzungen, die den Christen gehörten, sich angeeignet hatten, wenn sie sich weigern würden, sie herauszugeben. Was an den Fiskus gekommen war, befahl er, auch dann nicht zu behalten, wenn sich keine berechtigten Erben fanden. Die Güter wurden dann den Kirchen überlassen, denen die Verurteilten angehört hatten. Denen, welche ihre militärischen Stellungen ihrer Religion wegen verloren hatten, wurde freigestellt, entweder sie mit dem alten Range wieder anzutreten oder mit allen Ehren den Abschied zu nehmen. Mit einem Schlage bekam die bisher unterdrückte Partei die Oberhand. In der Civilverwaltung nahm Konstantin die obersten Beamten aus den Christen; waren einige dies nicht, so wurde ihnen verboten, zu opfern. Idololatrie wurde den Beamten untersagt, sodaß die ganze Organisation, welche den Staat konstituierte, denen entrissen wurde, welche am Dienst der Götter festhielten; denn mit jener Neutralität hatte es infolge der Ereignisse ein Ende auf immer genommen.

Ein Schreiben an die Provinzialen des Orients liegt vor, in welchem Konstantin seinen Standpunkt ausführlich entwickelt. Er geht davon aus, daß sein Vater mit wunderbarer Einsicht Gott den Höchsten allein angebetet;

dessen Mitgenossen im Reich, ohne gesundes Verständnis und von gewaltsamer Natur, dagegen seien beflissen gewesen, die Wahrheit zu unterdrücken. Konstantin bringt dann die Erinnerungen aus seiner Jugend bei, deren wir schon gedachten. Dem aber fügt er noch ein Moment hinzu, durch welches die patriotischen Absichten, welche die früheren Kaiser vor sich hertrugen, in ihrer Nichtigkeit erscheinen; vielmehr seien sie eben zum Gegenteil ausgeschlagen. Um den nicht zu beschreibenden Qualen zu entgehen, welche man den Christen angethan habe, seien viele zu dem Entschluß gekommen, zu den Barbaren zu fliehen, und hätten sich bei diesen einer menschenfreundlichen Aufnahme erfreut. Welch ein Schimpf für die Römer liege darin! Aber die Urheber dieser Greuel seien in bürgerliche Kriege verwickelt worden und sämtlich zu Grunde gegangen. Konstantin bittet Gott, durch ihn, seinen Diener, den Orientalen Rettung und Heil angedeihen zu lassen. Unter göttlicher Leitung habe er sein Heer dahergeführt und seine Siege erfochten; seine Absicht sei, das von den Tyrannen verwüstete Haus Gottes wieder aufzurichten: „Durch Deine Macht bin ich groß geworden; ich fürchte Deine Macht."

Den Umfang seiner Ideen lernt man noch besonders aus einem Schreiben kennen, welches er an seinen sassanidischen Nachbar, den in den orientalischen Sagen und Geschichten hochgefeierten Schapur II., gerichtet hat. Eben in dessen Gebiet war der größte Teil der ausgetretenen Christen geflüchtet; und Konstantin gewann es über sich, dem Oberhaupt des Feuerdienstes den Schutz der Gläubigen zu empfehlen. Er erklärt dem Schapur, er freue sich, daß das Reich desselben in Blüte sei; denn das werde auch den Christen in den dortigen Gebieten zu gute kommen. Von seinen Siegen spricht er dann in demselben Sinne, wie in dem eben erwähnten Erlaß. Er sei dem Lichte der Wahrheit gefolgt und zwar im Kampf mit den früheren großen Machthabern, deren Sinn dahin gegangen sei, die Wahrheit, für die es ihnen an allem Verständnis gefehlt habe, zu verdunkeln oder vielmehr zu ersticken. Die höchste Gottheit habe ihren Unwillen über dies Verfahren dadurch zu erkennen gegeben, daß sie die Urheber desselben zu Grunde gerichtet habe. Zu den Beweisen dieser göttlichen Ungnade rechnet Konstantin nun selbst die Vorteile, welche die Perser über die Römer zu Zeiten errungen hatten, selbst die Gefangennehmung des Kaisers Valerian durch den ersten Schapur. Historisch unrichtig ist die Verbindung dieser Momente keineswegs. Denn wenn Valerian im Kampfe gegen die Perser obgesiegt hätte, so würden die von ihm erlassenen Edikte gegen die Christen zur Ausführung gelangt und das Christentum unterdrückt worden sein. Für die Umwandlung der weltbeherrschenden Ideen ist es von größter Bedeutung, daß ein römischer Kaiser die Niederlage eines seiner Vorgänger für eine von der Gottheit, die er anbetet, verhängte Fügung erklärt. Dadurch wurde die ideale Scheidewand zwischen dem römischen Imperium und dem Sassanidenreiche gleichsam niedergerissen; eine höhere Idee wurde anerkannt, welche über den beiden Reichen schwebte und ihre Entzweiung eigentlich als ein untergeordnetes Moment erscheinen ließ. Es

war die Idee des Christentums, das bei den Persern eine Zuflucht gefunden und nun im römischen Reich die Oberhand erhalten hatte. Das war ja eben die charakteristische Eigentümlichkeit der neuen Religion: sie fiel nicht mit der obersten politischen Gewalt zusammen. Ein Moment trat ein, in welchem die christliche Idee zur Trägerin des Friedens zwischen den Nationen zu werden den Anlauf nahm. Das römische Imperium konnte mit den Nationen, die es bekämpfte, im Frieden bleiben, ohne daß diese sich unterworfen hätten. Die Kulturwelt vermochte auf fremde Nationen noch auf eine andere Weise Einfluß zu gewinnen, als durch die Religion der Waffen. Wir werden im Laufe der Geschichte wahrnehmen, wohin das geführt hat. Jetzt bleiben wir innerhalb der Grenzen des Imperiums stehen, wo die nächste Frage eine ganz andere war.

Die Vielgötterei war besiegt, aber keineswegs vertilgt; das Christentum hatte die Oberhand gewonnen, aber damit nicht etwa die ausschließende Herrschaft. Und noch nicht so abgestorben war die innere Lebensfähigkeit der heidnischen Kulte, daß sie nicht auch ohne unmittelbaren Anlaß sich immer aufs neue hätten regeln sollen. Sie hatten in den lokalen Diensten feste Wurzeln.

Man dürfte nicht sagen, die Christen seien Meister des Reiches geworden; der Fürst war es geworden, der sie vor den Gewaltsamkeiten schützte, die sie von seinen Gegnern erfuhren. Aber indem er die Persekutoren niederwarf, war er doch zugleich ihr Nachfolger geworden. Er konnte unmöglich zugeben, daß an die Stelle der Unordnungen der Verfolgung die vielleicht noch größeren einer gewaltsamen Reaktion träten. Er höre wohl sagen, so drückt er sich einmal aus: die Tempel und ihr Dienst seien nunmehr aufgehoben. Auch er sei geneigt, die Macht der Finsternis zu zerstören, aber er bedenke das vielen Gemütern innewohnende hartnäckige Festhalten des Irrtums; dieser drohe die allgemeine Wiederherstellung zu hindern.

Allerdings hat Konstantin eine Anzahl von polytheistischen Heiligtümern, besonders solche, welche dem Dienst der Venus gewidmet oder von denen die Orakel ausgegangen waren, zerstören lassen. Es waren die Stätten unversöhnlicher Feindseligkeit, welche er nicht dulden wollte. Doch legte er die Axt noch nicht an die Wurzel der früheren Religionen: er ließ sie vielmehr bestehen, um nicht ein neues Feuer, neue Kriege aufzuwecken. Er wußte recht wohl, daß es die Pflicht des Fürsten sei, auch für die zu sorgen, die in der Verehrung des Kreuzes nicht mit ihm übereinstimmten. Die allgemeine Reichsgenossenschaft, die Pflicht des Imperators, den öffentlichen Frieden zu erhalten, standen ihm noch höher, als das von ihm ergriffene Bekenntnis.

Diese Pflicht auszuüben, kam er nun aber auch in seinem Verhältnis zu den Christen selbst in die Notwendigkeit.

Eines der größten politischen Probleme ist es, wie sich die Staatsgewalt, die an der religiösen Meinung einer großen Partei festhält, zu den Zwistigkeiten, die in deren Mitte ausbrechen, stellen soll. Die Entzweiungen

unter den Christen waren bereits von so hoher Bedeutung, daß sie die Dazwischenkunft des Imperators erforderlich machten.

Noch vor dem Sieg über Licinius griff Konstantin in eine Spaltung ein, welche in der afrikanischen Kirche zum Vorschein gekommen war.

Infolge der Gewaltsamkeiten des Decius hatte sich überall die hierarchische Verfassung verstärkt; die Bischöfe waren nach denselben mächtiger als je geworden. Als die Verfolgung nachließ, entstand ein Streit darüber, wie diejenigen behandelt werden sollten, die wirklich zum Opfern genötigt oder sonst zur Verleugnung des Glaubens gebracht worden waren, jetzt aber nichts mehr wünschten, als wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Es bildeten sich hierüber drei Meinungen: die eine, daß man sie schlechthin aufnehmen, die andere, daß man sie zurückweisen, die dritte, daß die Aufnahme mit einer Pönitenz verbunden sein solle. Dieser Meinung war Cäcilius Cyprianus, Bischof von Karthago, der eben in jener Zeit durch seine weise und standhafte Haltung großes Ansehen erworben hatte; und auch in der römischen Kirche behielt sie über die, welche die Aufnahme überhaupt verweigern wollten, den Sieg. Nach der diocletianischen Verfolgung trat nun dieser Streit noch in größerer Schärfe hervor. Nicht wenige hatten sich verleiten lassen, die heiligen Bücher der Christen den kaiserlichen Beamten auszuliefern. Es sind die Traditores, welches Wort hier den Sinn der Verräter, den es in den romanischen Sprachen noch hat, in sich schließt. Ihnen trat eine streng rechtgläubige Partei entgegen, welche diese Nachgiebigkeit für einen Abfall und jede kirchliche Handlung, die unter ihrer Mitwirkung vorgenommen worden, für ungültig erklärte.

Bei dem größten Akt der afrikanischen Gemeinden, der Wahl eines Bischofs von Karthago, gerieten sie im Jahre 311 in offenen Konflikt. Noch einmal wurde ein Mann von der Gesinnung Cyprians, des Namens Cäcilianus, auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Aber bei der Ordination desselben geschah es, daß auch Geistliche mitwirkten, die als Traditores bezeichnet werden; was zur Folge hatte, daß die Mehrzahl der Bischöfe, namentlich die numidischen, deren man siebzig zählte, sich weigerten, den Cäcilian als rechtmäßigen Bischof anzuerkennen, und vielmehr einen anderen an dessen Stelle wählten. An der Spitze dieser Partei befand sich Donatus, Bischof von Casänigrä, welcher überhaupt montanistische Ideen verfolgte, von denen wir wissen, daß sie eine Verständigung der Kirche mit den herrschenden Gewalten unmöglich gemacht hätten. In dieser Lage befand sich die afrikanische Kirche, als Konstantin den Maxentius besiegte, worauf er, wie in Italien, so auch in Afrika als Imperator an dessen Stelle auftrat.

Die daselbst eingetretene kirchliche Spaltung zog sofort seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Frage war, ob die laxere cyprianische oder die strenge donatistische Doktrin die Oberhand behalten sollte.

Schon war die Bevölkerung aufgeregt. Von der über die Besetzung eines der wichtigsten bischöflichen Stühle ausgebrochenen Entzweiung wurde die

höchste Gewalt nahe berührt. Konstantin setzte eine Kommission, eigentlich einen Gerichtshof zusammen, der aus dem römischen Bischof und drei gallischen Bischöfen, von denen einer der von Köln ist, bestehen soll. Vor dieser Versammlung soll Cäcilianus mit zehn Bischöfen, die ihm anhängen, zugleich aber auch zehn anderen in Rom erscheinen, um ihren Streit entscheiden zu lassen, wie es das Gesetz Gottes verlange. Diese Versammlung fand nun im Oktober 313 wirklich im Lateran statt. Wir finden keine Spur davon, daß die Initiative vom römischen Bischof ausgegangen wäre; es war das eigenste Werk des Kaisers. Er spricht sich darüber mit Entschiedenheit zugleich und einer gewissen Naivetät des Glaubens aus; er sagt in einem Briefe an einen hohen Beamten in Afrika, dem er zutraut, daß er selbst ein Verehrer des höchsten Gottes sei: er könne den Streit unmöglich dulden oder dissimulieren, denn der höchste Gott habe ihm die Herrschaft über die irdischen Dinge anvertraut, und er müsse fürchten, dieser werde sonst mit seinem Zorn das Menschengeschlecht und ihn selbst treffen. Die Akten des kleinen römischen Konzils wurden ihm vorgelegt; mündlich und schriftlich erklärte dasselbe, daß es für Cäcilianus sei und vielmehr die anklagen müsse, die ihn angeklagt hätten. Von diesen waren viele bereits nach Afrika zurückgegangen und setzten die ganze Provinz in Aufregung. Statt sich dem Urteil zu unterwerfen, das nur von einigen Personen gefällt worden sei, erhoben sie neue Anklagen gegen Cäcilianus, unmittelbar vor dem Kaiser selbst. Konstantin wäre nicht abgeneigt gewesen, die Sache in Afrika zur Entscheidung bringen zu lassen; er fürchtete jedoch bei der Turbulenz der Donatisten, daß dabei etwas herauskommen dürfte, was der himmlischen Gottheit mißfallen und seine eigene Reputation, für die er vor allen Dingen zu sorgen habe, schädigen werde. Er dachte wohl, Cäcilian selbst in Brixia zu verhören, und versprach ihn zu verurteilen, wenn auch nur eines von den Verbrechen, die man ihm schuld gab, nachgewiesen werden könne. Allein auch damit beruhigten sich die Gegner nicht, so daß sich Konstantin entschloß, die Streitsache von einer größeren Versammlung von Bischöfen, die im August 314 in Arles zusammentreten sollte, untersuchen und entscheiden zu lassen. Dort sollte Cäcilian mit einigen Freunden, die er selbst namhaft machen könne, und einer Anzahl von Mitgliedern der entgegengesetzten Kirchenverbände aus Numidien und Mauretanien sich einfinden. Wir besitzen das Schreiben des Kaisers an den Bischof von Syrakus, in welchem derselbe aufgefordert wird, mit zwei Bischöfen, deren Wahl ihm überlassen blieb, auf der Versammlung zu erscheinen; der Kaiser trug zugleich Sorge für ihr Fortkommen und ihre Bedienung auf der Reise.

Der römische Bischof Miltiades, der es nicht ratsam fand, den Sitz der Apostel zu verlassen, hatte Gesandte nach Arles geschickt; und sehr bemerkenswert ist die Verehrung, die sich in dem Briefe ausspricht, in dem die Versammelten, an Zahl dreiunddreißig, dem Bischof Nachricht geben, ohne gleichwohl eine Oberhoheit desselben anzuerkennen. Der Beschluß fiel zum Nach-

teil der Donatisten aus; denn wie hätten die versammelten Bischöfe die Abrogation eines kreierten und designierten Bischofs nicht verwerfen sollen? Der Kaiser war seinerseits sehr geneigt, den Donatisten Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber dem Urteil, das von einer von ihm selbst berufenen bischöflichen Versammlung ergangen war, mochte er doch nicht in den Weg treten. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er den Bischöfen, die von Decius und Diocletian verfolgt worden waren, seinen Schutz angedeihen ließ. Und in Bezug auf den Streit innerhalb der Kirche ist es von Bedeutung, daß die extravaganten Meinungen der Donatisten, die an die Montanisten erinnerten, in einem Konzil verworfen wurden. Es war das gemäßigte, mit den Ordnungen des Kaisertums vereinbarte Christentum, zu dem sich die Bischöfe bekannten. Weltlich-selbstsüchtige Rücksichten weiß ich dabei nicht zu erkennen: der Inhaber der höchsten Staatsgewalt konnte nicht anders, als ihre Beschlüsse sanktionieren. Ob aber die verurteilte Partei sich denselben unterwerfen werde, war doch sehr zweifelhaft. Zuerst von den Donatisten ist die Frage aufgeworfen worden, was denn der Kaiser mit der Kirche zu schaffen habe. Aber um so stärker war die Verpflichtung der Bischöfe und aller Derer, die sich zu einer gemäßigten Doktrin bekannten, gegen den Kaiser.

Wie nun aber dann, wenn die Bischöfe sich selbst unter einander entzweiten? — Unmittelbar nach dem Siege über Licinius kam der Kaiser in den Fall, in eine kirchliche Entzweiung von der allergrößten Bedeutung eingreifen zu müssen. Es war die arianische, welche nicht bloß die Verfassung, sondern das tiefste Geheimnis des christlichen Glaubens selbst betraf. Als der Bischof Alexander von Alexandrien den Presbytern seine Lehre von der Dreieinigkeit in dem Sinne einer vollkommenen Einheit des Vaters und des Sohnes darstellte — die Trias sei eben eine Monas —, fand er in einem derselben, dem Presbyter Arius, einen scharfsinnigen und entschlossenen Widersacher. Denn die Wesenseinheit, so sagte dieser, würde doch die Unterscheidung der Personen aufheben; der Sohn sei nicht anfangslos, wie der Vater; er sei von demselben erzeugt oder erschaffen.

Diese Lehre, die den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen einen Schritt näher steht als die andere, fand nun im Orient so viele Anhänger, daß man in Alexandrien für notwendig hielt, ihr durch die authentische Erklärung einer Kirchenversammlung entgegenzutreten. Im Jahre 321 wurde Arius durch ein feierliches Konzil von Alexandrien von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Seine Anhänger behaupteten sich aber dennoch, so daß sich im Orient eine Partei bildete, welche die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft forderte. Zu denen gehörten selbst einige Bischöfe, unter denen Eusebius von Nikomedien der vornehmste war. Die Entzweiung erfüllte den Orient mit Hader und fing an, auf den Occident zurückzuwirken, so daß Konstantin unmittelbar von demselben betroffen wurde. Er war entfernt davon, sich selbst eine Ansicht über die Sache zu bilden; in einem Schreiben an die beiden Antagonisten tadelt er den Bischof, daß er die

Frage aufgestellt, zugleich aber auch Arius, daß er sie beantwortet habe. Denn es gebe kein Gesetz, welches zu Diskussionen dieser Art verpflichte. Das seien vielmehr Meinungen, welche aus müßiger Beschäftigungslosigkeit entspringen, mehr zur Übung des Geistes geeignet. Man müsse sie innerhalb der Gedankenkreise beschließen und nicht in die Öffentlichkeit bringen.

Aber der Streit war nun einmal ausgebrochen. Sobald Konstantin der allgemein anerkannte Imperator geworden war, mußte er denselben zu beseitigen versuchen. Als das einzige Mittel dazu erschien es ihm, die unter einander in Streit geratenen Bischöfe der orientalischen Kirche zusammenzurufen und einen Ausgleich zwischen ihnen zu unternehmen. Es war nicht eigentlich ein Befehl, den er ihnen zu diesem Zweck zugehen ließ, sondern eine Aufforderung, die mit allgemeiner Freude begrüßt wurde, auch deshalb, weil alle den wunderbaren Mann zu sehen wünschten, der so große Dinge ausgeführt hatte, und dem sie ihr Bestehen verdankten. Der Kaiser trug dafür Sorge, wie einst bei den Versammlungen in Rom und in Arles, daß die Bischöfe in den Stand gesetzt wurden, die Reise auszuführen.

Im Juni des Jahres 325 kamen bei dritthalbhundert Bischöfe, nicht ohne geistliches Gefolge, mit wenigen Ausnahmen alle Orientalen, ohne daß des römischen Bischofs gedacht wurde, nicht allein aus dem römischen Reiche, sondern auch aus den benachbarten Landschaften, Persien und Arabien, in Nicäa zusammen, die einen alt und würdig, die anderen noch jung und kräftig. Sie waren zum Teil auch deshalb gekommen, um ihre Beschwerden nach ihrer Parteistellung bei dem kaiserlichen Gericht einzubringen. Konstantin aber verschmähte es, die Eingaben auch nur zu lesen; er soll gesagt haben, den Christen gezieme gegenseitige Vergebung. Die Versammlung trug nicht das sakrosankte Gepräge, das man mit dem Begriff des ökumenischen Konzils zu verbinden pflegt. Alles war ursprünglich, unvorbereitet, wie es die Umstände mit sich brachten. Die Versammlung fand nicht etwa in einer Kirche statt, sondern im kaiserlichen Palast. Constantinus, noch in kräftigen Mannesjahren und von Sieg gekrönt, war doch von jeder Überhebung frei. Und wie hätte ihm nicht eine Vereinigung der Würdenträger der Kirche, zu der er sich, wenngleich noch nicht förmlich in ihre Gemeinschaft aufgenommen, doch in der Thut bekannte, Eindruck machen sollen? Obwohl er in der Pracht des Imperiums erschien, nahm er einen Augenblick Anstand, sich niederzusetzen, bis er sah, daß es der allgemeine Wunsch war. Dann erst, und, wie man erzählt, mit niedergeschlagenen Augen, begann er zu reden. Von allen Gnaden, sagte er, die ihm Gott erwiesen, sei beinahe die größte, daß er die Bischöfe vereinigt um sich sehe, von denen er erwarten dürfe, sie würden sich zu Einer Meinung vereinigen. Er habe sie berufen, um durch ihren Eifer den kirchlichen Entzweiungen, in denen eine noch größere Gefahr liege als in jeder andern, ein Ende zu machen. Sie seien Gott geweiht und schon dadurch verpflichtet, ruhiger Eintracht zu pflegen und sie auch denen zu schaffen, die danach trachten. Er sprach dann die Erwartung aus, daß sie

die Knoten ihrer Antilogien im Sinne des Friedens aufzulösen bedacht sein würden. Die Rede hielt er in der offiziellen Sprache des lateinischen Imperiums; ein Dolmetscher übersetzte sie ins Griechische. Dann aber mischte sich Konstantin in die Versammlung und redete in der Sprache, die ihnen am geläufigsten war, in der griechischen, mit den einzelnen.

Wie man versichert, hat er dem, was ein jeder für seine eigene Meinung vorbrachte, sein Ohr geliehen, so daß die Streitsucht einer gemäßigteren Stimmung Platz machte. Wir hören, er habe die einen überzeugt, die andern beschämt; genug, durch persönliche Einrede brachte er ihnen die übereinstimmenden Grundlagen ihrer Doktrin ins Bewußtsein, so daß die Differenzen zurücktraten.

Doch waren auch in Nicäa die beiden Parteien sehr ernstlich aufeinander gestoßen. Dem Presbyter Arius stellte sich der Zögling des Bischofs Alexander, Athanasius, damals Diakon, in persönlichem Streitgefecht gegenüber. Allein wenn wir recht unterrichtet sind, bildete sich auch eine dritte, zwischen beiden stehende Partei aus, die an der Wesenseinheit festhielt, jedoch mit solchen Bestimmungen, welche sie auch dem Gegner derselben annehmbar machten. Man fand eine Formel, welche von allen Bischöfen, mit Ausnahme von zweien unterschrieben wurde. Das Gefühl, der allgemeinen Gefahr entgangen zu sein, die Verehrung für den Fürsten, der dies bewirkt hatte, und das gemeinsame Interesse, mit ihm und unter einander zusammenzuhalten, walteten vor. Daß das geschah, wurde von Konstantin als ein neuer Sieg betrachtet, den er davongetragen habe. Er feierte damals die Vicennalien seiner Thronbesteigung. Mitten durch die Protektoren — so nannte man die Leibwächter, die mit gezogenem Schwert dastanden — nahmen die Männer Gottes ihren Weg in die Gemächer des Kaisers, wo ihrer ein festlicher Empfang wartete. Sie glaubten zu träumen, so unerwartet war ihnen dieses alles; der Kaiser betrachtete diese Festlichkeit gleichsam als einen Triumph, die Vollendung seiner Siege. Konstantin erscheint nicht als ein Theologe, der dem Geheimnis des Glaubens weiter nachzuforschen bestrebt gewesen wäre. Er nahm die Doktrin an, wie er sie fand. Den inneren Zwistigkeiten, die in den christlichen Gemeinden ausgebrochen waren, suchte er vornehmlich auch aus dem Grunde abzuhelfen, um dem Widerspruch der Gegner, die sich wohl auf die Zwietracht unter den Christen beriefen, ein Ende zu machen. Insofern gehörte eine Abkunft, wie die in Nicäa getroffene, zur Vollendung seiner Siege, denn an die Entzweiung hätten sich neue Unruhen und Gefahren geknüpft. So faßten auch die in Nicäa versammelten Bischöfe die Sache auf; sie entschlossen sich, die vereinbarte Formel zu unterschreiben, weil darin der Ausdruck des allgemeinen Sieges ihrer Sache bestand. Daß es dabei sein Bewenden nicht haben würde, hat sich bald gezeigt. Ein jeder behielt doch die ihm eigentümliche Vorstellung insoweit bei, als es bei der vereinbarten Formel möglich war. Die Vertiefung in das Abstrakte lag mehr in der Natur der christlichen Theologie, als Konstantin

vielleicht meinte. Doch das sind Fragen für eine spätere Zeit. Unmöglich konnte man von dem neuen Imperator erwarten, daß er sie lösen würde. Eine weltgeschichtliche Persönlichkeit in diesem Sinne hat es nie gegeben und kann es nicht geben: eine solche würde der Fortentwickelung der Jahrhunderte ein Ziel setzen. Auch Konstantin hat sich diesen Beruf nicht zugetraut; aber die natürlichen Wirkungen seiner Siege zu ergreifen und zu realisieren, ließ er sich nicht nehmen. Er verschaffte den Bekennern des Glaubens, unter dessen Zeichen er gesiegt hatte, eine überwiegende Stellung im Reiche, welche die maßgebende für alle Zeiten geworden ist.

Ich weiß nicht, ob ich Beistimmung finden werde, wenn ich den mir selbst unerwarteten Gedanken ausspreche, daß die einheitliche Gestaltung der christlichen Kirche aus ihrer Vereinbarung mit dem Kaisertum entsprungen ist; denn für den Glauben an sich wäre eine solche nicht notwendig gewesen, da dieser auf der Grundlage der evangelischen Schriften, und der Kirchendienst auf den presbyterialen und episkopalen Einrichtungen beruhte. Daß die Gläubigen von dem Kaisertum verfolgt wurden, gehörte dazu, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in dem gemeinschaftlichen Glauben lag, zu erhalten und zu verstärken. Wenn nun aber Konstantin ein heidnischer Herrscher gewesen wäre, so würden in den verschiedenen Gebieten sich Provinzialverfassungen ausgebildet haben. Das Auftreten und die Siege Konstantins hoben diese Möglichkeit auf. Daß es einen Imperator gab, der sich zwar nicht erdreistete, seine persönliche Meinung geltend zu machen, von dem man nicht einmal mit Gewißheit sagen kann, daß er wirklich durch die Taufe in den religiösen Verband der Christen förmlich aufgenommen worden ist, der aber durch seine Stellung und Gesinnung darauf angewiesen war, alle Streitigkeiten unter den Christen, als deren Protektor er zur Macht gelangt war, zu verhüten, und dazu der Beihülfe der Bischöfe bedurfte, — gab der Gesamtheit der Christen eine gewisse Einheit, die sich eben um den Imperator her gruppierte. Eine solche war in der That noch nicht vorhanden. Sie wurde durch die Gesamtheit der Bischöfe gebildet, welche zu einem großen Concilium berufen wurden, und kam in den beiden Autoritäten, dem Kaiser und der Versammlung, zur Erscheinung. Man dürfte nicht meinen, daß der Kaiser das Konzil beherrscht habe; die eigentliche Beschlußfassung blieb den Bischöfen überlassen. Denn nicht durch untergeordnete Hülfeleistung, sondern eine eingeborene Autonomie waren die Christen emporgekommen. Aber als Gesamtheit gestaltete sich die Kirche nur eben unter dem Einfluß dessen, der die höchste Gewalt in den Händen hatte. Hätte sich ein besonderer Imperator im Orient behauptet, so würden sich zwei verschiedene Kirchen, eine östliche und eine westliche, haben ausbilden müssen; es bedurfte der Vereinigung des Imperiums in Einer Hand, um die Einheit der Weiterentwickelung für die Zukunft möglich zu machen. Das Christentum war seiner Natur nach nicht auf das römische Reich beschränkt; es war sogar bereits in einer Ausbreitung über die Grenzen desselben hinaus be-

griffen; aber es schloß sich doch dem römischen Imperium unbedingt an und vermehrte insofern dessen Autorität, die als eine allgemeine, dem göttlichen Willen entsprechende angesehen wurde.

In dieser Verbindung liegt der Charakter der Institutionen des Reiches, wie es unter Konstantin bestand.

In Bezug auf die eigentliche Organisation desselben hielt er an dem Werke seiner Vorgänger fest. Er übernahm die diocletianische Verfassung in ihren Grundprinzipien und bildete sie weiter aus. Die Trennung der militärischen und civilen Gewalten, die früher nur angebahnt war, durchgeführt zu haben, ist ohne Zweifel das Verdienst Konstantins. Die Einrichtung der großen Präfekturen, welche die Gesamtheit umfaßten, wurde erst dann wahrhaft möglich, wenn die höchste Gewalt, die über alle herrschte, in Einer Hand konzentriert war.

Und kein Zweifel ist, daß die Stabilität des Kaisertums durch die Vereinigung mit dem Christentum eine neue Bürgschaft erhielt. Dadurch wurde eine ausgedehnte Klasse der Bevölkerung, in der das meiste Leben war, unmittelbar an den Thron geknüpft, der sich fortan von der Religion nicht mehr trennen konnte. Noch einmal zwar ist der Versuch vorgekommen, aber er hat nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Den Umfang der äußeren Macht hat Konstantin zu erhalten gewußt: zuerst an den Grenzen des Occidents, dann an der niederen Donau hat er Einbrüche der entgegengesetzten Nationalitäten zurückgedrängt. Das Imperium nahm wieder eine allgemein anerkannte Machtstellung ein. Der Biograph des Kaisers, Eusebius, ist davon voll, daß die verschiedensten Nationen ihm ihre Huldigung dargebracht haben; er selbst war dabei zugegen, wie der Kaiser sie empfing, die Äthiopen und Blemmyer aus dem Süden und die kräftigen Gestalten, weiß und rot im Antlitz, aus dem Norden, Gesandte von dem äußersten Osten mit prächtigen Geschenken an Edelgestein und Tiergestalten, die man sonst nicht kannte, sind vor Konstantin erschienen. Auch nach der Erweiterung der Erdkunde durch Ptolemäus brach die Meinung sich Bahn, daß der indische Osten durch einen Ocean begrenzt werde, dem ähnlich, welchem Britannien angehörte. Es wurde als der Gipfel der Ehre betrachtet, daß das Reich in den entgegengesetzten Regionen den Ocean erreiche, der die Erde umflute.

Das römische Reich war noch in einem anderen Sinne, als zur Zeit des Augustus, der Mittelpunkt der Welt geworden. Wenn die intensive Macht des Kaisertums auf den griechisch-römischen Institutionen, die in Rom vereinigt waren, beruhte, so trat im Christentum die Idee der ältesten Welt, welche durch das Judentum vermittelt in das römische Reich gekommen war, doch in einer von dem Boden der beschränkten Nationalität losgerissenen idealen Gestalt in dem Reiche Konstantins des Großen hervor. Das gehörte aber zur Vollendung der Kulturwelt in ihrem vollen Umfang. Und zugleich war es notwendig, um die Hervorbringungen des historischen Lebens anderen

Nationen überliefern zu können. Nur in ihrer Verbindung konnten sie ein Gemeingut der Menschen werden. Wie nun die Elemente des geistigen Lebens innerhalb des römischen Reiches sich ergänzen und mit einander ausgleichen, ob und wie dann die benachbarten Nationen von denselben ergriffen und durchdrungen werden könnten, war die Frage der folgenden Epochen der Weltgeschichte.

Noch war alles im Werden und in mannigfaltigem innerem Widerspruch begriffen, der dann sich wiederholt Bahn machte, die innere Entwickelung sowie die äußere Gestaltung noch sehr zweifelhaft. Die Leidenschaften der Menschen auf der einen, die Besonderheiten der Nationalitäten auf der anderen Seite setzten sich der Idee entgegen, die jedoch im ganzen und im großen den Sieg davongetragen hatte. Eben dazu folgen die Generationen des Menschengeschlechtes aufeinander, um, zusammenhängend und doch verschieden, den inneren Kräften des menschlichen Geistes und seiner Entwickelungsfähigkeit Raum zu schaffen.